
C 7007 C
Nr. 45
42. Jahrgang · DM 4,30
7. November 1988
NEUE SPIEGEL-SERIE
Weltmacht Droge
Fragen an
Konrad Lorenz
Der Mensch -
zu dumm
fürs
Überleben?

Ein Diamant ist ja auch nicht in einer gewöhnlichen Fassung.



Dimple. From the oldest distillers of Scotch Whisky.

Alleinvertrieb: Diversa Spezialitäten GmbH, 4134 Rheinberg.

HAUSMITTEILUNG

Datum: 7. November 1988 Betr.: Drogen-Serie

Der junge Mann, der sich einem SPIEGEL-Redakteur anonym anvertraute, ließ fast keine Frage unbeantwortet. Er schilderte, wie er als Drogenkurier unterwegs war, wo er den Stoff abholte und ablieferte, wieviel er verdiente. Und dann auch, was seinem Kumpel Axel geschah, als der vom Heroin des Auftraggebers etwas für eigene Geschäfte abgezweigt hatte: Er "bekam ein Messer in den Bauch und wurde in eine leere Teertonne geschmissen. Benzin drüber, angesteckt". Das Interview mit dem 23jährigen, eine schaurige Rarität (Seite 166), ist Teil der neuen SPIEGEL-Serie über das Untergrund-Imperium der Rauschgiftindustrie (Seite 148).

Ein gutes Dutzend Redakteure und Korrespondenten haben mehrere Monate recherchiert, wie die internationale Drogenmafia, die geschätzte 500 Milliarden Dollar Umsatz macht, die Welt überwältigt. Die SPIEGEL-Journalisten sammelten Informationen bei der amerikanischen Drogenbehörde DEA in Washington und beim Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden, in der deutschen Szene und beim Trendsetter, der von Drogen zerfressenen US-Gesellschaft. Sie berichten von den Rauschgift-Bandenkriegen in Los Angeles, aus der kolumbianischen Kokainmetropole Medellin und über die Asian Connection von Pakistan bis Malaysia, die das meiste Heroin liefert. Tomi Ungerer, Spezialist für die Karikatur des Makabren, lieferte eine Graphik, die den Serientext als Kenn-Zeichnung begleitet.



Die Weltmacht Droge bedroht Staaten und Gesellschaft mit einem "Gewalt- und Korrumpierungspotential bisher nicht gekannten Ausmaßes" (BKA-Fahnder Jürgen Jeschke), sie stellt Politiker und Polizei vor unlösbar scheinende Probleme. In dieser Lage tauchen Vorschläge auf, dem Übel durch Legalisierung aller Drogen zu begegnen – rettender oder verzweifelter Einfall? Die Redakteure Tina Stadlmayer und Bruno Schrep führten darüber ein SPIEGEL-Gespräch mit Gesundheitsministerin Rita Süssmuth, letzten Donnerstag im Flugzeug zwischen Berlin und Hannover (Seite 22).



Stadlmayer, Süssmuth, Schrep

IN DIESEM HEFT

Letztes Gefecht der Liberalen Seite 18



SPIEGEL 31/1988

Noch einmal mußte die Bonner Regierung eine Entscheidung über die Neuordnung der Luft- und Raumfahrtindustrie aufschieben: Otto Graf Lambsdorff und seine Liberalen meldeten Bedenken gegen die Übernahme des Luft- und Raumfahrtunternehmens MBB durch Daimler-Benz an. Der FDP ist die schiere Größe und industrielle Macht des geplanten Konzerns suspekt; sie kritisiert darüber hinaus die Milliarden-Subventionen, die der Staat auf lange Zeit für die Produktion des Airbus aufbringen muß. Bundeskanzler Helmut Kohl jedoch ist bei Daimler-Chef Edzard Reuter im Wort. Er hält die Kritik der Liberalen für ein letztes Scheingefecht und drängt deshalb auf eine schnelle Entscheidung.

Deutsche Hilfe für Rußlands Landwirtschaft Seite 46

KP-Chef Gorbatschow persönlich bat den Bonner Landwirtschaftsminister Kiechle in Moskau um Hilfe für die sowjetische Agrarproduktion. Bei Transport und Weiterverarbeitung gehen den Sowjets etwa 25 Prozent des Ertrags verloren. Eine Frage blieb offen: Wie will Moskau die deutsche Hilfe bezahlen?

Das große Feilschen beim Autokauf Seite 134


VW-Sondermodell

Autos sind immer schneller und besser geworden, aber auch immer teurer. Für viele Kunden sind sie inzwischen zu teuer. Händler und Hersteller locken deshalb mit Rabatten, Sondermodellen und Billig-Krediten. In den Schauräumen wird gefeilscht wie im Basar. Ford-Chef Daniel Goeudevert: „Was da läuft, ist nicht mehr normal“.

Karriere-Frauen: Oft Väter-Töchter Seite 78


Renate Damm

Langsam aber beharrlich erobern Frauen auch hierzulande gesellschaftliche Führungspositionen. Die Karrierefrauen, auffällig oft sogenannte Väter-Töchter, kommen einer Untersuchung zufolge häufig aus „besseren Kreisen“. Sie müssen ihr Dasein zwischen Kindern und Karriere meist straffer organisieren als die Männer. Wenn sie den Sprung nach oben geschafft haben, ziehen die erfolgreichen Frauen, wie etwa die Chefjuristin des Springer-Verlages, Renate Damm, weitere Frauen nach sich.

Roulett-Affären irritieren Kohl Seiten 28, 104, 129

Kanzler Kohl ist besorgt über die Spielbank-Affären, die in Mainz und Hannover die Union bedrängen. In Niedersachsen belasten zudem die Eskapaden eines CDU-Abgeordneten die Koalition.

Aussiedler im Eros-Center

Seite 118


Aussiedler in Hamburg St. Pauli

Rund 200 000 Aussiedler werden bis Jahresende in der Bundesrepublik erwartet – die Städte wissen nicht, wohin mit ihnen. Aus Mangel an Wohnraum werden die neuen Landsleute, die „schnell heimisch" (Kanzler Kohl) werden sollen, in Container-Siedlungen und Camping-Wagen gezwängt und müssen in Klassenzimmern und Turnhallen schlafen. In Hamburg beziehen sie auf der Reeperbahn Quartier: Neue Heimat im alten Eros-Center.

Israel: Vormarsch der Orthodoxen

Seite 172

Nach ihrer Wahlschlappe hat die Arbeitspartei von Schimon Peres kaum noch Aussicht auf Beteiligung an der Regierung. Jüdische Religionsfanatiker wollen künftig mit dem konservativen Likudblock von Premier Schamir koalieren. Der Sieg ultraorthodoxer Glaubenskrieger werde „in Richtung Mittelalter" führen, fürchten besonnene Israelis. Betlehems arabischer Bürgermeister hält gar „das Schicksal des Friedens für besiegelt".


Orthodoxe Juden in Jerusalem

Wer erschoß Präsident Kennedy?

Seite 184

Ein Vierteljahrhundert nach der Ermordung John F. Kennedys sind viele Amerikaner überzeugt, der Präsident sei nicht einem Einzeltäter, sondern einer Mafia-Verschwörung zum Opfer gefallen. Fernseh- und Buchautoren suchen nach neuen Zeugen und Beweisen für die Komplott-Theorie.

Virus-Attacke auf US-Großrechner

Seite 294


Rechenzentrum im Finanzamt Düsseldorf

Ein beispielloses Chaos herrscht seit Mitte letzter Woche in Computer-Netzen, die Amerikas Militärbürokratie mit Universitäten und Rüstungsfirmen verbindet: Ein sich mit rasender Geschwindigkeit ausbreitendes Computer-Virus wurde in die Netze eingeschleust und legte Tausende von Rechnern lahm. Das Verwirrspiel in den Datennetzen – Urheber bislang unbekannt – liefert einen Vorgeschmack auf folgenschwere Virus-Epidemien, die in den Rechnern von Großbanken, Finanzämtern oder auch der Flugsicherung möglich wären.

DER SPIEGEL (USPS 154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $ 230.00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

Fernkopieren mit TOSHIBA ist sicher.

Sechs Fernkopierer zur Auswahl, und das hundertfünfzigmal.



TOSHIBA ist einer der größten Hersteller von Fernkopierern auf dem deutschen Markt und bietet vom Einsteigermodell TF-111 bis zum leistungsstärksten Fernkopierer TF-341M sechs Modelle, unter denen sich für jeden Bedarf das richtige Gerät findet. Weltweit kompatibel, entsprechen die TOSHIBA Fernkopierer den strengen Richtlinien der Deutschen Bundespost und den internationalen CCITT-Normen.

Über 180 speziell ausgebildete TOP-Service-Techniker sind jederzeit erreichbar, damit der gekaufte TOSHIBA Fernkopierer auch ständig einsatzbereit ist.



Am besten wenden Sie sich direkt an eine unserer 150 Werksvertretungen. Dort werden Sie fachgerecht beraten, und man installiert Ihnen das für Sie passende Gerät streng nach den postalischen Vorschriften.

1000 Berlin 21, Horn & Goerwitz, 030/3469 90
1000 Berlin, Saar KG, 030/850901
2000 Hamburg 20, Collatz, 040/475085/87
2000 Hamburg 70, Holtkoetter, 040/669810
2000 Hamburg 50, L & R, 040/8505055
2000 Hamburg 76, PC Partner, 040/2201171
2080 Pinneberg, Schwartz, 04101/23311
2126 Adendorf, Harms, 04131/188899
2210 Itzehoe, Hennecke, 04821/7404/5
2350 Neumünster, Audehm, 04321/6030
2360 Bad Segeberg, Schweiger, 04551/8774
2380 Schleswig, Audio Point, 04621/23272
2407 Bad Schwartau, Engel, 0451/20020
2730 Zeven, Ohlrogge, 04281/3037
2800 Bremen, Bethge & Strutz, 0421/499890
2810 Verden/Aller, Philipp, 04231/2909
2840 Diepholz, Büro-Team, 05441/4055
2848 Vechta, Filiale Bethge & Strutz, 04441/5040
2910 Westerstede, Weiss, 04488/2181
3000 Hannover, Assmann, 0511/233031/2
3000 Hannover, Palmtag, 0511/455051
3008 Garbsen, Spitzer, 05131/95500
3100 Celle, Voss, 05141/881415
3110 Uelzen, Köhn, 0581/15036
3180 Wolfsburg, Zilligen, 05361/13441
3200 Hildesheim, Braun, 05121/81046
3300 Braunschweig, Filiale Assmann, 0531/494081
3400 Göttingen, Hatopp, 0551/31026
3554 Gladbach 4, Gebatec, 06462/8619
3582 Felsberg/Gensungen, Fröhlich Handels, 05662/891
4000 Düsseldorf, Bonkote, 0211/132185
4000 Düsseldorf, Rex Rotary, 0211/672081
4000 Düsseldorf, Schloten, 0211/634015
4000 Düsseldorf 30, Stodiek, 0211/417010
4005 Meerbusch, BOS, 02105/5398
4010 Hilden, Massenberg, 02103/51098
4040 Neuss, Ada, 02101/130051
4040 Neuss, Novomatic, 02101/50045
4049 Rommerskirchen, Braun, 02183/9595
4050 Mönchengladbach 2, Vitz GmbH, 02166/41062
4060 Viersen, Schmidt, 02162/77003
4100 Duisburg, MKT Filiale, 0203/287041
4150 Krefeld, Infomatic, 02151/802040
4230 Wesel, Damman, 0281/21503
4290 Bocholt, Neukötter CKV, 02871/16749
4300 Essen, Riederich, 0201/294990
4330 Mülheim, PPC de Greef, 0208/44629
4434 Ochtrup, Steffers, 02553/2018
4450 Lingen, Nottbeck & Rolke, 0591/3288
4460 Nordhorn, Knoop, 05921/4715
4500 Osnabrück, Gehse & Lakebrink, 0541/24545
4520 Melle, Herrscher, 05422/2789
4600 Dortmund 1, MKT Vertriebsges., 0231/519800
4600 Dortmund 15, Trippe, 0231/370950
4630 Bochum 6, MKT Vertriebsges., 02327/32905
4660 Gelsenkirchen, Carl, 0209/37111
4770 Soest, Strothkamp, 02921/15074
4800 Bielefeld, Kühnreich, 0521/25106
4950 Minden, Riensch, 0571/28044
4970 Bad Oeynhausen, Hanke, 05731/22634
5000 Köln 1, Ariston, 0221/562011
5000 Köln, Brieskorn, 0221/171003
5000 Köln 60, Düster, 0221/5995264
5000 Köln 51, Rex Rotary, 0221/363061
5000 Köln, Via, 0221/210155
5120 Herzogenrath, Alpha, 02406/4021
5190 Stolberg, Velodata, 02402/22043
5205 St. Augustin, Copytex, 02241/337066
5276 Wiehl, Copytex, 02261/72031
5300 Bonn 3, Breuer, 0228/473047
5300 Bonn, Kopierpartner, 0228/221485
5400 Koblenz, Ernst, 0261/31089
5400 Koblenz, Gotthard, 0261/139030
5450 Neuwied, Frank H.J., 02631/52888
5500 Trier, Lehr, 0651/20970
5536 Stadtkyll, Hörz, 06597/1300
5600 Wuppertal, BTO W. Junge, 0202/445151
5800 Hagen 1, Quitmann, 02331/3505-0
6000 Frankfurt, Avis, 069/614076
6000 Frankfurt, Cotec, 069/490081
6000 Frankfurt, RBR Bürosysteme, 069/439961
6000 Frankfurt, Waizenegger, 069/273060
6050 Offenbach, Büro Werner, 069/841024
6072 Dreieich, OFD, 06103/3737
6103 Griesheim, ESP, 06155/62086
6200 Wiesbaden, KAWA Bürosysteme, 06121/502045
6204 Taunusstein 2, Friedrich KG, 06128/44018
6250 Limburg/Lahn, Kappes, 06431/26071
6400 Fulda, Weinrich, 0661/4920
6467 Hasselroth 1, SKS Schneider, 06055/2002
6550 Bad Kreuznach, BVS Bad Kreuznach, 0671/34041/2
6600 Saarbrücken, Kraus, 0681/52097
6700 Ludwigshafen, Orga-Plan, 0621/522068
6750 Kaiserslautern, Orga-Plan, 0631/73065/67
6800 Mannheim 71, Copia, 0621/473071
6921 Reichertshausen, BÜKOMA, 06262/3611
7012 Felbach-Schmiden, Kopier GmbH, 0711/515025
7057 Leutenbach, Trade, 07195/61710
7064 Remshalden 1, Wirth, 07151/71226
7140 Ludwigsburg, TX Kommunikation, 07141/38188
7210 Rottweil, HACON electronic, 0741/7653
7270 Nagold, Lampart Rolf, 07452/3636
7312 Kirchheim/Teck, Zeitler, 07021/71751
7340 Geislingen, Kretzler, 07331/64059
7408 Kusterdingen 3, Fundel & Kurtz, 07071/33081
7470 Albstadt/Ebingen, Matthes, 07431/4010
7500 Karlsruhe 1, Fischer, 0721/1720
7506 Bad Herrenalb, Kuhfahl, 07083/4509
7530 Pforzheim, Stiegele, 07231/61032
7600 Offenburg, Fischer, 0781/55031
7700 Singen, Bükofa, 07731/65066
7730 VS-Villingen, Bauknecht, 07721/58064
7801 Horben, Mücke, 0761/ 290013
7858 Weil am Rhein/HLTG., Wiehl Büroshop, 07621/6067
7890 Waldshut/Tiengen, Hettler, 07751/3094
7900 Ulm-Lehr, Bohnacker, 0731/62026
7907 Langenau-Albeck, Bohnacker, 07345/7335/7310
7923 Königsbrunn, CSB, 07328/5012
7947 Mengen, Stöhr, 07572/5684
7950 Bieberach, Feha, 07351/13035
7988 Wangen/Allg., Brandner, 07522/4058
7988 Wangen, Feistauer, 07522/6006
7990 Friedrichshafen, Beck Anton, 07541/24082/83
7990 Friedrichshafen, Böhm, 07541/27272
8000 München 40, Schiller/Schulz, 089/14820
8000 München 45, Ludwig, 089/3113066
8000 München 40, Zwerger & Sohn, 089/35097-0
8056 Neufahrn, Bahe, 08165/4061
8070 Ingolstadt, Graf, 0841/2271
8120 Weilheim, Reto Vertriebs GmbH, 0881/62010
8192 Geretsried, Micom, 08171/81018
8200 Rosenheim, Lutz & Farrenkopf, 08031/31408
8263 Burghausen, Jaskulski, 08677/63320
8390 Passau, Computerstudio Passau, 0851/52765
8400 Regensburg, Filiale Büro Graf, 0941/794448
8440 Straubing, Mader, 09421/23011
8460 Schwandorf, BDS, 09431/20478
8493 Kötzting, ComTech, 09941/3005
8500 Nürnberg 40, Bükofa, 0911/444773
8500 Nürnberg, Deiss, 0911/66088
8500 Nürnberg, MBS Nürnberg, 0911/264747
8500 Nürnberg 90, Wallfahrer KG, 0911/30306-0
8501 Schwarzenbruck, Axel Wunder, 09128/8802
8543 Hilpoltstein, Bergmann, 09173/1415
8550 Forchheim, Nodes, 09191/2149
8593 Tirschenreuth, Maurer Center GmbH, 09631/2331
8654 Marktleugast, Schiwy & Müller, 09255/644-5
8700 Würzburg, Sammetinger, 0931/87187
8720 Schweinfurt, Jenner & Partner, 09721/18236
8720 Schweinfurt 11, Uhlenhuth, 09721/6520
8768 Bürgstadt-Miltenberg, HWG, 09371/68284
8802 Sachsen, Armbrüster, 09827/1254
8850 Donauwörth, ORG-Technik GmbH, 0906/6099
8873 Ichenhausen, Feha, 08223/2091/93
8900 Augsburg, Böwe, 0821/502010
8900 Augsburg, Spreuer, 0821/556038
8902 Neusäss, Bormann, 0821/461086-88
8910 Landsberg/Lech, Steigenberger + Partner, 08191/3434

Im Einklang mit morgen

TOSHIBA

COMPUTER • DRUCKER • KOPIERER • FERNKOPIERER

TOSHIBA Informationssysteme (Deutschland) GmbH, Abteilung A&P, Hammer Landstraße 115, 4040 Neuss.

BRIEFE

Beste Freunde?

(Nr. 43/1988, SPIEGEL-Gespräch mit dem sowjetischen Generalsekretär Michail S. Gorbatschow über Perestroika, die Russen und die Deutschen)

Herr Gorbatschow und Herr Augstein haben ein zwangloses Gespräch geführt. Mehr nicht. Aber das ist verdammt viel!

Hamburg — WOLFGANG ROMPA

Lieber drei Milliarden Mark für Gorbatschow '88 als 100 Milliarden Mark für den Jäger '90.

Reinbek (Schlesw.-Holst.) — KLAUS HERDER



Abendzeitung

Alles klar, Ronnie?

Wenn Herr Gorbatschow die Frage stellt, „Wer hat vorgeschlagen, ganz Deutschland in kleinere Stücke aufzuteilen, damit niemals mehr ein deutscher Staat wiedererstehen kann?" und darauf gleich selbst antwortet: „Wir doch nicht", so irrt er gewaltig. Denn gerade in der Frage der Aufgliederung Deutschlands traten auch Stalin und vor allem sein Außenminister Molotow auf der Konferenz von Jalta entschieden für die Zerstückelung ein. Es erweckt den Anschein, als wolle Gorbatschow die Schuld für die Teilung Deutschlands den Westmächten allein in die Schuhe schieben.

Amberg (Bayern) — THOMAS SCHROERS

Es ist nur zu wünschen, daß es endlich zu einer Aussöhnung zwischen dem deutschen und russischen Volk kommen wird. Dazu gehört allerdings auch die Beendigung der deutschen Teilung. Alle Deutschen in Ost und West würden dann zu den besten Freunden der Sowjet-Union werden.

Eschborn (Hessen) — J.F. WILHELM HÖRNICKE

Daß Herr Augstein in seinem Gespräch mit Gorbatschow Kant zitiert, finde ich überaus bemerkenswert: Zwar ließ dessen Logik damals noch die Möglichkeit zu, die Menschen könnten per Vernunft zu der Einsicht kommen, daß der Frieden unsere einzige Wahl ist, wenn wir auf dieser Welt überleben wollen; heute sehen wir, daß nur ein absolut existentieller Zwang in der Lage ist, uns zumindest auf den Weg zu bringen in Richtung Frieden – wobei noch lange nicht sicher ist, daß wir nicht schon viel zu spät dran sind.

Regensburg — GERTRUD PAWLIK

Alle Menschen in Ost und West wollen Frieden. Frieden und Wohlstand ist noch besser. Letzterer ist nur in einem System zu erreichen, das dem Tüchtigen die freie Entfaltung ermöglicht.

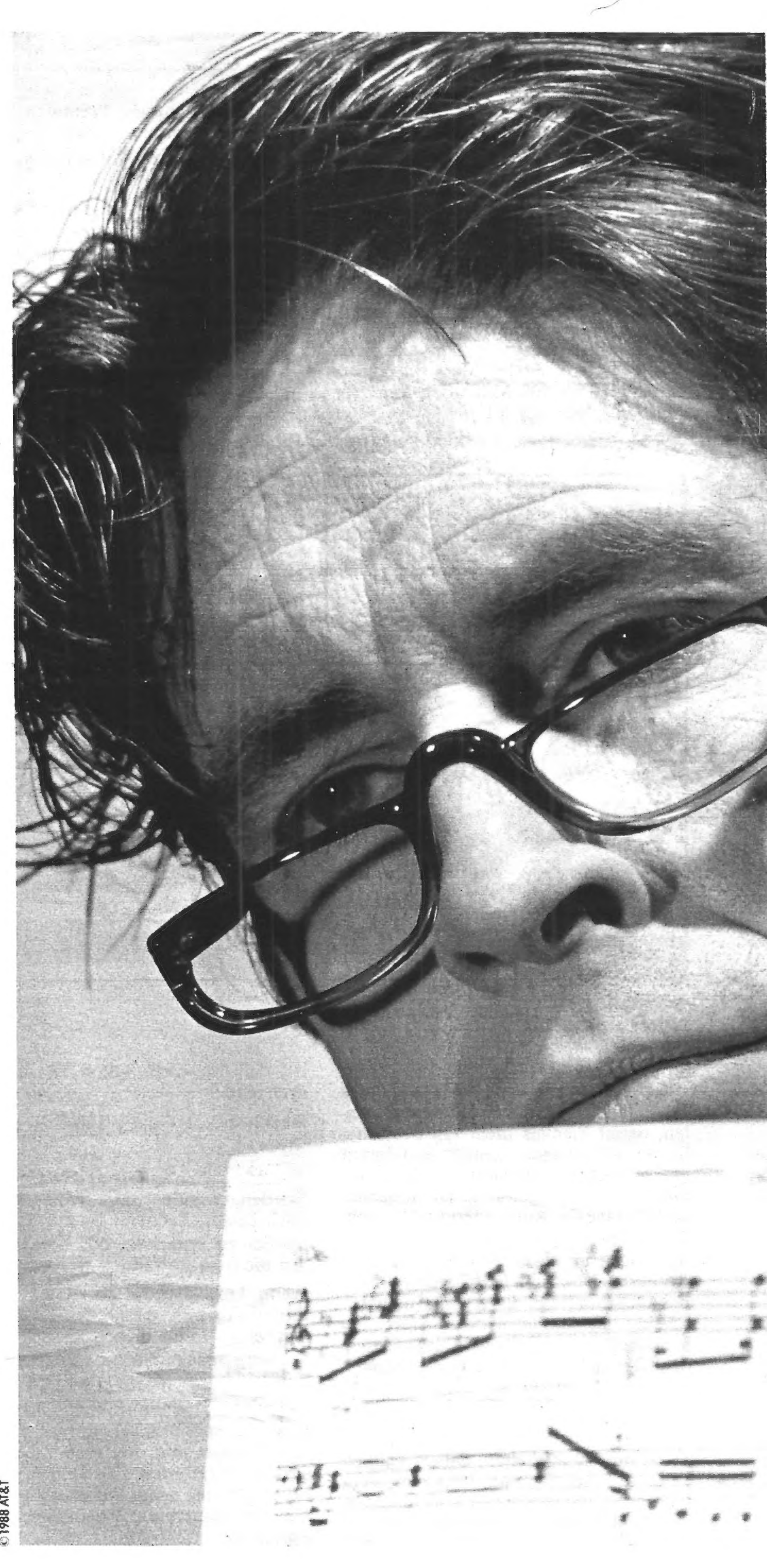
Wenn Gorbatschow bereit ist, diesen Grundsatz und damit die Überlegenheit einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung anzuerkennen, sollten wir alle nur denkbaren Hilfen gewähren.

An der kommunistischen Ideologie herumzuexperimentieren, hier ein wenig Glasnost und dort eine Prise Perestroika einzuführen, läßt keinen Durchbruch für eine echte Wandlung und damit eine dauerhafte Friedenssicherung erwarten.

Höchstadt (Bayern) — JOACHIM NECKRITZ



ER IST NICHT AM BROADWAY.



ABER ER SORGT DRÜBEN FÜR MUSIK.

Die Tinte ist kaum trocken, und schon ist seine neue Komposition 5000 Kilometer weit weg.

Die Möglichkeiten, die Ihnen Telefax bietet, sind nahezu unbegrenzt.

Sie können jedes Dokument in wenigen Minuten in jeden Winkel der Staaten schicken.

Das gilt auch für Zeichnungen, Diagramme und sogar Notenblätter.

Alles kommt so sauber an, als sei es gerade geschrieben worden.

Man könnte glatt auf die Idee kommen, eine Lobeshymne dafür zu komponieren.

Mit AT&T und der Deutschen Bundespost sind die Kommunikationswege zwischen der Bundesrepublik und den Staaten für jedermann offen.

Der vielleicht beste Griff, den Sie bei Ihren Geschäften mit den Staaten machen können, ist der zum Telefonhörer.

Mehr über AT&T bei AT&T Deutschland GmbH, Frankfurt.



Tag und Nacht baggern

(Nr. 40/1988, SPIEGEL-Titel: Streit über Sonntagsarbeit)

Wenn erst der Sonntag den ökonomischen Gesetzmäßigkeiten zum Opfer fällt, dann ist es nur noch ein kleiner Schritt, bis der Kölner Dom zum Warenhaus wird. O tempora, o mores!



Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt

Bonn — DR. THIES THORMÄHLEN

Früher haben uns die Arbeitgeber eine Schaufel in die Hand gedrückt und verlangt, Tag und Nacht zu schaufeln, mit der Begründung: „Deine Schaufel ist so klein, in acht Stunden bringt sie zu wenig ein.“ Heut' lassen uns die Unternehmer rund um die Uhr Bagger fahren, obwohl ein Bagger ein Tausendfaches leistet. Mit der Begründung: „Du mußt baggern Tag und Nacht, weil der Chef sonst Pleite macht.“

Nacht- und Sonntagsarbeit sind nicht nötig. Auch, wenn Sie das hundertmal schreiben. Ich kenne keinen Arbeitnehmer, der aus eigenem Wollen Nacht- und Sonntagsarbeit ausführt. Immer stehen Geld und Druck dahinter.

Köln — VEIT HENNEMANN

Die mögliche Einbeziehung des Samstags in die regelmäßige Arbeitszeit ist im Metall-Tarifvertrag NRW eindeutig vorgesehen. Das Arbeitsgericht Arnsberg konnte deshalb in der von Ihnen zitierten Entscheidung Samstagsarbeit nicht „verbieten“ und hat dies auch nicht getan. Das Arbeitsgericht hat eindeutig festgestellt, daß „eine Festlegung der Verteilung der individuellen regelmäßigen Arbeitszeit auf fünf Werktage unter Einschluß des Samstags vom Tarifvertrag ausdrücklich zugelassen wird.“

Der Beschluß des Arbeitsgerichtes Arnsberg ist nicht etwa der einzige zum umstrittenen Thema. So hat das Arbeitsgericht Solingen am 5. Juli 1988 genau umgekehrt entschieden und die im konkreten Fall gegebenen betrieblichen Erfordernisse für Samstagsarbeit bejaht.

Arnsberg (Nrdrh.-Westf.)
K.E. SCHMITZ-SIMONIS
Unternehmensverband Südöstliches Westfalen e.V.

In Ihrer Titelgeschichte unterstellen Sie mir den „Vergleich“ der Wochenendarbeit „mit der Kinderarbeit in der Frühzeit der Industriegesellschaft“. Von mir kann eine solche Äußerung nicht stammen; ich weiß zwischen Wochenendarbeit und Kinderarbeit zu unterscheiden. Ich habe mich freilich in einem anderen Zusammenhang dagegen verwahrt, daß uns die Samstags- und Sonntagsarbeit im Namen von Freiheit und Wertewandel als gesellschaftlicher Fortschritt angepriesen wird. Solche Jahrmarkt-Sprüche erinnern mich an die Versuche, vor mehr als 100 Jahren die Sonntagsarbeit und die Kinderarbeit zu rechtfertigen. Neben dem Ruin der deutschen Wirtschaft mußte das Wohl der Opfer herhalten: Die Fabrik schütze vor Verwahrlosung, Wirtshaus und Alkohol.

Stuttgart — DETLEF HENSCHE
Hauptvorstand der IG Druck und Papier

Frei und irritationsfähig

(Nr. 41/1988, Kunst: Nazi-Embleme als zeitgenössisches Ausdrucksmittel)

Wer denn sonst, wenn nicht die in bundesrepublikanischer Restauration der fünfziger Jahre geborene Generation, soll die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Nazi-Regime „aufarbeiten“? Etwa die übergangslos in Amt und Macht installierten Nazis, vom Bundeskanzleramtschef und Rassengesetzkommentator Globke bis NSDAP-Mitglied und Bundespräsident Karl Carstens? Oder die Generation jener, die von der „Gnade der späten Geburt“ geküßt wurden wie unser glorreicher Kanzler?

Der Freiheit und Irritationsfähigkeit dieser Künstlergeneration ist zu danken, daß zwischen der Emigrantenposition des Naziterrors und dem Terrorismus der siebziger Jahre eine „Betroffenheit“ mit der nationalen Vergangenheit formuliert werden kann, ohne in sie „verstrickt“ zu sein.

Hamburg — ASCAN CRONE
Galerist von Rosemarie Trockel und Hanne Darboven

Diese Künstler leisten Geschichtsarbeit, indem sie das unter den Teppich Gekehrte hervorzerren, um den Verdrängungsmanövern, dem lügenhaften Umgang mit der Vergangenheit entgegenzuwirken. Diejenigen, die wie Karlheinz Schmid hier Gefahr wittern und ihre Bedenken äußern, unterstützen die offizielle Geschichtsbewältigung, die bestrebt ist, die Nazizeit auszuklammern. Deshalb muß Karlheinz Schmid so sehr auf Rosemarie Trockels Strickmützen einschlagen. Aber selbst grobschlächtige Neonazis spüren, im Gegensatz zu Schmid, daß diese Trockel-Mützen anders gemeint sind, und ziehen eine original SS-Kopfbedeckung vor.

New York — ISABELLE GRAW
„Wolkenkratzer Art Journal“

„Türkenwohnung“ von Olaf Metzel
Den Lügen entgegengewirkt

Selbstverständlich schmeichelt es mir, daß sich ein so wohlerzogenes Blatt wie der SPIEGEL mit meinen Träumen beschäftigt, ich darf jedoch darauf hinweisen, daß ich ihn (den Traum) ganz so blutdürstig, wie abgedruckt, nicht geträumt habe. „Hitler und der Frankfurter Alt-Banker Hermann Josef Abs verlassen gemeinsam eine Hamburger Sparkasse – und werden von ihm, Büttner, kurzerhand erschossen“, schreibt der SPIEGEL, und der erste Teil des Satzes ist richtig, aber dann bum-bum, nein, wie primitiv. In Wahrheit träumte mir, die beiden verlassen die Bank, und draußen bekommt der Führer einen Wutanfall, da Abs ihm einen Taxenstand mit wartenden Taxen versprochen hatte, und nun ist kein Wagen da. Ein kleiner Unterschied, aber ich muß darauf bestehen, damit meine Freunde nicht denken, ich hätte verwegene Naßträume.

Hamburg — WERNER BÜTTNER

Offen unterstützt

(Nr. 44/1988, Spenden: Finanzmanipulationen im Afghanistan-Komitee)

Ich bin etwas traurig, daß der SPIEGEL versucht, mich in interne Probleme humanitärer Afghanistan-Organisationen zu „verstricken". Meine einzige wirkliche „Verstrickung" besteht darin, daß ich seit neun Jahren versuche mitzuhelfen, daß Afghanistan wieder frei wird, und daß die Menschen dort medizinisch versorgt werden. 1985 rief ich nach einer Afghanistan-Reise zu Spenden für das Deutsche Afghanistan Komitee auf. Ich habe mich dafür eingesetzt, beim Einsatz der Spenden die Hisbi-i-islami zur Hälfte zu berücksichtigen, weil ich in Afghanistan erlebt hatte, wie dreckig es gerade den Hisbis und den von ihnen betreuten Menschen ging. Ich habe mich dazu bekannt. Selbstverständlich habe ich die Freiheitsbewegung Hisbi-i-islami, wie andere afghanische Freiheitsbewegungen, politisch und humanitär mit allen Kräften unterstützt, und zwar nicht über 25 Ecken, sondern offen und direkt.



Todenhöfer

Bonn DR. JÜRGEN TODENHÖFER
MdB/CDU

Überraschende Einwände

(Nr. 43/1988, Theater: SPIEGEL-Gespräch mit dem französischen Dramatiker Bernard-Marie Koltès über seine Stücke und ihre Inszenierungen)

Mit Überraschung entnahmen wir dem SPIEGEL, daß Bernard-Marie Koltès Einwände gegen unsere Inszenierung seines Stückes „Rückkehr in die Wüste" hat. Uns hatte er davon nicht verständigt. Erst Mitte dieser Woche haben wir einen Brief bekommen, der zwei gezielte Einwände enthält und keineswegs von einem Aufführungsstopp spricht. Wir hatten Koltès zu der Aufführung eingeladen, leider hat er aus Krankheitsgründen abgesagt. So kann er wohl nur auf Grund von Gerüchten zu seinem Bild von der Aufführung gekommen sein. Daß Alexander Lang die deutsche Erstaufführung der „Rückkehr in die Wüste" noch vor der eigentlichen Uraufführung durch Patrice Chéreau inszenieren konnte, hing unter anderem damit zusammen, daß Koltès in München Langs Inszenierung seines Stückes „In der Einsamkeit der Baumwollfelder" gesehen hatte und sehr damit einverstanden war. So kam auch Langs Inszenierung der „Rückkehr" auf Grund seiner Wertschätzung des Autors Koltès zustande, und nichts lag ihm ferner, als das Stück zu verfälschen. Wir hätten uns gern mit B.-M. Koltès über unsere Aufführung auseinandergesetzt, werden das auch

jetzt noch tun, und finden diesen von Spekulationen und Hörensagen gespeisten Vorgang sehr bedauerlich.

Hamburg BRIGITTE LANDES
Dramaturgin am Thalia Theater

Es boomt gewaltig

(Nr. 41/1988, Großbritannien: Run auf Häuser in Frankreich)

Den von Ihnen geschilderten Effekt beobachten wir auch seit längerer Zeit. Aber Häuser und Grundstücke werden nicht nur in der Normandie und in der Bretagne knapp: Seit den Freiberuflern bewußt wird, daß der europäische Binnenmarkt ihnen ab 1993 erlaubt, den regnerischen Norden mit dem stets milden, freundlichen Süden zu vertauschen und zum Beispiel an der Côte d'Azur als Steuerberater, Rechtsanwalt oder Zahnarzt tätig zu sein, boomt es dort gewaltig. Vor allem Dänen, Engländer und Holländer kaufen alles zu fast jedem Preis. Während sich früher an der Côte die Preise alle fünf bis sieben Jahre verdoppelten, kann man jetzt vor drei bis fünf Jahren erworbene Immobilien zum doppelten Preis wieder abgeben. Und die Tendenz geht weiter nach oben. Der „Mitterrand-Schock", die kurze Stagnation nach seiner ersten Wahl, ist längst überwunden.

Hamburg CARL SANTOS
Centrale Immobilière Française

Altbackenes Ergebnis

(Nr. 42/1988, Panorama: Seichtes aus Deutschland)

Nicht deutsche Fernsehbeamte hatten den ARD-Programmquerschnitt, den das sowjetische Fernsehen sendete, zusammengestellt. Die Auswahl lag in der Hand der Redakteure von Gosteleradio. Ich hatte aus der Produktion des ARD-Studios Moskau durchaus ein mehr politisches Stück vorgeschlagen. Die sowjetischen Kollegen waren aber mit ihrer leichten Auswahl – auch wenn sie gerne mehr davon gehabt hätten – sehr zufrieden und berichteten, den Zuschauern habe es auch gut gefallen. Sozusagen zum Ausgleich wird das von Köln ausgestrahlte Parallelprogramm nichts von den poppigen und scharfen Magazin- und Diskussions-Programmen oder Dokumentationen des sowjetischen Fernsehens enthalten, die an formalem Einfallsreichtum, offener Kritik und politischem Tiefgang ähnliche Programme auf deutschen Bildschirmen häufig übertreffen.



Ruge

Das Ergebnis tut dem Ruf der informativen und politischen Programme beider

Länder natürlich nicht gut und läßt sie altbackener aussehen, als sie wirklich sind; und die Programm-Macher leider auch.

Moskau GERD RUGE

Dubiose Methoden

(Nr. 39/1988, Aids: Kripo-Fahnder im Rotlicht-Milieu; Nr. 42/1988, Leserbriefe)

Herr Koch, seiner Ansicht nach wohl zum Mitglied des Bayerischen Innenministeriums avanciert, benützt sein übliches Horrorszenario, um die dubiosen Methoden, mit denen man vermeint hatte, meine Mandantin überführen zu müssen, zu rechtfertigen. Seiner Einschätzung zufolge, sind tatenlos zusehende Zyniker wohl nicht jene, die sich nach Entlassung meiner Mandantin aus der JVA an deren Fersen geheftet haben und vorgeben (nachdem das erwünschte Resultat, der Prostitutionsnachweis, nicht geglückt ist), sich selbst zum Geschlechtsverkehr angeboten zu haben.

Traurige Tatsache: Bereits eine Woche nach ihrer Entlassung wird die Dame wieder festgesetzt. Die Szene ist vorläufig wieder „entsorgt“. Herrn Koch, der sich auch gerne auf das für ihn unbestellte Feld der Justiz verirrt, ist entgangen, daß selbst die Strafverfolgungsbehörde angesichts der Methodik nicht gerade in Jubel ausgebrochen war. Wozu also die unerbetene Stimmungsmache? Bevor Vorverurteilungen und Stellungnahmen vor Prozeßbeginn noch weiter betrieben werden, fordere ich alle „Berufenen“ auf, meiner Mandantin das durch Verfassung geschützte Recht einzuräumen, bis zu einem rechtskräftigen Urteil als unschuldig zu gelten.

München ANDREAS GROB
Rechtsanwalt

Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte des SPIEGEL-Verlages, Hamburg, beigeklebt.
Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist ein Briefumschlag der Firma American Express, Frankfurt, beigeklebt.

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19/Ost-West-Straße
Telephon (040) 3007-0
Telex 2 162 477
Telefax (040) 3007-247

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Erich Böhme, Dr. Werner Funk

REDAKTION
Ariane Barth, Rolf Becker, Dieter Bednarz, Wolfram Bickerich, Ulrich Bieger, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Dr. Hermann Bott, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Dageför, Dr. Thomas Darnstädt, Bernd Dörler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Rüdiger Falksohn, Nikolaus von Festenberg, Dr. Michael Fischer, Uly Foerster, Klaus Franke, Angela Gatterburg, Henry Glass, Rudolf Glismann, Wolfgang Gust, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Almut Hielscher, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Siegesmund von Ilsemann, Ulrich Jaeger, Urs Jenny, Dr. Wolfgang Kaden, Dieter Kampe, Dr. Hellmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusk, Hans Werner Kilz, Sebastian Knauer, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Christiane Kohl, Klaus Kröger, Karl Heinz Krüger, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Heinz P. Lohfeldt, Armin Mahler, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Dr. Hans Peter Martin, Matthias Matussek, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Rolf S. Müller, Bettina Musall, Hans-Georg Nachtweh, Irma Nelles, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Iris Nustede, Gunar Ortlepp, Rainer Paul, Christoph Peck, Jürgen Petermann, Norbert F. Pötzl, Joachim Preuß, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Joachim Riedl, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Gerd Rockel, Kurt Röttgen, Valeska von Roques, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Peter Schille, Tom Schimmeck, Heiner Schimmöller, Hans Joachim Schöps, Bruno Schrep, Diethelm Schröder, Harald Schumann, Dr. Stefan Simons, Helmut Sorge, Lutz Spenneberg, Mareike Spiess-Hohnholz, Hans Gerhard Stephani, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Günther Stockinger, Peter Stolle, Willy Theobald, Dr. Rainer Traub, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hartmut Volz, Dr. Manfred Weber, Rainer Weber, Alfred Weinzierl, Sibylle Weischenberg, Erich Wiedemann, Dr. Harald Wieser, Dr. Dieter Wild, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNG BONN
Winfried Didzoleit, Dr. Richard Kiessler, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Hans-Jürgen Schlamp, Tina Stadlmayer, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstr. 20, 5300 Bonn, Telephon 26 70 3-0, Telex 886 630

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Christian Habbe, Axel Jeschke, Kurfürstenstraße 72 – 74, 1000 Berlin 30, Tel. 26 10 61, Telex 184 704 · Berlin (DDR): Ulrich Schwarz, Leninallee 175, 16-06, DDR-1156 Berlin, Tel. 372 10 75 · Düsseldorf: Georg Bönisch, Hans Leyendecker, Manfred Müller, Richard Rickelmann, Rudolf Wallraf, Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf 1, Tel. 1 68 90-0, Telex 8 582 737 · Frankfurt a. M.: Peter Adam, Stefan Baron, Wolfgang Bittner, Ulrich Manz, Jürgen Scherzer, Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 71 71 81, Telex 413 009 · Hannover: Wolfgang Becker, Jürgen Hogrefe, Rathenaustraße 16, 3000 Hannover, Tel. 32 69 39, Telex 922 320 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 7500 Karlsruhe 1, Tel. 225 14, Telex 7 825 471 · Kiel: Manfred Ertel, Dietrich Lachmund, Niemannsweg 18, 2300 Kiel, Tel. 56 30 66 · Mainz: Felix Kurz, Wilfried Voigt, Rheinstraße 101, 6500 Mainz, Tel. 23 24 40, Telex 4 187 507 · München: Dinah Deckstein, Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, Michael Schmidt-Klingenberg, Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501 · Stuttgart: Peter Stähle, Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Omirou 13, 10672 Athen, Tel. 363 6577, Telex 215 418 · Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. 22 63 63, Telex 825 391 · Brüssel: Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, Residence Roncevaux, 1040 Brüssel, Tel. 230 61 08, Telex 25 294 · Kairo: Volkhard Windfuhr, 18, shari' El-Fawakeh, Muhandisin, Kairo, Tel. 71 22 10 · Kapstadt: Paul M. Schumacher, 4th Floor Protea Assurance House, 31 Adderley Street, Kapstadt 8001, Tel. 45 57 57, Telex 520 393 · London: Hans Hielscher, 66 Great Russell Street, London WC1B 3BN, Tel. 430 0323 · Madrid: Elisabeth Guth, Marques de Cubas 12, Madrid 14, Tel. 429 8964, Telex 45 383 · Mexiko: Armin Wertz, Alfonso Caso 278-7 bis, Col. Tlacopac, 01040 Mexiko, D. F., Tel. 550 1297, Telex 1 773 310 (Presseclub) · Moskau: Jörg R. Mettke, Krutizkij Wal 3, Kw 36, Moskau, Tel. 274 00 09, Telex 413 288 · Neu Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Tel. 61 97 33, Telex 3 162 469 · New York: Dr. Werner Meyer-Larsen, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. 221 7583, Telex 237 723 · Paris: Lutz Krusche, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. 4256 1211, Telex 650 086 · Peking: Andreas Lorenz, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. 532 3541, Telex 22 736 · Rio de Janeiro: Walter Tauber, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. 275 1204, Telex 2 130 706 · Rom: Birgit Kraatz, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 679 7522 · Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, Stockholm, Tel. 50 82 41 · Tel Aviv: Henri Zoller, Hareschesch Street 12, Tel Aviv (Afeka), Tel. 42 73 65, Telex 342 663 · Tokio: Dr. Tiziano Terzani, 3-31-9 Kamimeguro, Meguro-ku, Tokio, Tel. 791 8011 · Washington: Hans Hoyng, Dr. Martin Kilian, Suite 702, 1015 15th Street, N. W. Washington, D. C. 20 005, Tel. 347 5222, Telex 440 214 · Wien: Dr. Martin Pollack, Theobaldgasse 9/7, 1060 Wien, Tel. 587 34 33

ILLUSTRATION
Renata Bleck, Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Manuela Cramer, Josef Csallos, Peter Nils Dorén, Volker Fensky, Rüdiger Heinrich, Ingeborg Molle, Ursula Morschhäuser, Walter Pomikalko, Monika Rick, Chris Riewerts, Claus-Dieter Schmidt, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Karin Weinberg, Rainer Wörtmann, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Jens Eggers, Horst Engel, Hermann Harms, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Karl-Heinz Körner, Inga Lembcke, Reimer Nagel, Andreas M. Peets, Wolfgang Polzin, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Hans-Jürgen Vogt, Holger Wolters, Peter Zobel

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Panorama, Deutschland-Politik, Parteifinanzen, CDU, Politisches Buch, Rüstung: Diethelm Schröder; für Subventionen, Lucy-Interview, Ost-Handel, Autoindustrie, Fusionen, Flugverkehr, Werften, Südafrika, Fischfang, Trends: Dr. Wolfgang Kaden; für Süssmuth-Gespräch, Rheinland-Pfalz, Aids, SPD, Wahlen, Geiselnahme, Presse, Polizei, Strafrecht, Propaganda, Aussiedler, Drogen-Interview: Hans Werner Kilz; für Bach-Gespräch, Lorenz-Gespräch, Hochschulen, Architektur, Computer: Jürgen Petermann; für Affären, Niedersachsen: Jochen Bölsche; für Serie: Siegfried Kogelfranz; für Israel, Polen, USA, Spanien, Gesellschaft, Iran, Panorama Ausland, China, Rekorde: Dr. Dieter Wild; für Formel 1, Eishockey, Show, Spectrum: Kurt Röttgen; für Bestseller, Kunst, Fernsehen, Szene, Fernseh-Vorausschau: Dr. Hellmuth Karasek; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Ulrich Bieger; für Titelbild: Rainer Wörtmann; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Rolf Becker (sämtlich Brandstwiete 19/Ost-West-Straße, 2000 Hamburg 11)

DOKUMENTATION
Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Sigrid Behrend, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Armin Dirks, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Dr. Dieter Gessner, Hartmut Heidler, Ursula Heinrich, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Günter Johannes, Petra Kleinau, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Ilse Lange-Henckel, Walter Lehmann, Michael Lindner, Leonore Lohse, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Wolfhart Müller, Christel Naht, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Nora Peters, Peter Philipp, Axel Pult, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Dr. Mechthild Ripke, Hedwig Sander, Karl-H. Schaper, Rolf G. Schierhorn, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Christel Schulz, Werner Siegert, Margret Spohn, Anja Stehmann, Monika Tänzer, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Georg Wöhner

BÜRO DES HERAUSGEBERS
Wolfgang Eisermann

NACHRICHTENDIENSTE
AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, Newsweek, New York Times, Time

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
Verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner.

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 42 vom 4. Januar 1988.

Verlagsgeschäftsstellen: Düsseldorf: Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf, Tel. 16 89 0-0, Telex 8 382 737; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 72 03 91, Telex 413 009; Hamburg: Brandstwiete 19, 2000 Hamburg 11, Tel. 3007-0, Telex 2 162 477; München: Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

Abonnementspreise: Normalpost Inland: sechs Monate DM 111,80, zwölf Monate DM 223,60. Normalpost Europa: sechs Monate DM 142,80, zwölf Monate DM 285,60; Seepost Übersee: sechs Monate DM 148,-, zwölf Monate DM 296,-; Luftpostpreise auf Anfrage. Abonnement-Service: Tel. (040) 30 07-445

Postgiro-Konto Hamburg Nr. 7137-200
BLZ 200 100 20

Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg, und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG
Fried von Bismarck, Karl Dietrich Seikel, Helmut Wallbaum

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Adolf Theobald

panorama

Doppelter Gang

Eine Mindestsicherung für Arbeitslose wollen die Sozial- und Arbeitsminister der Länder per Gesetz einführen. Sie folgen damit einem von Baden-Württembergs Ministerpräsidenten Lothar Späth wieder aufgegriffenen Vorschlag des Bremer Sozialsenators Henning Scherf aus dem Jahr 1985, wonach das Arbeitslosengeld oder die Arbeitslosenhilfe der Bundesanstalt für Arbeit durch einen „Sozialzuschlag" auf Sozialhilfeniveau aufgestockt werden soll. Die der Bundesanstalt entstehenden Kosten müsse dabei der Bund übernehmen. Begründet wird der von sechs Ländern bei vier Gegenstimmen und einer Enthaltung durchgesetzte Beschluß damit, daß die Arbeitslosenversicherung seit langem nicht mehr ihre Sicherungsfunktion erfüllt, dafür Länder und Kommunen mit Sozialhilfe einspringen müssen. So hatten 1987 nur rund 37 Prozent (834 000) aller registrierten Arbeitslosen Anspruch auf Arbeitslosengeld, 577 000 Arbeitslose (26 Prozent) mußten sich mit der niedrigeren Arbeitslosenhilfe bescheiden. 818 000 Arbeitslose erhielten überhaupt




Scherf, Späth

keine Arbeitslosenunterstützung. Nutznießer einer Mindestsicherung wären zunächst die Länder und Kommunen, deren Sozialhilfeleistungen aufgrund der Arbeitslosigkeit in den letzten Jahren dramatisch anstieg auf zuletzt 25 Milliarden Mark für 3,1 Millionen Sozialhilfeempfänger im Jahr 1987. Für Arbeitslose entfiele, immerhin, der doppelte Gang zum Arbeits- und Sozialamt.

Antisemitismus Ost

Rund zehn Prozent der Jugendlichen zwischen 14 und 26 Jahren in der DDR sympathisieren mit faschistischen Ideen. Sie organisieren sich als Skinheads oder „Faschos". Die Gruppen sind straff nach dem Führerprinzip aufgebaut und führen sowohl Schulungen als auch Wehrübungen durch. Das geht aus einer unter Verschluß gehaltenen soziologischen Untersuchung der Ost-Berliner Humboldt-Universität hervor, die der DDR-Schriftsteller und Philosoph Wolfgang Herzberg auf einem Seminar jüdischer Gruppen aus dem deutschsprachigen Raum in Ost-Berlin bekanntmachte. Auch sind nach Herzbergs Angaben jüdische Friedhöfe in der DDR-Metropole sowie in Erfurt, Leipzig und Eberswalde geschändet worden.



Müllkippe Schönberg

DDR: „Die größte Müllkippe Europas"

In der DDR regt sich offener Widerstand gegen die Lagerung westdeutschen Industrie- und Hausmülls auf ostdeutschen Deponien. Eine Gruppe Ost-Berliner und westdeutscher Umweltschützer protestierte am vergangenen Dienstag mit einer Fahrraddemo gegen Sondermülltransporte aus West-Berlin auf die Verbrennungsanlage in Schöneiche bei Potsdam, wo ab 1989 jährlich 15 000 Tonnen Sondermüll aus dem Westen verfeuert werden sollen. Einen Tag später appellierte das kirchliche „Netzwerk Arche", der landesweite Zusammenschluß evangelischer Öko-Gruppen in der DDR, in einem offenen Brief an den hessischen Umweltminister Karlheinz Weimar: „Unterstützen Sie nicht das Bestreben der DDR-Führung, unser schönes Land zur größten Müllkippe Europas verkommen zu lassen."

Dazu trägt die Bundesrepublik seit Jahren kräftig bei. Die Westdeutschen liefern jährlich etwa 700 000 Tonnen Sondermüll in die DDR. Größter Mülleimer ist die Giftmüll-Deponie Schönberg mit einem Jahreskontingent von 350 000 Tonnen Sondermüll. Hauptlieferanten

Standort Bayreuth

Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann teilte dem Kabinett am Mittwoch der vorigen Woche mit, er habe eine Standortentscheidung gefällt. Für das Lastenausgleichsarchiv mit 50 Mitarbeitern hätten sich 17 Städte beworben. Lübeck, Oldenburg und Bayreuth seien nahezu gleich gut geeignet. Er habe sich für Bayreuth entschieden, weil Bayreuth im besonders förderungswürdigen „Zonenrandgebiet" liege, nicht etwa weil es zu Bayern zähle. Nordlicht Gerhard Stoltenberg war nicht überzeugt. Der Finanzminister plädierte für das ebenfalls im Fördergebiet liegende Lübeck in Schleswig-Holstein, „wo jetzt die Sozialisten regieren" (der Zimmermann-Vertraute Wighard Härdtl), und verlangte eine Abstimmung. Da erhob plötzlich der Europäer und Wirtschaftsminister Martin Bangemann seine Stimme. Wenn sich kein Niedersachse finde, dann sei er eben für Oldenburg. Trotz des Dissens kam es nicht zur Abstimmung. Zimmermann reklamierte für sich das Recht, die Entscheidung in eigener Verantwortung



Zimmermann, Stoltenberg, Bangemann

fällen zu können. Stoltenberg akzeptierte die Rechtslage, beharrte aber darauf, daß sein Einsatz für Lübeck im Kabinettsprotokoll vermerkt wird.

waren bisher Hamburg, Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Baden-Württemberg und Hessen. Hamburg lieferte im vorigen Jahr obendrein mehr als 600 000 Tonnen Abfälle „aller Art" nach Schönberg.

Hessen hat sich nun sogar ein „Sofortkonzept für den Abfalltransport" ausgedacht, nach dem vom Ende nächsten Jahres an weitere 600 000 Tonnen Abfall aus dem Rhein-Main-Gebiet zu den Mülldeponien Schöneiche und Deetz bei Potsdam transportiert werden sollen.

Die legale Sondermüllbeseitigung kostet im Westen pro Tonne zwischen 300 und 4000 Mark. In Schönberg muß die Industrie nur 140 Mark bezahlen – ein Preis, den die Umweltschützer der DDR-„Arche" mit dem Vorwurf an die eigene Regierung kommentieren: „Alleine die Gier nach Valuta bestimmt das Handeln."

Das devisenträchtige Geschäft könnte der SED bald größeren innenpolitischen Ärger bringen. Bislang kam Kritik am deutsch-deutschen Müllhandel fast ausschließlich aus kirchlichen Öko-Kreisen. Im Bezirk Magdeburg, wo bei Leppin bereits die nächste Deponie für den Abfall aus dem Westen gebaut wird, organisiert sich derzeit erstmals breiter Bürger-Protest.

Ungehorsam im Dienst

Der alte Korpsgeist in der CDU-gewirkten Justiz Schleswig-Holsteins wird immer mehr zum Politikum für die neue SPD-Regierung Björn Engholms. Konservative Standesorganisationen, Richter und Staatsanwälte widersprechen offen Kabinettsentscheidungen oder lehnen sich sogar „bewußt dagegen auf", wie ein Kieler Richter sagt. Als jüngstes Beispiel wertet die liberale „Neue Richtervereinigung" die interne „Dienstbesprechung mit den Leitenden Oberstaatsanwälten" vom September, an der der pensionierte Generalstaatsanwalt Gerhard Teschke teilnahm, als wäre nichts geschehen. Das Protokoll der Sitzung, auf der die Leiter aller Staatsanwaltschaften vertraulich „bevorstehende Personalbewegungen" erörterten, weist Teschke „als Gast" aus. Dabei war der umstrittene Chefankläger von Engholms Kabinett schon zwei Monate zuvor als politischer Beamter in den vorzeitigen Ruhestand versetzt worden. Der „skandalöse" Vorgang, so Staatsanwalt Günter Möller von der Richtervereinigung, sei ein „klarer Fall" von Ungehorsam im Dienst und wegen Verstoßes gegen die Verschwiegenheitspflicht womöglich ein Fall für die Justiz.

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Airbus: Streit um die „vergoldete Braut“

Das Bonner Kabinett war sich bereits darüber einig, wie Daimler-Benz der Einstieg beim Luft- und Raumfahrtunternehmen MBB erleichtert werden soll. Doch mit einem Mal melden die Liberalen unter Führung Otto Graf Lambsdorffs Widerstand an – es geht vor allem um die Subventionen für den Airbus. In Bonn wird jetzt die Zeit knapp.

Bis zum Jahre 2000 werde der Staat zwar noch Milliarden für den Airbus zahlen müssen. Danach aber, so versicherte Finanzminister Gerhard Stoltenberg seinen Kollegen im Kabinett, sei Bonn das Risiko los. Die geplanten Verträge mit dem Daimler-Benz-Konzern seien „wasserdicht“.

Genau das sind sie nicht. Stoltenberg selbst ließ erkennen, daß der Airbus keineswegs zwangsläufig in absehbarer Zukunft zu einer privaten Veranstaltung wird, wenn erst mal Daimler-Benz den Luft- und Raumfahrtkonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm (MBB) übernommen hat.

Neben den Verträgen mit Daimler, so verriet der Finanzminister vergangene Woche im Kabinett, werde es – wie von Mercedes-Chef Edzard Reuter verlangt – noch einen vertraulichen, aber rechtlich bindenden Briefwechsel geben. Darin steht, daß neu verhandelt werden müsse, wenn sich die noch zu gründende Airbus-Firma Deutsche Flugzeugbau-Gesellschaft (Bonner Anteil: 20 Prozent) trotz aller Garantien als nicht profitträchtig erweise.

Die Unsicherheit, so Stoltenberg, gelte allerdings nur bis Ende 1999. Dann werde, dazu habe Daimler sich „verpflichtet“, die Firma den Staatsanteil endgültig übernehmen.

Eine solche Verpflichtung indes ist im Daimler-Vorstand nicht bekannt. In Wahrheit hat Reuter sich ausbedungen, jederzeit aus dem Airbus-Geschäft aussteigen zu können, wenn die Verluste trotz staatlicher Wechselkursgarantien zu groß werden.

Wirtschaftsminister Martin Bangemann hat denn auch in seiner Kabinettsvorlage für den Vertrag mit Daimler ganz vorsichtig vermerkt, was mit dem 20-Prozent-Anteil des Bundes geschehen werde: „Spätestens bis Ende 1999 soll der Rückkauf durch MBB/Daimler-Benz erfolgen.“

Die Trickserei ist kennzeichnend für den dubiosen Handel zwischen Staat und Industrie. Mit wenigen Millionen und angeblich harmlosen Staatsbürgschaften startete Bonn gemeinsam mit Paris vor 20 Jahren den Bau des technisch brillanten, aber ökonomisch erfolglosen Euro-Jets. Jahrzehntelang verteidigten alle Bonner Regierungen die inzwischen auf 10,7 Milliarden Mark angewachsenen Subventionen als marktkonforme Hilfen, die den Wettbewerb mit dem US-Konzern Boeing nicht störten.

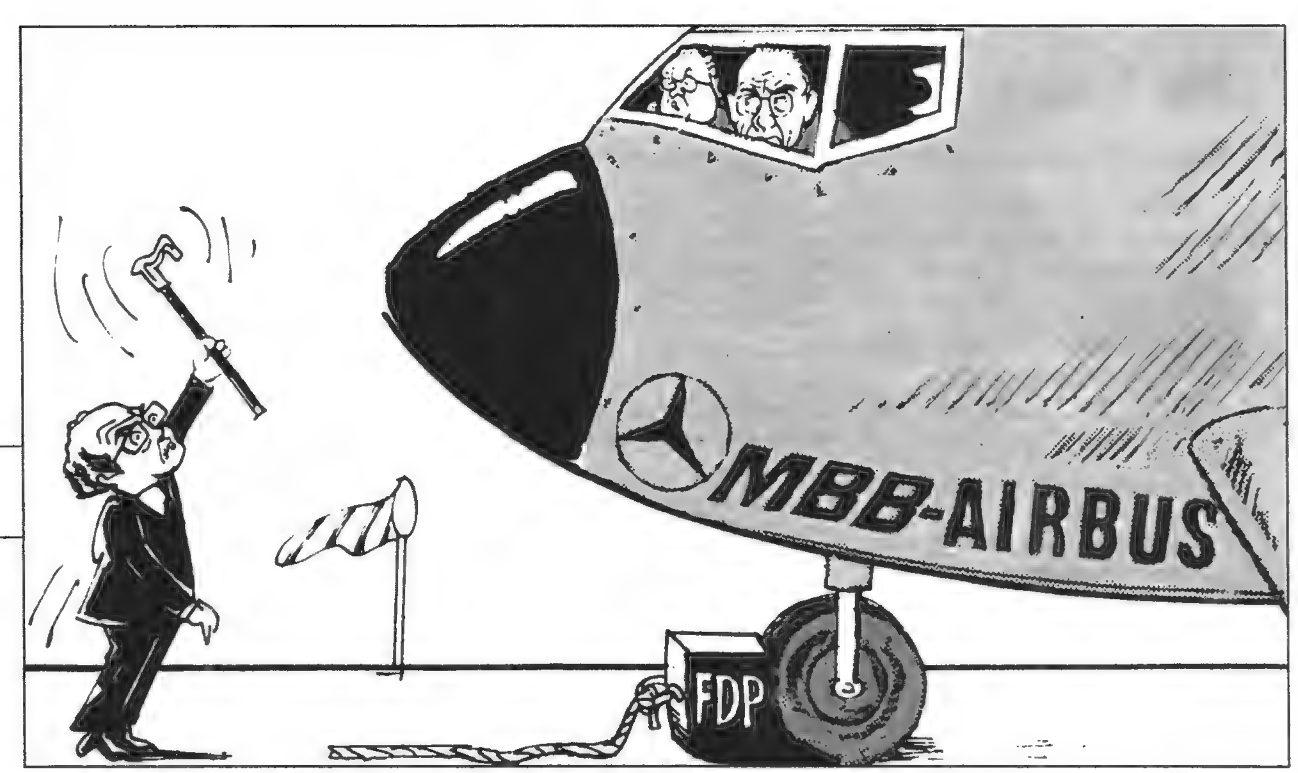


Wirtschaftsminister Bangemann
Trickserei zwischen Staat und Industrie

Am Mittwoch der vergangenen Woche gestand der liberale Wirtschaftsminister Bangemann öffentlich ein, daß bislang Entwicklung, Serienfertigung, Markteinführung und Wechselkursrisiko des Airbus zu „100 Prozent“ vom Staat finanziert worden seien, entgegen allen bisherigen Schwüren. Sein neues Modell, so Bangemann, biete wenigstens die Hoffnung, daß Teile des Airbus-Risikos privatisiert werden könnten.

Doch auf Hoffnung allein will sich seine Partei nicht verlassen. Bangemanns letzte Tat als Wirtschaftsminister führte zu einem öffentlichen Zerwürfnis mit seinem Nachfolger als FDP-Chef und Vorgänger als Wirtschaftsminister, Otto Graf Lambsdorff.

Die internen Händel zwischen den Liberalen brachten die Koalition in Bedrängnis und Zeitnot. Und sie sorgten für ungewöhnliche Szenen am Kabinettstisch. Erstaunt beobachtete dort Kanzler Helmut Kohl, wie die



Handelsblatt

Startverzögerung

stellvertretende FDP-Vorsitzende Irmgard Adam-Schwaetzer und der Wirtschaftsminister einander zausten.

Weil die FDP nicht so will wie ihr Wirtschaftsminister, vertagte das Kabinett am Mittwoch zunächst die Entscheidung. Doch letztlich wird wohl, trotz des eigenwilligen Schauspiels der Liberalen, alles so laufen, wie Bangemann es ausgehandelt hat. Kohl hat Reuter versprochen, daß Daimler sich mit rund 800 Millionen Mark bei MBB einkaufen kann, ohne die Risiken der Airbus-Produktion zu übernehmen.

Der Staat trägt nach den Bonner Plänen weiterhin alle Defizite, die jeder verkaufte Airbus der Typen A 300, A 310 und A 320 einbringt. Bonn tritt für alle Wechselkursverluste bis zu einem Dollar-Preis von 1,60 Mark ein. Kalkuliert sind diese Euro-Jets zu einem Kurs von zwei Mark.

Der Finanzminister zahlt auch für den neuen Flieger A 330/340, gerechnet mit einem Dollar-Preis von 1,80 Mark, die Verluste bis zu 1,60 Mark. Das kann bis zum Jahr 2000 leicht rund fünf Milliarden Mark zusätzlich zu den bisher schon gezahlten oder zugesagten 10,7 Milliarden kosten und Reuter die staatlich verbürgte Ruhe garantieren, einen Konzern aufzubauen, der 60 Prozent der an deutsche Firmen vergebenen Rüstungsaufträge und 70 Prozent der militärischen Entwicklung erledigt.

In aller Stille hatte Bangemann den Deal mit Reuter ausgehandelt. Doch als Details der Kabinettsvorlage im SPIEGEL standen, war es mit der Ruhe vorbei.

Graf Lambsdorff polterte im FDP-Präsidium, er sei es leid, so schwerwiegende Verträge über den SPIEGEL kennenzulernen. Er könne keinem Kabinettsmitglied empfehlen, dem Bangemann-Vorschlag zuzustimmen. Darüber dürfe im Kabinett nicht wie vorgesehen entschieden werden.

Des Grafen Einwände: Die Wechselkursgarantie beschwöre die Gefahr eines Handelskrieges mit den Vereinigten Staaten herauf. Der neue, mit Hilfe des Staates geschneiderte Großkonzern sei eine Gefahr für den Wettbewerb, Daimler könne künftig der Bundeswehr die Preise diktieren.

Intern wurde im FDP-Präsidium vor allem über ein anderes Problem geredet. Der neue Vorsitzende Lambsdorff und der von ihm erwählte Wirtschaftsminister Helmut Haussmann hissen das Banner einer Mittelstandspartei. Wenn das Kartellamt aber – wie Lambsdorff erwartet – die von Bangemann eingeleitete Fusion Daimler/MBB verbietet, wird Bangemanns Nachfolger nichts anderes übrigbleiben, als das negative Votum durch die vom Gesetz ermöglichte Sondererlaubnis des Ministers zu überwinden.

Die erste Tat des neuen Mittelstandsministers Haussmann und seines Mentors Lambsdorff wäre dann, einen Großkonzern zu schmieden – gegen das Votum der Wettbewerbshüter. „Wir haben die Wahl", erkannte ein Präsidiumsmitglied, „unseren scheidenden Minister im Regen stehenzulassen oder den kommenden in den Regen zu schicken."

Die Liberalen entschieden sich, angeführt von Lambsdorff und seiner Stellvertreterin Adam-Schwaetzer, zunächst für den Fall eins. Lambsdorff sprach mit dem Kanzler und setzte gegen den Willen Bangemanns durch, daß im Kabinett zwar über die Daimler-Vorlage beraten, die Entscheidung aber vertagt wurde. Am Montag dieser Woche beraten FDP-Präsidium und Fraktionsvorstand gemeinsam.

Die Liberalen tun so, als ob es noch Auswege gäbe. Graf Lambsdorff behauptet, „eine derart vergoldete Braut" sei „nicht nur für einen einzigen Bräutigam interessant". In jedem Fall aber, so Adam-Schwaetzer, hätten die Liberalen noch ein „Informationsbedürfnis".

Was er davon hält, machte Bangemann vor der Bundespressekonferenz klar. Er habe Fraktion und Präsidium seiner Partei stets informiert, und alle hätten immer mit dem Kopf genickt. Wenn immer noch „Informationsbedürfnis" bestehe, spottete er, werde er das natürlich befriedigen. Er befriedige gern fast alle Bedürfnisse seiner Parteifreunde.

Das Problem muß an diesem Montag vom Tisch. Der Finanzminister braucht die Zustimmung des Haushaltsausschusses, damit er rund fünf Milliarden Mark zusätzlich als „Verpflichtungsermächtigungen" für die nächsten Jahre in den Etat einstellen kann.

Die entscheidende Sitzung ist am Mittwoch, deshalb muß Stoltenberg den Parlamentariern spätestens am Dienstag morgen seine Vorlage zusenden. Das heißt: Das Kabinett muß am Montag abend um 18 Uhr entscheiden.

Eine Stunde Zeit hat Kohl den Liberalen für ihr letztes Scheingefecht einge-

räumt. Der Terminplan belegt: In den Augen des Kanzlers ist die Verschiebung nur eine Formalie.

Die liberalen Bangemann-Gegner glauben zwar, das unangenehme Airbus-Problem mit Hilfe widerspenstiger CDU-Leute noch einmal aufrollen zu können. Die Hoffnung aber trügt. Der einflußreiche CDU-Haushälter Bernhard Friedmann, der sich öffentlich der FDP-Kritik angeschlossen hatte, erhielt inzwischen eine „Sonderbehandlung" (ein Kohl-Helfer). Stoltenberg, Bangemann und – auf Betreiben des Daimler-Sprechers Matthias Kleinert – auch Reuter persönlich räumten einen Teil von Friedmanns Einwänden aus.

Ohne jede Wirkung aber kann der öffentliche Zirkus der Liberalen natürlich nicht bleiben. Das neue Führungsduo Lambsdorff und Adam-Schwaetzer muß schließlich etwas vorzeigen. Als Auffanglinie denkt die FDP-Spitze daran, das Bangemann-Konzept mit viel öffentlichem Bauchgrimmen schließlich doch passieren zu lassen, aber die Verpflichtungsermächtigungen wenigstens mit einem Sperrvermerk zu versehen, den der Bundestag mit Mehrheit aufheben müßte. Das sieht gut aus, tut aber keinem weh.

Öffentlich tat Bangemann so, als ob nur Ignoranten etwas gegen seine Industriepolitik haben könnten. Doch die Ignoranten sitzen im Kabinett, und sie haben durchaus gute Gründe.

Verteidigungsstaatssekretär Manfred Timmermann beklagte, daß die Bundeswehr angesichts der Marktmacht des Fast-Monopolisten Daimler in Zukunft wohl teurer werde als geplant. Ob dann auch der Panzerbauer Krauss-Maffei unter Mercedes-Einfluß gerate, wollte der Staatssekretär wissen. Bangemann wischte das weg. Krauss-Maffei habe mit Airbus und MBB überhaupt nichts zu tun.

Der Minister irrt. Über die Tochtergesellschaft RTG hält MBB, das nun unter die Fuchtel von Mercedes soll, über zwölf Prozent der Panzerschmiede.

Adam-Schwaetzer sorgte sich besonders um die Einwände der Amerikaner gegen eine förmlich eingestandene Wechselkurssicherung des Boeing-Konkurrenten Airbus. Diese Bedenken tat Bangemann ebenfalls verächtlich ab. Er habe den Amerikanern erklärt, alle seine zeitlich begrenzten Subventionen mündeten schließlich in eine völlige Übernahme des Risikos durch Daimler ein.

Doch so abwegig sind die Sorgen der Staatsministerin nicht. Die Klausel, daß Daimler jederzeit das Airbus-Risiko wieder der Regierung zuschieben kann, steht nämlich nur aus einem Grund nicht im Kabinettsbeschluß und den vorbereiteten Verträgen: Eben weil sie die Amerikaner nicht mißtrauisch machen soll, wird sie nur in Stoltenbergs geheimem Briefwechsel erwähnt. ◆

„Wir haben genug Probleme"

Interview mit dem Daimler-Benz-Betriebsratsvorsitzenden Lucy

SPIEGEL: Das Daimler-Management hat den Einstieg bei MBB fast geschafft. Was halten Sie davon?

LUCY: Freuen kann ich mich darüber mit Sicherheit nicht. Wir haben bei Daimler-Benz auch ohne MBB genug Probleme zu lösen.

SPIEGEL: Bei Daimler-Benz gibt es Milliarden-Sparprogramme. Sorgt es für Unruhe, wenn jetzt mehrere hundert Millionen Mark für MBB ausgegeben werden?

LUCY: Genau das wird auf den Betriebsversammlungen immer wieder kritisiert. Die Mitarbeiter haben kein Verständnis, wenn über diesen Weg weitere Mittel für den Einstieg oder den Ankauf von Beteiligungen freigesetzt werden sollen. Hier taucht automatisch die Frage auf: Sind wir bereits die Melkkühe, und müssen wir dafür herhalten, weitere Firmenkäufe zu finanzieren?

SPIEGEL: Daimler-Benz wird durch MBB noch stärker als Rüstungsproduzent erscheinen. Hat das Folgen für das Ansehen in der Öffentlichkeit?

LUCY: Wenn ein Unternehmen ständig wegen seiner Rüstungsaktivitäten kritisiert wird, dann bleibt es nicht aus, daß das stärkste Standbein, unser Automobilbau, darunter leidet. Das ist für mich der Hauptgrund dafür, daß ich gegen den Einstieg bei MBB bin.

SPIEGEL: Ist der neue Superkonzern überhaupt noch zu führen?

LUCY: Machbar wird alles sein, aber es wird nicht einfacher. Es wird schwieriger werden, insbesondere auch für die Arbeitnehmervertreter.

SPIEGEL: Daimler-Benz wächst in neue Dimensionen, sehen Sie dabei auch neue Gefahren?

LUCY: Ich kann nicht ausschließen, daß ein Unternehmen mit 400 000 Beschäftigten jeden, sogar die Bundesregierung, unter Druck setzen kann.

SPIEGEL: Ursprünglich sollte durch die Diversifikation das Autogeschäft gestärkt werden. Ist davon heute noch die Rede?

LUCY: Ich fände es richtig, weiterhin alles auf den Automobilbereich zu konzentrieren. Der Ankauf von AEG, Dornier und MTU wurde seinerzeit damit begründet, das Standbein Auto zu stärken, um neue Technologien für das Automobil zu erschließen. Diese Argumente zählen offenbar nicht mehr. Die Diversifikation wird so weit getrieben, daß jetzt von anderen Standbeinen gesprochen wird. Wenn der Einstieg bei MBB erfolgt, laufen wir Gefahr, als Daimler-Benz AG unsere Herkunft als Automobilbauer in Frage zu stellen.

SPIEGEL: Hat sich das Management bei der Neuausrichtung des Konzerns schon so weit vorgewagt, daß es gar nicht mehr zurück kann?

LUCY: Das würde ich Edzard Reuter nicht unterstellen, denn er hat in seiner bisherigen Position mit Sicherheit immer nur die ureigensten Interessen des Unternehmens mitvertreten. Er ist natürlich ein Wirtschaftsstratege, der auch weit in die Zukunft blickt. Ich gebe zu, daß schließt nicht aus, daß dabei irgendwann mal der Blick etwas versperrt sein kann.



Betriebsratsvorsitzender Lucy
„MBB-Einstieg nicht zustimmen"

SPIEGEL: Wurden die Arbeitnehmer an allen Entscheidungen beteiligt?

LUCY: Wir wurden in die MBB-Entscheidung bisher nicht einbezogen. Es wurde auch im Aufsichtsrat der Daimler-Benz AG darüber nicht diskutiert. Wir erhalten die Erstinformation vom Vorstand am 9. November.

SPIEGEL: Wie werden Sie stimmen, wenn auf einer Sondersitzung über den Einstieg bei MBB abgestimmt wird?

LUCY: Die Arbeitnehmervertretung wird dem Einstieg bei MBB nicht zustimmen.


LONGINES, ZEIT FÜR SIEGER
Conquest in Titan und Gold. Das VHP Quartzwerk (nur in Herrenuhren) gewährleistet die bisher für Armbanduhren unerreichte Genauigkeit von rund ± 1 Minute in fünf Jahren, schneller Zeitzonenwechsel ohne Genauigkeitsverlust. Damenmodelle mit klassischem Quartzwerk. Wasserdicht, Saphirglas, Anzeige des bevorstehenden Batterie-Endes.
LONGINES®
Offizieller Zeitnehmer der Olympischen Spiele Calgary und Seoul 1988 und der Grand Prix Formel 1

SPIEGEL Gespräch

„Milde für Süchtige, Härte gegen Dealer“

Bundesgesundheitsministerin Rita Süssmuth (CDU) über neue Wege in der Drogenpolitik

SPIEGEL: Weltweit führen die Regierungen einen Krieg gegen Drogen. Sie haben ihn offenbar verloren, alle Gegenkonzepte sind gescheitert. Brauchen wir nicht eine völlig neue Drogenpolitik?

SÜSSMUTH: Zunächst gilt es, sorgfältig zu bilanzieren, was hat denn in der Welt zu Teilerfolgen und was hat zu Mißerfolgen geführt. Erst dann können wir entscheiden, wo Veränderungen notwendig sind.

SPIEGEL: Aber die Zeit drängt. Weil die Situation an der Drogenfront immer katastrophaler wird, fordern Experten das bislang Undenkbare: die Freigabe aller Drogen – vom Haschisch bis zum Heroin. Könnte das auch für die Bundesrepublik eine Lösung sein?

SÜSSMUTH: Ich bin, jedenfalls nach heutigem Erkenntnisstand, gegen eine Legalisierung der Drogen. Sie wird auch nur von einer Minderheit der Experten propagiert.

SPIEGEL: Immerhin: Die Forderung kommt sowohl aus liberalen also auch aus rechtsgerichteten Kreisen. Sie wird von spanischen Richtern ebenso erhoben wie von dem angesehenen britischen Medizinorgan „Lancet“ und Schweizer Regierungsbeamten.

SÜSSMUTH: Ich halte dagegen: Die offiziellen Gesundheitspolitiker der Uno sind strikt gegen eine Legalisierung. Die zuständige Uno-Kommission schlägt ganz andere Maßnahmen vor. Zum Beispiel in den Ländern, deren Bewohner vom Rauschgiftanbau leben, andere Produkte anzubauen und dies über die Entwicklungshilfe zu finanzieren. Und in den Vereinigten Staaten, wo ich kürzlich Gespräche geführt habe, wird sogar überlegt, ob man die besten Köpfe aus der militärischen Verteidigung auch im Kampf gegen die Drogeneinfuhr einsetzen soll.

SPIEGEL: Aber alle Polizeistrategien, die auf Abschreckung und Verfolgung beruhen, sind doch kläglich gescheitert. Trotz intensiverer Polizeimaßnahmen gelangen immer mehr Drogen ins Land, steigt die Zahl der Erstkonsumenten stetig an.

SÜSSMUTH: Sie haben recht, den Rauschgifthandel und das Angebot haben wir mit unseren bisherigen Bekämpfungsmaßnahmen nicht entscheidend eingeschränkt. Andererseits sind noch nie so viele Drogen konfisziert worden wie in den letzten Jahren.

SPIEGEL: Es hat aber auch noch nie so viele Tote und einen so dramatischen Anstieg der Rauschgiftkriminalität gegeben.



Drogen-Bekämpferin Süssmuth: „Abhängige brauchen praktische Lebenshilfe“

SÜSSMUTH: Vielleicht würde eine Freigabe tatsächlich dazu führen, daß die Beschaffungskriminalität kurzfristig zurückginge und weniger Süchtige durch verunreinigte Drogen zu Tode kämen. Aber der Markt würde mit noch mehr Drogen überschwemmt, und es gäbe noch mehr Drogenabhängige. Deshalb bleibt mein Standpunkt: Bevor wir über eine Legalisierung nachdenken, müssen wir nach anderen Wegen suchen.

SPIEGEL: Müßte man nicht wenigstens diskutieren, ob die sogenannten weichen Drogen, etwa Haschisch und Marihuana, toleriert werden sollten, wie zum Beispiel in den Niederlanden? Selbst der Caritasverband hat gefordert, Haschisch-Rauchen nur als Ordnungswidrigkeit zu ahnden.

SÜSSMUTH: Für mich ist dabei die entscheidende Frage: Wie gehen wir mit Drogenkonsumenten um, die weiche Drogen genommen haben?

SPIEGEL: Bislang werden sie als Straftäter behandelt, stehen mit einem Bein im Gefängnis.

SÜSSMUTH: Nicht immer. In der Praxis gibt es ja schon jetzt so etwas wie Duldung. Nehmen Sie mal einen 16jährigen Jungen, der an der holländischen Grenze mit Haschisch erwischt wird. Da werden die Eltern angerufen, damit sie ihren Sohn abholen. Da schaltet sich nicht mal die Polizei ein. Es ist ja nicht immer so, daß derjenige, der sich Haschisch beschafft hat, dann morgen inhaftiert wird. Auch bei uns ist die Gefängnisstrafe für Haschisch-Konsumenten die Ausnahme.

SPIEGEL: Aber die Strafbarkeit ist im Gesetz verankert.

SÜSSMUTH: Hier muß überlegt werden, ob das Betäubungsmittelgesetz nicht der häufig praktizierten Duldung angepaßt werden muß. Ärzte und Drogenberater haben verstärkt die Forderung an uns herangetragen, das Betäubungsmittelgesetz zu überprüfen. Diese Überprüfung wird erfolgen. Das Gesetz muß so gefaßt werden, daß Rechtsklarheit besteht.

SPIEGEL: Das heißt, Sie wollen den Haschisch-Konsumenten straffrei stellen?

SÜSSMUTH: Das muß geprüft werden. Der gewerbsmäßige Handel muß jedoch selbstverständlich verboten bleiben. Gegen die Dealer können wir gar nicht hart genug vorgehen.

SPIEGEL: Bisher trifft die Härte des Gesetzes aber vor allem die Süchtigen. Allein der Besitz eines Spritzbestecks reicht doch schon aus, um festgenommen zu werden.

SÜSSMUTH: Das mit dem Spritzbesteck ist ein Problem. Auch hier gibt es,

wie beim Verbot von Haschisch, eine Diskrepanz zwischen der Rechtsnorm und der tatsächlichen Praxis. Zwar kann sich heute jeder Fixer Einweg-Spritzen in der Apotheke kaufen. Aber in den Drogenberatungsstellen ist die Verunsicherung groß. Die Berater wissen nicht, ob sie sich strafbar machen, wenn sie Spritzen ausgeben. Dabei ist es wegen der Aids-Ansteckungsgefahr lebenswichtig, daß die Süchtigen Einweg-Spritzen benutzen und keinen Nadel-Tausch praktizieren.

SPIEGEL: Die Aids-Enquete-Kommission des Bundestages schlägt vor, daß der Besitz von Fixer-Nadeln nicht länger polizeilich verfolgt werden soll.

SÜSSMUTH: Dem, was die Kommission hier will, kann ich mich anschließen.

SPIEGEL: Genügt es denn, Neuregelungen auf nationaler Ebene anzustreben?

SÜSSMUTH: Wir brauchen länderübergreifende Regelungen, zumindest in der EG, im Bereich der Abwehr, also der Bekämpfung des Angebots, und beim Strafrecht. Und wir brauchen sie nicht zuletzt im Bereich der Therapie und Hilfe. Ein Beispiel: Vor ein paar Tagen traf ich mich mit dem niederländischen Justizminister. Wir waren uns einig, daß wir noch viel enger kooperieren müssen. Wir müssen zu einer Harmonisierung der Regelungen und Gesetzesvorschriften kommen, brauchen eine gemeinsame Strategie ähnlich wie bei Aids.

SPIEGEL: International schneidet die Bundesrepublik schlecht ab. Niederländische Behörden beklagen sich bitter über den Export westdeutscher Suchtkranker, die im Nachbarland Betreuung und Hilfe suchen, die sie hier nicht kriegen.

SÜSSMUTH: Ich halte nichts von gegenseitigen Schuldzuweisungen. Aber wir müssen neue Wege gehen.

SPIEGEL: An welche denken Sie?

SÜSSMUTH: Eine Antwort lautet: mehr Angebote in der niedrigschwelligen Hilfe.

SPIEGEL: Was heißt das?

SÜSSMUTH: Das heißt, daß ich Hilfe anbiete, unabhängig davon, ob ein Drogenabhängiger drogenfrei leben will. Das heißt, Hilfe auch demjenigen nicht zu verweigern, der in Drogenabhängigkeit lebt – ganz egal, ob er eine Therapie machen will oder nicht.

SPIEGEL: Wie soll diese Hilfe aussehen?

SÜSSMUTH: Es geht darum, daß Drogenabhängige Häuser, Einrichtungen, Stellen anlaufen können, wo ihnen praktische Lebenshilfe zuteil wird. Sei es, daß sie kommen, um duschen zu wollen oder um Essen zu bekommen. Sei es, daß sie eine Übernachtung brauchen oder eine Anlaufstelle suchen, um ärztliche Hilfe zu erhalten.

SPIEGEL: Das klingt ja sehr eindrucksvoll. Aber in der Realität fehlt es gerade in Großstädten wie Hamburg, Frankfurt und Berlin an Beratungsstellen, an Übernachtungsmöglichkeiten, an sozialer Betreuung. Es ist kein Geld da und kein Personal.

SÜSSMUTH: Gerade weil wir im Bereich der niedrigschwelligen Angebote eine ausgesprochene Lücke, ein Defizit haben, sind wir dabei, Programme auf den Weg zu bringen für diejenigen, die wir bisher nicht erreichen konnten.

SPIEGEL: Wieviel Spielraum haben Sie denn für solche Einrichtungen in Ihrem Etat? Wieviel Geld können Sie dafür lockermachen?

SÜSSMUTH: Wir wollen dafür in den nächsten drei Jahren rund 30 Millionen Mark einsetzen.



Methadon-Therapie in Arztpraxis
Tausende stehen Schlange

SPIEGEL: Und was ist mit der Finanzierung von Therapieplätzen? Immer wieder klagen Abhängige, daß es Monate dauert, bis sie eine bereits bewilligte Therapie antreten können. Es hat während dieser kritischen Wartezeit schon eine Reihe von Selbstmorden gegeben.

SÜSSMUTH: Das mag sehr formal klingen, aber für die Therapieplätze sind nun mal in erster Linie die Länder und Kommunen zuständig. Es wäre dringend erforderlich, mehr stationäre Therapieplätze anzubieten. Deshalb haben wir 1988 für rund 100 zusätzliche Plätze



Sichergestelltes Heroin
„Noch nie so viel konfisziert"

Ausstattungs- und Renovierungshilfen bewilligt.

SPIEGEL: Aber das ist doch alles viel zuwenig. Sie müßten doch als Bundesgesundheitsministerin die Länder zu mehr Aktivität auffordern.

SÜSSMUTH: Wir sind ständig im Gespräch. Und wir versuchen dort, wo eklatante Lücken sind, mit Sonderprogrammen auszuhelfen. Ich sage jetzt mal: Entzugstherapien für Prostituierte mit Aids, die finanzieren wir mit.

SPIEGEL: Sie reden so optimistisch von Entzugstherapien. Aber Sie wissen doch auch, daß nur etwa fünf Prozent dieser Therapien erfolgreich verlaufen, weil die meisten Patienten vorzeitig abbrechen.

SÜSSMUTH: Ich bleibe dabei: Vorrang hat bei meiner Politik der drogenfreie Entzug. Auch bei meinem USA-Besuch habe ich überall ein klares Bekenntnis zur drogenfreien Therapie gehört.

SPIEGEL: Aber vielen graut vor den Qualen des körperlichen Entzugs, viele haben auch nicht die Kraft, ohne Droge zu leben. Zehntausende junger Menschen gehen täglich auf den Strich oder begehen Straftaten, um sich die Droge zu finanzieren. Sie warten verzweifelt auf Hilfe. Was können Sie ihnen anbieten?

SÜSSMUTH: Zunächst einmal praktische Lebenshilfe in Drogenberatungsstellen. Es stellt sich aber auch die Frage, ob ich ihnen mit Ersatzdrogen helfen kann, wieder ein menschenwürdiges Leben zu führen.

SPIEGEL: Sie meinen Methadon. Ärzte, die dieses Medikament oder andere Ersatzdrogen verschreiben, müssen noch immer mit dem Staatsanwalt rechnen. Die wenigen offiziellen Methadon-Programme, etwa in Nordrhein-Westfa-

len oder Hamburg, sind auf einen winzigen Personenkreis begrenzt. Tausende Heroin-Fixer stehen Schlange, um aufgenommen zu werden. Muß der Zugang zu Ersatzdrogen nicht erleichtert werden?

SÜSSMUTH: Es muß darüber nachgedacht werden, ob Methadon nicht unter anderen Voraussetzungen als bisher verschrieben werden kann. Bislang war das im wesentlichen bei akuter Lebensgefahr eines Patienten möglich. Ich schlage vor, den Ärzten die Methadon-Vergabe dann zu erlauben, wenn keine andere lebensstützende Hilfe möglich ist, das heißt, wenn – aus welchen Gründen auch immer – eine Therapie zur Zeit nicht in Frage kommt.

SPIEGEL: Methadon-Gegner behaupten, wer die Ersatzdroge erhalte, habe kein Interesse mehr an einer Entzugstherapie.

SÜSSMUTH: Um dieser Gefahr zu begegnen, ist eine bessere Zusammenarbeit zwischen Ärzten, die Ersatzdrogen verschreiben, und Therapieeinrichtungen unverzichtbar. Daran hat es in der Vergangenheit oft gefehlt. Sinnvolle Substitution muß an therapeutische Begleitung gebunden sein. Nur Ärzte und Therapeuten gemeinsam können denjenigen, denen anders nicht geholfen werden kann, zu einem menschenwürdigen Leben verhelfen.

SPIEGEL: Und wo bleibt das Ziel der Drogenfreiheit?

SÜSSMUTH: Experten haben mir berichtet, daß Drogensüchtige teilweise erst während der Methadon-Behandlung an einen Punkt kommen, wo sie sagen, jetzt mache ich eine Entzugstherapie. Einfach deshalb, weil sie nicht mehr weiter unter dem Druck stehen, sich täglich Geld für Drogen beschaffen zu müssen und mehr Zeit haben, über ihre Situation nachzudenken. Ein Teil der Methadon-Empfänger kann auch wieder berufstätig sein.

SPIEGEL: Sie stehen mit dieser Haltung in Ihrer Partei ziemlich isoliert da, bekommen von CSU-Politikern Prügel für Ihre vermeintlich viel zu liberale Einstellung.

SÜSSMUTH: Ich habe Schwierigkeiten, dies unter liberal oder nicht liberal einzustufen. Entscheidend ist doch, mit welchen Maßnahmen wir Menschen helfen können, die in Drogenabhängigkeit geraten sind.

SPIEGEL: Andererseits geht Ihre Politik der kleinen Schritte für zahlreiche Betroffene viel zu langsam voran. Sie erwarten von der Bundesgesundheitsministerin schnellere und effektivere Lösungen.

SÜSSMUTH: Zur Drogenhilfe gehört ein langer Atem. Ich habe keine Patentrezepte.

SPIEGEL: Frau Süssmuth, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

DEUTSCHLAND-POLITIK

Reine Phantasie

Trotz des Grundsatzstreits um den Verlauf der Grenze auf der Elbe wollen Bonn und Ost-Berlin jetzt endlich über die Sanierung des Flusses verhandeln.

Als Klaus Töpfer Mitte Juli seinen ersten Besuch im anderen Deutschland absolviert hatte, stöhnte er: „So harte Gespräche wie in der DDR hatte ich noch nie zu führen."

Nur zu gern hätte der Bonner Umweltminister, dem gerade die Nordsee-Katastrophe politisch zu schaffen machte, etwas Konkretes aus Ost-Berlin mitgebracht. Ganz oben auf seiner Wunschliste stand die Aufnahme von Verhandlungen über die Reinigung der Elbe, deren Schmutzfracht nach Schätzung westlicher Experten zu 90 Prozent aus der DDR und der Tschechoslowakei kommt.



Ost-Wachboot, West-Paddler auf der Elbe: „Sture Haltung"

Doch der Erfolg blieb Töpfer versagt. Immer wieder wurde ihm bedeutet, was sein DDR-Kollege Hans Reichelt schon vor dem Besuch im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland" („ND") klargemacht hatte: Auch in Fragen des Gewässerschutzes könnten beide Seiten zügiger vorankommen, „wenn die BRD-Regierung größeres Entgegenkommen bei der Lösung von politischen Grundfragen – wie der Grenzziehung Elbe-Mitte – zeigen würde".

Als in Bonn Politiker aller Couleur die „unzulässige Verquickung" (SPD-Umweltexperte Harald Schäfer) kritisierten, legte das „ND" nach: „Nicht die völkerrechtlich gestützte Forderung der DDR nach endlicher Feststellung des Grenzverlaufs in der Strommitte, sondern die sture Haltung bestimmter Leute in der BRD legt weiterhin dem gemeinsamen Schutz dieses Grenzstroms Hindernisse in den Weg."

Daß sich die beiden Deutschlands auch 16 Jahre nach dem Grundlagenvertrag über den Grenzverlauf entlang der 93,7 Flußkilometer zwischen Lauenburg und Schnackenburg noch immer nicht geeinigt haben, liegt vor allem am Widerstand des niedersächsischen Ministerpräsidenten Ernst Albrecht. Der Christdemokrat beharrt auf dem Standpunkt, Briten und Sowjets hätten 1944 auf einer Karte die Grenze zwischen ihren Besatzungszonen am heutigen DDR-Ufer festgelegt.

Ost-Berlin dagegen stützt seine These vom Grenzverlauf in der Strommitte auf spätere alliierte Dokumente. Und auf die Praxis der Besatzungsmächte, der nach einer Reihe von Zwischenfällen auch die beiden deutschen Staaten folgen: Friedlich patrouillieren ihre Polizei- und Zollboote nebeneinander auf dem Fluß.

Die DDR nutzte zwar den Bonner Wunsch nach einer gründlichen Reinigung der zur Industriekloake verkommenen Elbe, um ihre alte Grenzforderung durchzudrücken. Dies als unumstößliches Junktim zu interpretieren, davor warnte aber schon frühzeitig Christdemokrat Wolfgang Schäuble.

„Wir sollten immer sehr genau zuhören", empfahl der für die Deutschlandpolitik zuständige Kanzleramtsminister einen Monat nach dem bissigen Kommentar im „Neuen Deutschland". Schäuble: „Es gab zwar gelegentlich Äußerungen, daß die unterschiedlichen Standpunkte in der Grenzfrage, die bekannt sind, eine Lösung der Fragen der Gewässergüte der Elbe erschweren würde. Aber es ist bisher zum Glück nicht gesagt worden – und wir sollten das auch



DDR-Elbverschmutzer „Zellstoffwerke Pirna", Abflußrohr*: 180 Kläranlagen nötig

von hier aus nicht einführen –, daß sie es behindere."

Es scheint, als würden sich die behutsamen Worte in dieser Woche auszahlen. Nach Schäubles Treffen mit dem Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker am Donnerstag wollen beide Seiten, so ist aus Ost-Berlin zu hören, bekanntgeben, daß Anfang nächsten Jahres deutsch-deutsche Verhandlungen über die Reinigung der Elbe aufgenommen werden – unbeschadet der Grenz-Differenzen. Das wäre beinahe so etwas wie ein politischer Durchbruch.

Im Rückblick reimt sich alles recht gut zusammen. Als Schäuble die Interpretationshilfen in Sachen Elbe gab, standen nämlich seine Geheimverhandlungen über die Verlängerung der Transitpauschale unmittelbar vor dem Abschluß. Deren Ergebnis löste in Bonn allgemeine Verblüffung aus: Ausgerechnet ein Christdemokrat, dessen Partei in Oppositionszeiten die sozialliberale Deutschlandpolitik mit der Parole „Kasse gegen Menschlichkeit" diffamiert hatte, gestand der DDR ein sattes Aufgeld zu. Statt 525 Millionen Mark wie für die Jahre 1980 bis Ende 1989 zahlt Bonn für das Jahrzehnt ab 1990 stolze 860 Millionen jährlich.

Vor der Unionsfraktion verteidigte Kanzleramtsminister Schäuble diese Großzügigkeit mit einer feingesponnenen Rechnung: Von den 860 müßten 60 Millionen abgezogen werden, die Ost-Berlin für einen neuen Berliner Grenzübergang und Autobahnerneuerung verwenden werde; die verbleibenden 800 Millionen machten gegenüber der alten Pauschale eine Steigerung von gut 50 Prozent aus; berücksichtige man den in den vergangenen zehn Jahren um mehr als 40 Prozent gestiegenen Transitverkehr, betrage das Aufgeld jährlich nur ein Prozent. Schäuble: „Das sind Preissteigerungsraten, wie sie sonst nur Finanzminister Stoltenberg hinkriegt." Außerdem sei klar, daß derlei Abkommen selbstverständlich stets ihren „politischen Preis" haben.

Das nahm damals einer wohl zu wörtlich. Ottfried Hennig (CDU), Parlamentarischer Staatssekretär im innerdeutschen Ministerium, platzte kurz nach Bekanntmachung der neuen Transitpauschale mit der Kunde heraus, der Geldsegen sei „in einem Gesamtzusammenhang" zu sehen: Er erinnere an Schäubles „sensationelle Aussage", daß es in Sachen Elbe „kein Junktim" gebe, „das heißt, wir können mit den Umweltschutzgesprächen über die Elbe anfangen, bevor eine Einigung in der Grenzfrage gegeben ist".

Wütend bremste Schäuble den Vertriebenenpolitiker: „Hennig war nicht an den Gesprächen beteiligt." Es sei „reine Phantasie", so der Kanzleramtsminister, „wenn der Eindruck von weiteren Vereinbarungen oder Nebenabsprachen geweckt wird".

Welcher Eindruck auch immer entstand – die Einigung über die Elb-Sanierung dürfte teuer werden. Bislang war Bonn davon ausgegangen, daß beide Staaten dafür in der DDR gut sechs Milliarden Mark aufbringen müßten.

Ende letzter Woche wartete Hamburgs Umweltsenator Jörg Kuhbier mit ganz anderen Zahlen auf. Nach einer im Auftrag des Umweltbundesamtes erstellten Studie müßten, so Kuhbier, 180 ostdeutsche Kläranlagen neu gebaut oder verbessert werden. Geschätzte Kosten: 20 bis 30 Milliarden Mark.

* Photoausschnitt.



PARTEIFINANZEN

Bewußt zu niedrig

Das neue Parteiengesetz kostet weitaus mehr, als die Bonner Gesetzgeber glauben machen. Rechtsexperten halten den Griff in die Staatskasse für verfassungswidrig.

Dringlich bat der Mannheimer Politologie-Professor Rudolf Wildenmann seinen Kollegen Hans Herbert von Arnim zum Fachgespräch ins pfälzische Deidesheim. Am vorletzten Freitag sollten dort, im Hotel „Zum Reichsrat", Wissenschaftler und Praktiker über aktuelle Fragen der Parteienfinanzierung diskutieren.

Als erfahrenen Praktiker hatte Wildenmann Uwe Lüthje aus Bonn eingeladen: Der Generalbevollmächtigte des CDU-Schatzmeisters Walther Leisler Kiep war bereit, das heikle Thema „aus Sicht der CDU" zu beleuchten. Arnim war als Lüthjes akademischer Kontrahent gebeten.

Kaum jemand – mit Ausnahme der Schatzmeister – kennt sich nämlich in der Trickkiste der Parteienfinanzierung so gut aus wie der Rechtsprofessor von der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer.

Erst im Juni dieses Jahres hatte Arnim Furore gemacht, als er in einem Gutachten für den Bund der Steuerzahler aufdeckte, wie generös sich Abgeordnete des hessischen Landtags bei ihren Diäten und Altersbezügen bedacht hatten. Landtagspräsident Jochen Lengemann (CDU) und sein Vize Erwin Lang (SPD) waren durch die vom SPIEGEL publizierte Gesetzesanalyse als Drahtzieher der Selbstbedienung so blamiert, daß sie von ihren Parteifreunden schließlich zum Rücktritt genötigt wurden (SPIEGEL 26/1988).

Wie sehr ihm die hartnäckige Aufklärungsarbeit nicht nur in Hessen übelgenommen wird, merkte der Wissenschaftler, als er zur vereinbarten Zeit im Deidesheimer „Reichsrat" eintraf.

Der Herr Professor Wildenmann, hieß es an der Rezeption, sei „gerade noch beschäftigt". Ob sich der verehrte Gast nicht „erst mal ein Stündchen frisch machen" wolle.

Arnims Hinweis, er fühle sich frisch genug, nutzte nicht. Erst als er energisch darauf bestand, mit Wildenmann selbst zu sprechen, erfuhr er den Grund der Ausflüchte: Es sei alles sehr peinlich, druckste der Politologe, aber es gehe leider nicht. Denn drinnen säße der Herr Lüthje von der CDU und erkläre: „Wenn der Arnim hierherkommt, kann ich unsere Zahlen nicht offenlegen".

Der CDU-Kassenwart hat Grund dem Staatsrechtler aus dem Weg zu gehen. Denn Arnim kümmert sich derzeit mit Akribie um den Plan der Bonner Altpar-

teien, die sich einen neuen, teuren Griff in die Steuerkasse genehmigen wollen.

Das Ergebnis seiner Analyse machte Arnim am vorigen Mittwoch vor Kollegen der Universität Bielefeld bekannt. Es fällt ähnlich vernichtend aus wie die Untersuchung der hessischen Verhältnisse. Denn der zwischen den Schatzmeistern Kiep (CDU), Karl-Heinz Spilker (CSU), Hans-Ulrich Klose (SPD) und Hermann Otto Solms (FDP) – die Grünen klinkten sich in letzter Minute aus – vereinbarte Gesetzentwurf zur Neuregelung der Parteienfinanzierung verstößt nach Meinung des Staatsrechtlers Arnim gegen

▷ den Gleichheitsgrundsatz, weil er kleine Parteien benachteiligt und damit „die Offenheit des politischen Prozesses beeinträchtigt";

▷ das vom Bundesverfassungsgericht mehrfach angemahnte Transparenz-Gebot, weil die komplizierte Gesetzessprache und der Inhalt nur für wenige Experten zu durchschauen sind;

▷ die Verpflichtung zur Offenlegung der finanziellen Folgen, weil er die tatsächlichen Kosten nicht nur verschleiert, sondern bewußt zu niedrig angibt;

▷ alle Sparsamkeitsgelübde der Politiker, weil er „jeden Ansatz für die Einführung der erforderlichen gesetzlichen Begrenzung und Kontrolle der Parteienfinanzierung vermissen" läßt.

Nach den Bonner Plänen soll die staatliche Wahlkampfkosten-Erstattung von derzeit fünf Mark pro Wahlberechtigten nicht angehoben, dafür aber ein neuer „Grundbetrag" an die Parteien verteilt werden, die „mindestens 2,5 vom Hundert der im Wahlgebiet abgegebenen gültigen Zweitstimmen erreicht haben" (so der Gesetzestext).

An der 2,5-Prozent-Grenze ist der Bundestag schon einmal gescheitert. Die 1967 von der ganz großen Selbstbedienungskoalition von CDU/CSU, SPD und FDP beschlossene Wahlkampfkosten-Erstattung wurde im folgenden Jahr bereits wieder vom Bundesverfassungsgericht kassiert, weil die dort festgelegten Segnungen ebenfalls nur den Parteien zukommen sollten, die mindestens 2,5 Prozent der Zweitstimmen bekommen hatten. Das Gesetz wurde geändert. Gezahlt wird seither an alle Parteien, die mindestens 0,5 Prozent der Stimmen auf sich verbuchen.

Diese Erfahrungen haben die Politiker nicht davon abgehalten, den gleichen Coup noch einmal zu versuchen.

Partei-Schatzmeister Spilker, Kiep, Solms, Klose: „Nicht gewollt"

Und Arnim sagt ihnen auch das gleiche Schicksal voraus: „Wenn das so beschlossen wird, kann es in Karlsruhe nicht bestehen."

Für noch gravierender hält der Rechtsprofessor eine bislang unbemerkt gebliebene Mogelei mit den Kosten für den „Grundbetrag". Im Vorblatt des Gesetzentwurfs werden sie auf jährlich „ca. 17 Mio. DM" beziffert. Tatsächlich aber werden sie „mehr als das Doppelte" (Arnim) betragen. Grund: Die Gesetzesformulierer haben die Europa-Wahl aus ihrer Kalkulation herausgehalten, obwohl sie, nach Arnims Gesetzesexegese, „selbstverständlich dort hineingehört".

Zwar kommt Europa im Parteiengesetz nicht vor. Aber das Europa-Wahlgesetz bezieht sich in der einschlägigen Passage über die Erstattung der Wahlkampfkosten auf die Regelungen des Parteiengesetzes. Arnim: „Solange der Grundbetrag also nicht ausdrücklich für die Europa-Wahlen ausgeschlossen wird, können die Schatzmeister ihn auch reklamieren."

Angeblich wollen sie das gar nicht: „Die Regelungen für den Grundbetrag", so beteuert Hans Feldmann, rechte Hand des SPD-Schatzmeisters Klose, „gelten nur für die Bundestagswahl." Daß sie – nach Gesetzeslage – auch die Europa-Wahl verschönern könnten, war, so Feldmann, „nicht gewollt und nicht beabsichtigt".

In Kloses Schatzmeisterei verfolgt man Arnims Treiben mit ähnlich gemischten Gefühlen wie im Konrad-Adenauer-Haus. Oppositionsführer Hans-Jochen Vogel hatte sich nämlich bei einem Vier-Augen-Gespräch mit Helmut Kohl im Frühsommer auf den gemeinsamen Griff in die Steuerkasse verständigt.

Feierlich versprachen die Parteioberen, die Operation solle verfassungsrechtlich einwandfrei und im Lichte der Öffentlichkeit stattfinden. Aber die Zeit drängt: Der Rechenschaftsbericht für 1986, der noch beim Bundestagspräsidenten liegt, soll bereits nach dem neuen Modus abgerechnet werden. Das Gesetz muß also spätestens zum 1. Januar 1989 in Kraft treten.

Für diesen Montag wurde daher ein öffentliches Experten-Hearing des Innen-Aussschusses anberaumt. Zu diesem Treffen lud der Ausschuß-Vorsitzende Hans Gottfried Bernrath (SPD) Arnim persönlich ein. Als dann aber vorige Woche fünf der neun geladenen Professoren absagten, wurde die Veranstaltung schleunigst auf den 21. November vertagt. Bei nur vier Gutachtern hätte der großen Finanzierungskoalition ein peinliches Meinungspatt gedroht: Außer von Arnim, der gern kommen will, hat auch der Hannoveraner Verfassungsrechtler Jürgen Seifert zugesagt, der ebenfalls als Gegner der geplanten Gesetzesnovelle gilt.

Viel mehr als das Parteiengesetz stört den Kritiker Arnim allerdings schon lange, daß sich die Parteien – nahezu unbehelligt von öffentlicher Kritik – Jahr für Jahr stattliche Summen aus der Staatskasse für die Arbeit ihrer Fraktionen und Stiftungen bewilligen können.

Dabei liegen diese Beträge weit über den durchschnittlich 56,5 Millionen Mark, die nach dem geltenden Recht jährlich als Wahlkampfkosten-Erstattung an die Parteien gezahlt werden. Die Zuschüsse für die Bundestagsfraktionen stiegen in den vergangenen 22 Jahren von 3,4 auf 74 Millionen Mark. Die Globalzuschüsse für die Stiftungen steigerten sich von 1967 bis 1988 von neun auf 142 Millionen.

Arnim glaubt auch den Grund zu kennen, warum an diesen Steigerungsraten niemand Anstoß nimmt: „Die sind im Haushaltsplan so versteckt, daß sie niemand findet." ◆

ANZEIGE

So schreibt die Presse über Cosmos-direkt

»Die besondere Vertriebsform ... der Cosmos ... macht besonders günstige Angebote möglich. Die eingesparten Kosten kommen den Kunden sofort über eine hohe Gewinnbeteiligung und einen beträchtlichen Rückkaufswert von über 70 Prozent der im ersten Jahr gezahlten Beiträge zugute.«

DM extra Bauen Nr. 21 (13.4.1988)

»... Jetzt macht die Cosmos ... mit besonders pfiffigen Produkten von sich reden... So hat sie die Risikolebensversicherung und die Berufsunfähigkeitsversicherung, die sonst meist nur separat oder in anderen Kombinationen zu haben sind, zu einem Paket namens „Cosmos-Zusatzrenten-Plan" zusammengeschnürt.«

Wirtschaftswoche Nr. 39 (18.9.1987)



Seit Januar 87 berücksichtigen wir in unserem Angebot die höhere Lebenserwartung von Frauen.

»... Die günstigen Ergebnisse bestätigen das derzeit nur von Cosmos verfolgte Vertriebskonzept, nämlich den Verkauf von Lebens- und Unfallpolicen zu „Niedrig-Tarifen" direkt von der Hauptverwaltung aus ohne Geschäftsstellen, Außendienst oder Makler.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 1/1 (2.1.1987)

»... „Cosmos direkt" als einzigen „echten Direktversicherer" ... mit einer ausgeklügelten EDV und didaktisch gut ausgearbeiteten schriftlichen Angeboten ...«

Die Welt Nr. 241 (17.10.1986)

Fordern Sie Ihr persönliches Angebot an: Lebensversicherung billiger durch Direkt-Abschluß.

Mit unserem Angebot wenden wir uns an den kritischen und informierten Verbraucher, der genau weiß, was er will, und der es schätzt, direkt bei seinem Versicherer abzuschließen. „Direkt" heißt per Post und ohne Kosten für Geschäftsstellen und Außendienst-Organisation. Deshalb spart er bares Geld und erhält zudem den maßgeschneiderten Versicherungsschutz, den er braucht.

Prüfen Sie selbst

Als Beispiel unser „Niedrig-Tarif" zur Risiko-Lebensversicherung:

Risiko-Lebensversicherung über DM 150000,– Monatsbeiträge für Eintrittsalter 35				
Laufzeit in Jahren	Tarifbeitrag DM		zu zahlender „Nettobeitrag" durch sofortige Gewinnbeteiligung* DM	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
10	54,10	66,00	22,70	27,70
15	73,30	89,20	27,10	33,00
20	80,30	104,70	29,70	38,80
25	90,20	126,50	33,40	46,80

*Unsere Überschußbeteiligung ist für das laufende und folgende Geschäftsjahr festgelegt und somit garantiert. Sie bleibt so lange unverändert, bis sie neu festgelegt wird. Für die gesamte Dauer kann sie nicht zugesagt werden.

Aber das ist noch nicht alles

Sie können die Risiko-Lebensversicherung ohne erneute Gesundheitsprüfung in den ersten 10 Jahren der Laufzeit in eine kapitalbildende Lebensversicherung umwandeln (z.B. zur Altersversorgung oder Baufinanzierung).

In allen wichtigen Wirtschaftsmagazinen werden unsere „Niedrig-Tarife" besonders herausgestellt. Zum Beispiel: „DM" 4/86, „test"-Sonderheft Versicherungen 9/87, „Capital" 4/88, „impulse" 4/88, „test" 7/88.

Unentbehrlich für die ganze Familie

Die Private Unfall-Versicherung für Sie und Ihre Familie – ebenfalls zu „Niedrig-Tarifen" bei der Cosmos Versicherung-AG.

Telefon-Service

Auf eine persönliche Beratung brauchen Sie nicht zu verzichten – unser Telefon-Service ist werktags von 8.00 bis 18.00 Uhr und sogar samstags von 9.00 bis 12.00 Uhr für Sie bereit.

Tel. (0681) 3097-222

Btx-Kontakt über Leitseite *3403474# im Bildschirmtext-Angebot der



Cosmos Lebensversicherungs-AG, Postfach 65, 6600 Saarbrücken



Senden Sie mir bitte ein für mich unverbindliches Angebot für

☐ die Risiko-Lebensversicherung
Vers.-Summe ________ DM,
Laufzeit ____ Jahre mit ☐ ohne ☐ Berufsunfähigkeits-Zusatzversicherung.

☐ die Kapital-Lebensversicherung
Vers.-Summe ________ DM.
Laufzeit ____ Jahre mit ☐ ohne ☐ Berufsunfähigkeits-Zusatzversicherung.

☐ die Vermögensbildungs-Versicherung nach dem 5. VermBG.

☐ die Private Unfallversicherung
☐ für mich ☐ für meine Familie

☐ Informieren Sie mich bitte über die Möglichkeiten, weniger Steuern zu zahlen mit einer Direktversicherung durch Gehaltsumwandlung (für öffentlich Bedienstete und Beamte nicht möglich).

Name ________

Vorname ________

Geburtsdatum ________

Straße ________

PLZ ____ Wohnort ________

Berufliche Tätigkeit ________

Telefon ________

SP 07.11.

COSMOS direkt

Cosmos Lebensversicherungs-AG, Postfach 65, 6600 Saarbrücken

Rheinland-Pfalz: „Das ist nicht gut“

In der Mainzer Spielbankaffäre ermittelt jetzt die Staatsanwaltschaft gegen Minister und Spender

Neue Ungereimtheiten bei der Vergabe von Spielbankkonzessionen belasten das CDU-Landeskabinett. Die Regierung Vogel schleuste sechs Millionen Mark, am Parlament vorbei, in die Kassen eines Staatsbads. Bundeskanzler Kohl sorgt sich um seine Heimat, Generalsekretär Geißler hält sich als Vogel-Nachfolger bereit.

Zur Kabinettssitzung in der Mainzer Staatskanzlei am Montag letzter Woche kam ausgerechnet jener Ressortchef zu spät, auf dessen Bericht die Ministerrunde schon gespannt wartete: Finanzminister Carl-Ludwig Wagner (CDU) sollte sich zu einer SPIEGEL-Veröffentlichung über Kungeleien bei der Vergabe von Spielbankkonzessionen äußern.

Wagner entschuldigte seine Unpünktlichkeit damit, er habe erst noch Akten zusammensuchen müssen. Doch sosehr der Christdemokrat auch in der Ablage wühlte, die berichteten Fakten waren nicht zu widerlegen: Spielbankkonzessionäre, die von der Landesregierung die Lizenz erhielten, haben im Jahr der Konzessionsvergabe an die CDU gespendet und vorher schon Millionensummen für marode Staatsbäder lockergemacht.

Zumindest drei der Konzessionäre, die 1986 zusammen 66 Prozent der Anteile an den neuen Spielkasinos in Mainz, Trier und Bad Ems übernahmen, haben über Jahre hinweg besondere Beziehungen zur Landesregierung und zu CDU-Politikern unterhalten. So

- ▷ half der inzwischen verstorbene Berliner Baulöwe Friedrich Schröder (33 Prozent Spielbankenanteil) dem defizitären Staatsbad Ems mit einer sechsstelligen Summe aus;
- ▷ kassierte die CDU just im Jahr der Lizenzvergabe von dem Alzeyer Unternehmer Karl-Heinz Kipp (22 Prozent Anteil) eine Spende von 50 000 Mark, legte die von Kipp gegründete Lebensmittelkette Massa AG weitere 50 000 Mark dazu;
- ▷ unterhielt der frühere Verlagsmanager Eckhard Kentsch (elf Prozent Anteil) enge Kontakte zum ehemaligen CDU-Fraktionsvorsitzenden und heutigen Umweltminister Hans-Otto Wilhelm, dessen Wohlwollen ihm auch bei Kabinettsentscheidungen sicher war.

Während sich die Mainzer „Allgemeine Zeitung“ am Tag der Enthüllung „schon vorstellen“ konnte, „daß wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte mitunter zusammenflossen“, reagierte Finanzminister Wagner mehr auf hannoversche Art: In dieser Angelegenheit sei „nichts Strafbares, auch nichts Unkorrektes“ geschehen, die Landesregierung habe „eine blütenreine Weste“.

Wagner, der bei der Vergabe der Konzessionen 1986 ein entscheidendes Wort mitzureden hatte, behauptete umgehend, kein Mitglied der Landesregierung habe im Zusammenhang mit der neuen Spielbank jemals Spenden „erbeten oder erhalten“. Er selber habe von der Kipp-Spende erst durch den SPIEGEL erfahren. „Allen weiteren Untersuchungen und Spekulationen in dieser Sache“ sehe er „mit größter Ruhe entgegen“.

Die Koblenzer Staatsanwaltschaft sieht „Aufklärungsbedarf“. Am Freitag letzter Woche hat sie gegen Finanzminister Wagner und den ehemaligen Innenminister Kurt Böckmann (CDU) Ermittlungen wegen des Verdachts der Bestechlichkeit aufgenommen. Auch gegen den Spielbankkonzessionär und Spender Kipp wird wegen des Verdachts der Bestechung ermittelt. Und der Wiesbadener Oberstaatsanwalt Wolfgang Greth geht davon aus, daß sich Ex-Verlagsgeschäftsführer Kentsch, gegen den in Wiesbaden ein Verfahren wegen Betrugs läuft, mit einem Teil des möglicherweise veruntreuten Geldes an der Spielbank beteiligt hat.

Die Mainzer Liberalen, die seit der letzten Landtagswahl gemeinsam mit der Union regieren, haben Landesregierung und CDU aufgefordert, alle Vorwürfe „restlos zu klären“ (FDP-Fraktionsvorsitzender Hans Hermann Dieckvoß). Notfalls, drohte der Koalitionspartner, müsse ein Untersuchungsausschuß die notwendige Aufklärungsarbeit leisten. Die Freien Demokraten sind unbelastet: Als die Spielbanklizenzen in Mainz vergeben wurden, saß die FDP nicht im Landtag. Auch die oppositionelle SPD will auf einer parlamentarischen Überprüfung bestehen.

Da bleibt viel zu tun. Denn schon 1978, als es um die Konzessionsverlängerung für die Spielbank Bad Neuenahr/Bad Dürkheim ging, mißachtete die Landesregierung, wie sich jetzt herausstellt, Recht und Gesetz.



Spielbank Bad Neuenahr: Rüge vom Rechnungshof

Auch damals ging es um Zuwendungen an ein defizitäres Staatsbad. Der zuständige Finanzminister in jener Zeit war Johann Wilhelm Gaddum, inzwischen Direktoriumsmitglied der Deutschen Bundesbank. Er führte gekonnt vor, wie sich – am Parlament vorbei – die Finanznot eines Kurbetriebs mildern läßt. Bei den Verhandlungen über die Konzessionsverlängerung für die Doppelspielbank, bis vor zwei Jahren die einzigen Roulett-Standorte in Rheinland-Pfalz, gebärdete sich Gaddum wie ein gewiefter Zocker.

Die Lizenz, lautete die Bedingung des Ministers, werde nur dann verlängert, wenn die Konzessionäre Sonderabgaben in Millionenhöhe zugunsten der Staatsbadgesellschaft Bad Dürkheim akzeptierten. Dem Kurbetrieb, damals

noch zu hundert Prozent Landeseigentum, fehlte das Geld für notwendige „Infrastrukturmaßnahmen“.

Rund sechs Millionen Mark luchste die Landesregierung den Bad Neuenahrer Kasino-Anteilseignern als einmalige Investitionsbeihilfe ab – zusätzlich zur üblichen Spielbankabgabe. Doch im Etat des Landes tauchte die stattliche Summe gar nicht auf. Die Finanzhilfe wurde, wie der Landesrechnungshof in einem Prüfungsbericht vermerkte, „außerhalb des Landeshaushalts abgewickelt“. Die Spielbank hatte die sechs Millionen direkt an den Bad Dürkheimer Kurbetrieb transferiert.

Damit waren Landesverfassung und Haushaltsordnung umgangen und den Abgeordneten die Möglichkeit genommen, die Verteilung der Millionen zu kontrollieren – ein Verstoß, den der Rechnungshof ausdrücklich rügte. Nach Ansicht der Prüfer hätten die Spielbankmillionen „im Haushalt vollständig ihren Niederschlag finden müssen“.

Diese Spielbanken-Altlast vergrößert den von FDP und Staatsanwaltschaft erkannten Aufklärungsbedarf. Zumal Finanzminister Wagner letzte Woche durch unklare und widersprüchliche Erklärungen selber weitere Spekulationen nährte. So räumte der Christdemokrat zunächst überraschend ein, der Berliner Baulöwe Friedrich Schröder habe dem maroden Staatsbad Ems nicht nur die vom SPIEGEL dokumentierten 500 000 Mark zukommen lassen. Laut Wagner hatte sich der Unternehmer, der in Bad Ems zwei Kurkliniken gebaut und an die staatliche Kurgesellschaft vermietet hat, im Sommer 1981 in einer schriftlichen Vereinbarung zur Zahlung einer weiteren halben Million verpflichtet. Gezahlt werden sollte dieser Betrag, so Wagners erste Darstellung, in zehn Jahresraten zu je 50 000 Mark. Verwendet werden sollte das Geld unter anderem für „kulturelle Zwecke“.

Als der Finanzminister, aufgeschreckt durch das staatsanwaltliche Ermittlungsverfahren, zwei Tage später eine neue Erklärung abgab, addierten sich Schröders „Sonderzahlungen“ (Wagner) plötzlich um weitere 500 000 auf 1,5 Millionen Mark.

Die Summe sei jedoch, wie der CDU-Minister versicherte, „kein Geschenk“ des Konzernchefs an das Staatsbad gewesen. Als Vermieter sei Schröder vielmehr daran interessiert gewesen, daß die Kliniken gut laufen. „Und dies“, erklärte der Finanzminister, rechtfertigte durchaus „ein paar zusätzliche Anstrengungen und Sonderzahlungen“.

Die Begründung ist nicht eben plausibel. Die Mieten, die das Staatsbad zu zahlen hat, sind festgeschrieben. Unabhängig von der Belegung werden jährlich für beide Schröder-Kliniken 5,6 Millionen Mark fällig.

Mit der späteren Konzessionsvergabe an Schröder, beteuerte Wagner, habe die Sonderzahlung jedenfalls „nichts zu tun“, da gebe es „keinen zeitlichen Zusammenhang“. Erst Ende 1982, also eineinhalb Jahre später, habe das Land „konkreter daran gedacht“, neben der alteingesessenen Spielbank Bad Neuenahr/Bad Dürkheim weitere Kasinos zuzulassen.

Unbeantwortet blieb allerdings, weshalb der Landesregierung schon im Juni 1983, fast drei Jahre vor der Vergabe der Konzession, von Schröder eine detaillierte Spielbankkonzeption vorgelegt worden war. Schließlich hatten die Rheinland-Pfälzer, wie die Niedersachsen, auf eine öffentliche Ausschreibung verzichtet. Und als der Landtag im November 1985 das Spielbankgesetz beriet, hatte der Finanzminister noch behauptet, die Verhandlungen mit möglichen Konzessionären liefen erst „seit Monaten“.



Spielbank-Minister Wagner: „Blütenreine Weste“

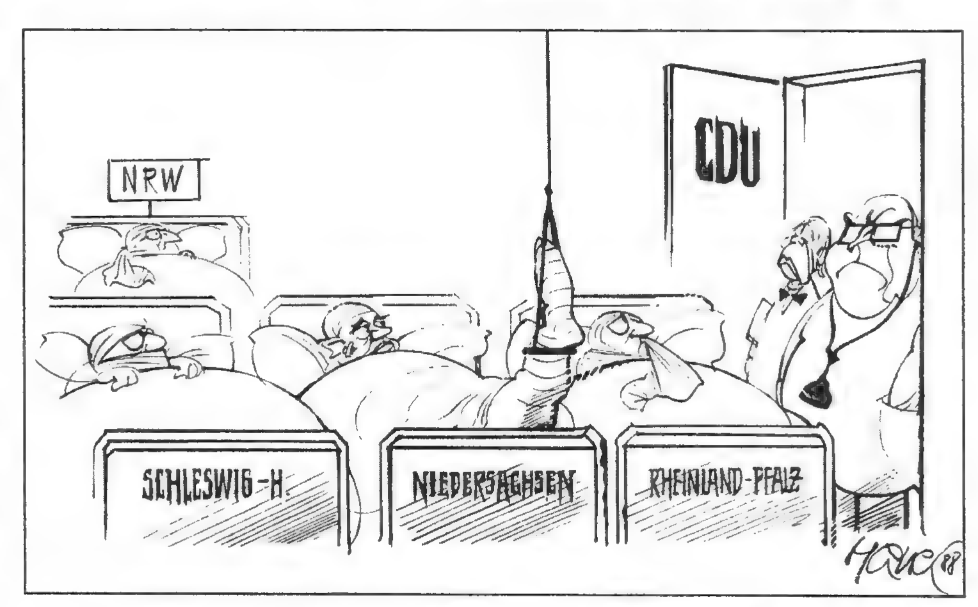
Wagner konnte oder wollte sich letzte Woche nicht daran erinnern, ob die Initiative zur Bewerbung „von der Gruppe Schröder kam oder zunächst von unseren Beamten“ ausging. Sicher ist, daß Schröder eine Vorzugsbehandlung genoß. Dennoch beklagte er sich über die Konkurrenten, darunter einige Großwinzer, weil sie mit „miesen Tricks“ gearbeitet hätten und nicht einmal davor zurückgeschreckt seien, die Rivalen von Privatdetektiven ausspähen zu lassen.

Weshalb sich Schröder gegen 15 Mitbewerber durchsetzen konnte, müßte eigentlich Heinz Ribka, ein früherer Abteilungsleiter im Mainzer Finanzministerium, ganz genau wissen. Als Ministerialdirigent war Ribka parallel mit Spielbanken und Staatsbädern befaßt. Jahrelang saß er als Aufsichtsratsvorsitzender in Staatsbadgesellschaften.

Aber auch sein Gedächtnis weist Lükken auf. Laut Ribkas Erinnerung kam Schröder durch Presseberichte über die Kasinopläne der Landesregierung auf die Idee, eine Spielbankkonzeption anzubieten.

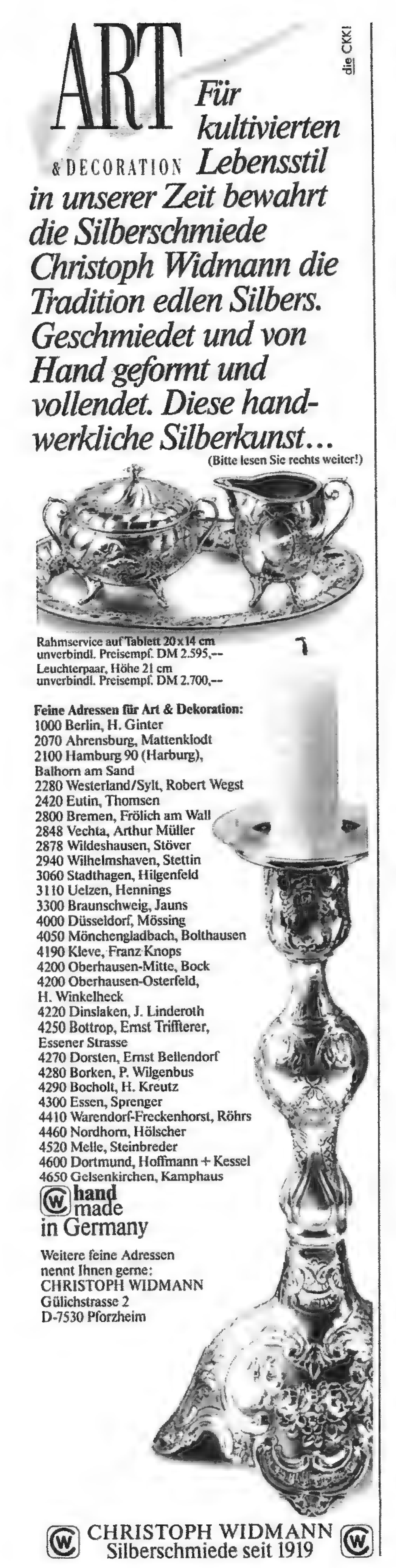
Klaus Golombek, Inhaber einer Werbe- und Marketingagentur in Meerbusch bei Düsseldorf, der – zusammen mit Kipp und Kentsch – selber ins Spielbankgeschäft einsteigen wollte, sieht freilich einen ganz anderen Zusammenhang. In Gesprächen, die er mit Landespolitikern und Beamten führte, sei ihm angedeutet worden, „daß es Bewerber gibt, an denen dem Land sehr liegt“. Golombek: „Es klang aus solchen Gesprächen immer heraus, als ob jemand, der sich um die Staatsbäder verdient macht, auch einen Vorteil hätte bei der Konzessionsvergabe.“

Mitglieder der CDU-Landesregierung wiederum erinnerten sich letzte Woche, daß die Wohltäter Kipp und Kentsch im Kabinett einen Fürsprecher hatten. Umweltminister Hans-Otto Wilhelm, der



Rheinischer Merkur/Christ und Welt

„Noch Neuzugänge, Herr Kollege?“



am Freitag dieser Woche in Koblenz den Ministerpräsidenten Bernhard Vogel in einer Kampfabstimmung als CDU-Landesvorsitzenden stürzen will, war damals schon als Fraktionschef in der Ministerrunde dabei: „Da gab es", streut ein Vogel-Vertrauter, „durchaus Präferenzen." Wilhelm habe sich immer für die Gruppe Kentsch/Kipp „stark gemacht".

Wilhelm, vergangenen Montag im Kabinett befragt, räumte zwar ein, daß er den Spielbankkonzessionär Kentsch „gut" kenne, daß der ihm auch einen Ausbildungsplatz für seinen Sohn besorgt habe. Dies sei jedoch „ein normaler Vorgang", habe mit der Konzessionsvergabe nichts zu tun. Den Vorwurf der Kumpanei wertete er als „Teil einer Schlammschlacht", die seine Wahlchancen gegen Vogel mindern sollte.

Die Bonner CDU-Spitze gibt Wilhelm zwar keine Chance, gegen Vogel zu gewinnen. Doch auch dem amtierenden Landesvorsitzenden und Ministerpräsidenten traut sie nicht mehr zu, die Partei aus dem Stimmungstief zu holen. Allein Heiner Geißler, verbreiten Mainzer Christdemokraten, wäre in der Lage, die Partei zu stabilisieren. Der CDU-General will zwar nicht zurück nach Mainz, hält sich aber für den Ernstfall bereit.

Der Kanzler liebäugelt seit langem mit dem Gedanken, Geißler als Nothelfer nach Mainz zu schicken. Einerseits wäre er seinen Dauerkritiker los, andererseits wächst bei ihm die Sorge, nach Kiel und Hannover könnten auch die Mainzer Verhältnisse zu einer CDU-Dauerkrise ausarten.

Im Parteivorstand, am Montag letzter Woche, gab sich der Kanzler wortkarg. Zu Niedersachsen sagte er gar nichts, zu Mainz nur einen Satz: „Das ist nicht gut."

AIDS

Kurz vorher Handzeichen

Der Bundesgerichtshof hat erstmals entschieden, wann ungeschützter Geschlechtsverkehr eines Aids-Infizierten strafbar ist.

Das Urteil liest sich wie ein Bericht über Sexualpraktiken. Der Angeklagte sei in den Nürnberger „Club 67" gegangen und dort von einem Italiener „zum Sex eingeladen" worden. Er habe zunächst mit dem Partner „Analverkehr ohne Kondom gehabt", doch vor „der Ejakulation gestoppt und sodann ein Kondom bis zum Samenerguß benutzt".

Bei einem weiteren Sexualkontakt, diesmal im „Colt-Studio" mit einem Deutschen, übte der Partner „beim Angeklagten jeweils den Mundverkehr bis kurz vor dem Samenerguß" aus. Da sich beide „sprachlich nicht gut verständigen konnten", gab der Angeklagte „kurz vor der Ejakulation jeweils ein Handzeichen", damit der andere rechtzeitig aufhöre.

Die Schilderungen stammen von Richtern des Landgerichts Nürnberg-Fürth, die zu entscheiden hatten, ob der ungeschützte Geschlechtsverkehr eines Aids-Infizierten strafbar ist. Bei der rechtlichen Würdigung kam es auf den Vorsatz an: Handelt der Täter schon vorsätzlich, wenn er ohne Kondom verkehrt, oder erst, wenn sich sein Samen in den Körper des anderen ergießt?

Verurteilt wurde Brian Eastwood*, ein 47jähriger amerikanischer Koch und Ex-Sergeant. Die 13. Strafkammer des Landgerichts Nürnberg-Fürth erkannte auf zwei Jahre Freiheitsentzug ohne Bewährung wegen „versuchter gefährlicher Körperverletzung".

Eastwood legte Revision gegen das Urteil ein – und so mußten am Donnerstag vergangener Woche erstmals die obersten westdeutschen Strafrichter beim Bundesgerichtshof (BGH) die Grundsatzfrage verhandeln, wann der Sexualverkehr Aids-Infizierter zur Straftat wird.

Die Karlsruher Richter bestätigten den Nürnberger Spruch gegen Eastwood, nur die Strafe wollten sie etwas milder berechnet sehen. Grundsätzlich aber sei die Ansteckung eines Sexualpartners mit dem Virus eine „das Leben gefährdende Behandlung" im Sinne des Tatbestandes der „gefährlichen Körperverletzung".

Ob die Krankheit beim Opfer tatsächlich ausbricht, halten die Richter für rechtlich unerheblich. Strafbar sei solch ungeschützter Sexverkehr als „Versuch" jedenfalls auch dann, wenn niemand sich ansteckt.

Mit diesem Urteil haben die Bundesrichter einen Grundsatzstreit entscheiden müssen, der nicht von ungefähr in Bayern ausgelöst wurde. Dort hatte die Landesregierung Polizei und Staatsanwaltschaft angewiesen, das „bewußte


Homosexuelles Paar (in München)
„In einem von tausend Fällen"

* Name von der Redaktion geändert.



Ankläger Rebmann
Abschreckung gegen Ansteckung

oder fahrlässige Infizieren anderer" mit Aids als „schwere Straftat" mit Nachdruck zu verfolgen.

Gegen Eastwood, der beiden Sexpartnern das Virus verschwiegen hatte, ermittelte denn auch gleich die Mordkommission der Kripo. Verteidiger Karl Heinz Becker empörte sich über die Kampagne gegen seinen Mandanten: So hätten Beamte in einschlägigen Lokalen Photos des Beschuldigten mit Hinweis auf dessen Aids-Infektion herumgezeigt. Obendrein sei die Anklageschrift vor dem Prozeß interessierten Professoren zwecks publizistischer Verwendung zugänglich gemacht worden.

Den Hardlinern in Bayern kam der Fall Eastwood gelegen. Der Amerikaner, der seit 1965 angeblich 16mal als Geschlechtskranker im US-Militärhospital behandelt werden mußte, ist ein Paradebeispiel für ihre düsteren Aids-Prognosen.

Brian Eastwood war im Juni 1986 über den Ausgang des Aids-Tests unterrichtet worden. Armeearzt Gregory Smith hatte, wie er vor Gericht aussagte, den bisexuell veranlagten Landsmann belehrt: Er sei „ansteckend für den Rest seines Lebens" und dürfe in Zukunft „weder Oral- noch Vaginal-, noch Analverkehr ohne Kondom betreiben".

Zwölf Wochen später, am 26. August,war Eastwood wieder bei Smith aufgetaucht – mit einer frischen Geschlechtskrankheit, einer Gonorrhöe. Auf den Vorhalt des Arztes, daß er sich bei einem geschützten Verkehr nicht angesteckt haben könnte, hatte sich Eastwood in Widersprüche verwickelt und dann behauptet, die Präservative seien gerissen.

Nur neun Tage später mußte sich der Koch erneut behandeln lassen, diesmal wegen Darmstörungen. Smith diagnostizierte eine weitere Infektion: „Trichomonaden als Folge einer Geschlechtskrankheit". Der Arzt stand vor einer Gewissensfrage – was hatte Vorrang: die Fürsorge für seinen Patienten oder der Schutz der Allgemeinheit?

Smith entschloß sich, seine Vorgesetzten zu informieren, zumal der Armeepsychiater festgestellt hatte, Eastwood sei „eine egozentrische, narzistische Persönlichkeit, die ihr Handeln nicht an der Verantwortung für andere" ausrichte. Weil die US-Gesetze eine Weitergabe intimer medizinischer Daten in Ausnahmefällen zulassen, unterrichteten die amerikanischen Behörden die deutsche Staatsanwaltschaft. So kam das Strafverfahren in Gang.

Der Nürnberger Prozeß machte deutlich, daß sich die Strafrechtler bei der neuen Krankheit, die nicht unter das Seuchengesetz fällt, auf dünnem Eis bewegen. Eastwoods Richter meinten, die von ihm ausgehende Gefahr sei „derart groß" gewesen, „daß ihm die Ausübung des ungeschützten Geschlechtsverkehrs generell untersagt war". Da bei Eastwoods Partnern jedoch keine Ansteckung festgestellt worden sei, liege „objektiv nur ein Versuch der gefährlichen Körperverletzung vor".

Eastwoods Verteidiger Becker stellte in seiner Revisionsbegründung vor allem den – schuldbegründenden – Vorsatz seines Mandanten in Abrede. Er berief sich auf die Sachverständigen, die ausgesagt hatten: „Virusübertragung ohne Ejakulation ist nicht wahrscheinlich, auch wenn sie theoretisch denkbar ist."

Sein Mandant, so Becker, habe gerade nicht vorsätzlich gehandelt, sondern penibel alle Ratschläge für „Safer Sex" befolgt. In jedem der ihm vorgeworfenen Fälle habe er „Coitus interruptus" geübt und danach ein Kondom benutzt.

Angesichts aller wissenschaftlichen Erkenntnisse, so argumentierte auch Bekkers Kollege, der Karlsruher Strafverteidiger Gunter Widmaier, sei Eastwoods Verhalten vorsichtig genug gewesen. So jemand müsse sich nicht den Vorwurf machen lassen, eine Gefährdung seines Sexualpartners „billigend in Kauf genommen" zu haben.

Die juristischen Grenzen zwischen Vorsatz und Leichtsinn wurden in der mündlichen Verhandlung vor dem BGH an einer Parallele deutlich: Wenn Ehepartner ein Kind zeugen, obwohl sie glaubten, sich durch Coitus interruptus vor einer Empfängnis geschützt zu haben, so Widmaier, sei das eben kein „gewolltes", sondern ein „ungewolltes" Kind.

Doch solche Vergleiche überzeugten die BGH-Richter des Ersten Strafsenats nicht. Eastwoods Sexualverkehr sei nicht nur leichtsinnig gewesen, der Mann habe „mit bedingtem Vorsatz" das Leben seiner Partner in Gefahr gebracht.

Mag das statistische Risiko auch noch so gering sein: „*Jeder* ungeschützte Sexualkontakt" könne „derjenige von vielen sein, der eine Virusübertragung zur Folge" habe. Mit solch strikten Verdikten gegen Aids-Infizierte, so hatte schon vor dem Urteil Bundesanwalt Manfred

Bruns kritisiert, werde „Seuchenpolitik" gemacht. Urteile wie das von Nürnberg hätten „ein Fanal" gesetzt. Es gehe „um Schuld oder Nichtschuld, aber nicht um ein Exempel".

Der hohe Ankläger kann das so offen sagen, weil er mit dem Prozeß nicht dienstlich, sondern als Aids-Experte befaßt war: Er ist Mitglied der Aids-Enquete-Kommission des Bundestages.

Der Chef ist da schärfer. Generalbundesanwalt Kurt Rebmann hatte beantragt, die Revision Eastwoods zurückzuweisen. Kritik an dem Nürnberger Urteil sei „unbegründet". Der „Strafzweck der Generalprävention", betonte Rebmann, müsse „berücksichtigt werden".

Er bekam sein Exempel.

SPD

Verbrannte Erde

Zwei Jahre vor den Landtagswahlen in Bayern ist Peter Glotz als SPD-Spitzenkandidat gescheitert.

Das war ein schlechtes Jahr für Peter Glotz, 49, den Vordenker, Wahlmanager und ehemaligen Bundesgeschäftsführer der SPD.

Anfang September verstellten ihm auf dem Bundesparteitag in Münster die erstmals mit Quotenmacht ausstaffierten Genossinnen, darunter Ex-Ehefrau Anke Martiny, die Rückkehr in den Parteivorstand.

Letzte Woche zwangen ihn die weißblauen Genossen zur Resignation: Freiwillig verzichtete Glotz auf die mit großem Elan und entsprechender Publicity angemeldete Spitzenkandidatur bei den bayrischen Landtagswahlen 1990.

Die Art, wie der gelernte Kommunikationswissenschaftler im Moreskengewölbe des Münchner Rathauses am letzten Freitag den Rückzug aus seiner „noch nicht zur Gänze mehrheitsfähigen" Kandidatur kühl analysierte und die widerspenstige Parteibasis als „unbegeisterbar und enttäuschbar" emotionslos tadelte, zeigte ein weiteres Mal, was zugleich die Stärke und Schwäche dieses ungewöhnlichen Genossen ausmacht.

Stets mischte er sich ebenso unproletarisch wie unbayrisch im gedeckten Anzug unters Parteivolk – ohne Berührungsängste, aber auch ohne Bodenhaftung. Was er intellektuell präzise zu sagen wußte über die „postindustrielle Bewußtseinsveränderung", die „prekären Bruchstellen der Risikogesellschaft" und die „Impermanenz der Wir-Beziehungen", das fanden manche Genossen eher abschreckend als erbaulich. Kaum einer konnte sich mit ihm identifizieren – schon gar nicht in der weiß-blauen Genossenschaft des Isar-Freistaats.

Als der ehemalige Bonner Bildungsstaatssekretär und frühere Berliner Kultursenator in seine Wahlheimat München zurückkehrte, wo er einen Bundestagswahlkreis hält, wirkte er auf Parteiversammlungen wie ein Rennpferd unter Braurössern. Zögernd und mit knapper Mehrheit überließen die bayrischen Sozis dem eher unheimlichen als anheimelnden Fremdling den Vorsitz des Bezirks Südbayern.

Als Glotz vor vier Monaten auch noch seine Bewerbung für die Spitzenkandidatur bei den Landtagswahlen gegen den Fraktionsvorsitzenden im Landtag Karl-Heinz Hiersemann anmeldete, der im letzten Wahlkampf mit seiner Körperfülle wie eine maßgeschneiderte Karikatur von Franz Josef Strauß anmutete, da machten die traditionsverhafteten Onkels gegen den redseligen Enkel mobil.

Autor Glotz konnte fortan neues Material über die „Innenausstattung der Macht" und neue Daten über die mäßige „Beweglichkeit des Tankers" (so zwei seiner Buchtitel) sammeln. Denn wie ein körperfremdes Transplantat wurde der eloquente Bewerber von der phlegmatischen bayrischen SPD abgestoßen.



Gescheiterter Kandidat Glotz
„Weiß-blaues Fitzliputzli"

Aus der oberpfälzischen Provinz meldete sich Parteivize Ludwig Stiegler mit Bedenken gegen den akademischen Kandidaten, der „jedes Bierzelt leer predigt" und bisher nur „verbrannte Erde" hinterlassen habe. Als Glotz auch noch gegen das „weiß-blaue Fitzliputzli" und den „Hirschhornknopf" Front machte, erschien Landesvorsitzender Rudolf Schöfberger, der nach Feierabend gern in Bauernschwänken von Ludwig Thoma mitwirkt, trotzig im Trachtenanzug auf Pressekonferenzen: „Als tumbe Toren des bloßen Weiterwurstelns lassen wir uns nicht hinstellen."

Auch auf den ersten der 14 geplanten Vorstellungsrunden bei der Basis ging es für den Tausendsassa des gesprochenen und geschriebenen Wortes nur zäh voran. In seinem eigenen Bezirk Südbayern schallte es dem Dialektiker, der auf dem Parteitag in Münster mit Oskar Lafontaine für die Sonntagsarbeit gefochten hatte, im Dialekt entgegen: „Wenn du aus der Wagenburg ausbrichst und i muaß am Sonntag arbat'n, dann brichst liaba alloa aus und i bleib drin."

In dieser ersten Runde, auf einem Parteitag im oberbayrischen Ingolstadt, obsiegte Glotz immerhin noch mit 94 zu 55 Stimmen. Beim zweiten Durchgang im fränkischen Bezirk des Rivalen Hiersemann kam er nur noch auf schmähliche 13,5 Prozent. Als dann schließlich, in einer schwach besetzten Runde des Landesvorstands, kein einziger Genosse für Glotz die Hand heben mochte, war ihm klar, daß die bayrische SPD „derzeit noch nicht für eine solche demokratische Auseinandersetzung gerüstet ist".

Dabei wäre der Zeitpunkt für eine umfassende Reform nicht ungünstig gewesen. Unter Spitzenkandidat Hiersemann hatte sich die bayrische SPD bei den jüngsten Landtagswahlen 1986 mit 27,5 Prozent das schlechteste Ergebnis seit Kriegsende eingehandelt. Glotz wollte, wie er in zehn Thesen zu den Landtags- und Bundestagswahlen 1990 darlegte, die „prosperierenden Ballungszentren" mit ihren gutverdienenden Angestellten für die SPD erschließen, mit dem auch von Genossen imitierten „folkloristischen Populismus" aufräumen und „Gesprächsknotenpunkte" zur Kultur und Industrie anlegen.

Mit der bloßen Einfädelung in ein Spitzenamt wäre es bei dieser Groß-Reform jedoch nicht getan gewesen. Dem gescheiterten Kandidaten war klar, daß er nur in Zeiträumen von einem Jahrzehnt hätte kalkulieren und nur mit einer exzellenten Mannschaft hätte operieren können. Glotz über die CSU-Konkurrenz: „Die Streibls, Tandlers, Stoibers und Waigels sind ja keine Anfänger."

Die Zukunft der bayrischen SPD hätte erst nach seinem Sieg als Spitzenkandidat begonnen – mit einer massiven personellen Erneuerung. Glotz: „Das wußten die natürlich alle" – und haben ihn, wie er meint, deshalb wohlweislich nicht gewählt.

Offene Zustimmung erfuhr der Kandidat Glotz nur außerhalb des Landesvorstands. Der ehemalige nordrhein-westfälische Landwirtschaftsminister Hans Otto Bäumer: „Diese Halbliter-Stemmer in Bayern müßten froh sein, wenn sie einen finden, der lesen und schreiben kann." Kabarettisten wie Dieter Hildebrandt und Regisseure wie Alexander Kluge und Bernhard Sinkel betonen in einem offenen Brief an Schöfberger, daß sie die von Glotz eingeleitete Diskussion „für notwendig, ja unerläßlich halten".

Mit solchen Stimmen war dem Kandidaten nicht zu helfen – und der bayrischen SPD auch nicht. Glotz: „Die zieht halt nun wieder mit Schöfberger und Hiersemann in die Wahl." ◆

SPIEGEL-Reprint 1947 oder 1948. Unser Geschenk für Ihre Empfehlung.



CDU

Richtiger Kick

Während es in seiner Partei drunter und drüber ging, übte CDU-Generalsekretär Heiner Geißler in Südamerika einen „Feldzug gegen den Sozialismus".

Wen werden wir wählen?" ruft Emilen Ramirez, die Schönheitskönigin von Caripito, ins Mikrophon. „El Tigre", den Tiger, tönt es aus über zehntausend Kehlen zurück. „Was werden wir wählen?" „Verde", grün, antwortet die Menge. Einer schreit besonders laut, ein Schwarzer, der CDU-Generalsekretär Heiner Geißler.

Über elf Flugstunden von der Heimat entfernt ist der deutsche Christdemokrat zum Kampf gegen den Sozialismus angetreten – in einer Stadt im Nordosten Venezuelas, die von Gott und dem großen Geld verlassen ist, seit die Ölgesellschaften in der Provinz Monagas die Bohrtürme einfach verrotten ließen. Seite an Seite mit Eduardo Fernández, dem „Tiger", wie seine Anhänger den Spitzenkandiaten der venezolanischen Christdemokraten (Copei) nennen, wettert Geißler vom Blatt in spanischer Sprache gegen „Korruption" und „Inflation", vor allem aber gegen die sozialistische Regierung und ihren Kandidaten Carlos Andrés Peréz.

Und dann der Höhepunkt seiner Zehntagetour durch Lateinamerika: der passionierte Bergsteiger besteigt einen hydraulischen Aufzug, wie ihn Fensterputzer für obere Etagen benutzen, und hievt sich in die Höhe. Ein Meter, zwei, drei – bis die automatische Sperre Heinerles Korbfahrt stoppt.

„Viva El Tigre", brüllt der Gringo aus der Pfalz, den hier mitten im Urwald zwar keiner kennt, dessen Vorstellung aber ankommt, besonders bei jenen fünf Schönen, die unterhalb des Sattelschlepper-Podiums unermüdlich zu Merengue- und Reggae-Klängen tanzen.

Den richtigen Kick kriegt der 58jährige Eiferer spät am Abend, vor dem Rückflug nach Caracas. Da hebt die charmante Copei-Sekretärin für internationale Beziehungen, Yajaira Requena, ihr Glas und ruft ihm zu: „El Tigre Geißler!"

So fühlt er sich, so gibt er sich. Den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, stets angespannt und sprungbereit, vorbereitet zur Attacke gegen Sozialisten oder Kommunisten, wo immer sie auftauchen.



Zur Unterstützung der Christdemokraten ist Geißler keine Strapaze zu schwer und kein Risiko zu hoch. Auf der Ladefläche eines offenen Lastwagens rast er in einer Kavalkade wildgewordener venezolanischer Wahlkämpfer durch die verschlammten Gassen von Ciudad Bolívar am Orinoko. In gepanzerten, von Schüssen gezeichneten Jeeps hetzt er in Panama-Stadt und San Salvador nächtens von einem Termin zum anderen. Einen „flächendeckenden Kampf gegen den Sozialismus" nennt Geißler diesen Feldzug durch fünf Länder Süd- und Mittelamerikas, durch Argentinien, Chile, Panama, Venezuela und El Salvador.

Keine Minute verschwendet er an den Gedanken, seine Expedition abzubrechen, als ihn finstere Nachrichten aus der Heimat erreichen.

Den Rücktritt des niedersächsischen Innenministers Wilfried Hasselmann spielt Geißler als Fehler eines Mannes herunter, der in einem Untersuchungsausschuß mehr gesagt habe, als notwendig gewesen sei. Die Kandidatur des rheinland-pfälzischen Umweltministers Hans-Otto Wilhelm gegen Ministerpräsident Bernhard Vogel ist „ein Stück aus dem Tollhaus". Und auch die vom SPIEGEL enthüllte Spielbank-Affäre ist für ihn, „wenn es stimmt, ein starkes Stück".

Geißler führt aus Südamerika lange Telephonate mit Ernst Albrecht und Bernhard Vogel, an Rückkehr aber denkt er nicht. „Alles andere hätte übertriebene Dramatik signalisiert." Am härtesten traf ihn fern der Heimat die Nachricht über das erneute schlechte Abschneiden der CDU in der Demoskopie: „Wir haben gedacht, jetzt geht es aufwärts. Scheiße!"

Doch dann fasziniert ihn wieder der Blick auf die Karte des südamerikanischen Halbkontinents. Da entdeckt er nur Gute oder Böse, nur Freund oder Feind.

Die Guten, das sind die christdemokratischen Regierungen in Guatemala und El Salvador. Und dabei erschüttert ihn nicht, daß die Gefangenenhilfsorganisation Amnesty International erst kürzlich wieder die salvadorianische Regierung von Geißlers Freund Napóleon Duarte beschuldigt hat, hinter vielen Morden an Gewerkschaftern und Oppositionellen stünden die Sicherheitskräfte des Landes. „Die Soldaten haben Angst



Wahlkämpfer Geißler in Venezuela*: „Viva El Tigre"

* Oben: bei einer Wahlveranstaltung für den Christdemokraten Fernández, genannt „El Tigre", in einem hydraulischen Aufzug; unten: mit einer Wahlhelfer-Truppe.



Der Aquavit mit der Äquatorreife

und schießen halt auch, dann kommen unschuldige Leute ums Leben" – so einfach ist das bei Geißler.

Die Bösen, das sind, „ganz klar", die Militärdiktaturen des Augusto Pinochet in Chile, des Generals Alfredo Stroessner in Paraguay und des Antonio Noriega in Panama. Die Bösen sind aber auch, neben Kuba und Nicaragua, „die Dreckskerle von der Sozialistischen Internationale, die deswegen bekämpft werden muß" (Geißler). Damit meint er die sozialistischen Staatschefs von Costa Rica und Peru, Oscar Arias und Alan García. Ihnen kreidet er an, daß sie kürzlich den Guerillaführer Villalobos aus El Salvador empfangen haben und „diesen Kommunisten mit Blut an den Händen in ihren Präsidentenpalais herumgereicht" hätten. Selbst der argentinische Staatspräsident Raul Alfonsín, der vor fünf Jahren die Militärregierung in Buenos Aires ablöste, kriegt sein Fett ab: Seine Radikale Partei poussierte mit der Sozialistischen Internationale.

Die CDU, sagt Geißler, fühle sich „weltweit verantwortlich für Menschenrechte und Demokratie". Und Demokratie bedeutet für ihn christdemokratische Regierung. Deswegen hält er es für „verheerend, wenn nach dem Sozialismus in Peru und dem sozialistischen Chaotismus in Argentinen" demnächst in Chile ein Sozialist an die Macht käme. Der 5. Oktober, an dem die Chilenen per Plebiszit eine erneute Kandidatur des Diktators Augusto Pinochet ablehnten, gehöre zu den „schönsten Tagen" seines Lebens.

Zum vierten Mal seit 1983 war Geißler in der vorletzten Woche in die Anden-Republik gereist, deren Bevölkerung seit nun mehr als 15 Jahren die Folterknechte Pinochets ertragen muß. In den ersten, den grausamsten Jahren des Pinochet-Terrors hatten vor allem Sozialdemokraten wie Hans Matthöfer und Hans-Jürgen Wischnewski gequälten chilenischen Demokraten geholfen. Heiner Geißler entdeckte sein Herz für Menschenrechte und Demokratie in Chile erst Anfang der achtziger Jahre, nachdem Franz Josef Strauß 1977 den Diktator besucht und aufgewertet und damit die gesamte Union in Verruf gebracht hatte.

Fortan floß auch wieder mehr Geld aus der CDU und der Konrad-Adenauer-Stiftung in die Kassen des bis ins vorige Jahr verbotenen Partido Democratico Cristiano (PDC). Unvergessen in Santiago ist jene Geißler-Aufführung im Circo Caupolicán aus dem Jahre 1983, als der trainierte Ausdauersportler über 8000 Chilenos zu frenetischen Protesten aufpeitschte: „Véte, Pinochet, asesino" – hau ab, Pinochet, Mörder.

Auf Weisung Helmut Kohls mußte der Generalsekretär sich diesmal bei seiner Reise öffentlicher Spektakel enthalten. Militärs und Minister in Santiago lehnten es überdies ab, den Deutschen zu empfangen. So sorgte Heiner Geißler in den Reihen der eigenen Parteifreunde für Unmut.

Als allzu plump und kleinkariert empfanden in Chile die Vertreter der im „Kommando für das Nein" vereinten Oppositionsparteien die Ratschläge und Anweisungen des Deutschen. Etwa wenn Geißler jeden Versuch als „falsch" abkanzelte, auch mit den Kommunisten Gespräche über eine künftige Regierungsbeteiligung zu führen. Geißler: „Die Vorstellung, daß Allende-Sympathisanten in der Regierung vertreten wären, ist für mich nicht denkbar. Dann würde der Sozialismus fröhliche Urständ feiern."

Am meisten eckte der Deutsche jedoch wegen seiner Einmischung in die Führungsangelegenheiten der chilenischen Opposition an. Die „Nein"-Parteien stecken in einer quälenden Diskussion, wen sie bei künftigen Wahlen gegen die Rechtsparteien ins Feld schikken. Vor allem in der Christdemokratischen Partei, der stärksten Gruppierung der 16, befehden sich derzeit zahlreiche Konkurrenten, unter ihnen Eduardo Frei, der Sohn des von Allende abgelösten Präsidenten, Gabriel Valdés, langjähriger PDC-Vorsitzender und Freund Willy Brandts, und der amtierende Chef der PDC, Patricio Aylwin.

Der bereits 69 Jahre alte Rechtsanwalt hat das „Kommando für das Nein" zum Sieg geführt. Obwohl er in einer in der vorletzten Woche veröffentlichten Umfrage weit hinter Frei lag, kürte ihn der aus dem fernen Deutschland angereiste Geißler in Santiago ungefragt zum Favoriten der Bonner und europäischen Mitchristen: „Eigentlich kommt nur Aylwin in Frage."

Bei einer Diskussion in der deutschen Botschaft gaben ihm höfliche Führungsfiguren anderer Nein-Parteien zu verstehen, daß sie keinen fremden Rat brauchten. „Das war unklug von Geißler", kritisierte ein erfahrener chilenischer Christdemokrat. Geißlers Festlegung könnte Aylwin „sogar schädlich sein". Jeder Streit im Oppositionslager, auch wenn er von Durchreisenden aus Europa angezettelt werde, komme der Pinochet-freundlichen Rechten gelegen.

So blieb am Ende in der chilenischen Oppositionsszene das ungute Gefühl zurück, dem CDU-Generalsekretär komme es vor allem auf den Machtwechsel zugunsten der Christdemokraten, weniger auf die Erhaltung des schwierigen Bündnisses zwischen den 16 demokratischen Nein-Parteien an.

Selbst Geißlers Günstling Aylwin reagierte eher zurückhaltend auf die unerbetene Promotion durch den umtriebigen Deutschen. Nur widerstrebend ließ er sich von Geißler die Zusage abringen, sich in jedem Fall um die Kandidatur zu bemühen. Gefragt, was er von Geißlers Methoden halte, antwortete Aylwin diplomatisch: „Er hat halt seinen unverwechselbaren Stil." ◆

Stellen Sie sich vor

Heiligenblut

die klare kalte Luft, den zugefrorenen See, den verschneiten Wald, das Lachen der Kinder am Babylift, das Läuten der Kirchturmglocken. Die Wirtin, die Reindling bäckt, die Kätzchen, die im Stroh spielen und das Muhen der Kühe. Hier lassen sich längst verloren geglaubte Zeiten wiederentdecken. Kärnten. Willkommen bei Freunden.

Kärnten-Information, Code SP 9, Postfach 8000, A-9010 Klagenfurt



„Ich gebe zu bedenken . . .“

Anmerkungen von Willy Brandt zu zwei neuen Brandt-Biographien von Peter Koch und Gunter Hofmann

Ob denn der das dürfe, höre ich den einen und die andere fragen. Doch, man darf sich zu Texten äußern, die einen selbst zum Gegenstand haben. Man darf es erst recht, wenn man dazu eingeladen wurde.

Einen gewissen Sachverstand in eigener Sache kann ich vermutlich geltend machen, ohne für auffallend arrogant gehalten zu werden. Daß man in einigen Zusammenhängen als Betroffener befangen ist und in seinem Urteil subjektiv bleiben muß, wird einleuchten. Doch das Gedächtnis läßt mich nicht oft im Stich, und das Archiv, das ich bisher wenig in Anspruch nahm, wird noch eine wichtige Hilfe sein können.



Kritiker Brandt: „Ich will kein selbstquälerischer Schweiger werden“

Nicht erst aus meiner Zeit im Auswärtigen Amt ist mir geläufig, was eine salvatorische Klausel bedeutet und wozu sie gut sein kann: Du willst nicht für dubiose Texte in Anspruch genommen werden und versuchst, dich dagegen zu „salvieren“. Ich werde hier zu einer Reihe von Darstellungen anmerken, daß sie den Tatsachen nicht gerecht werden. Oder daß sich das ihnen Zugrundeliegende anders in meine Erinnerung eingegraben hat. Aus diesen Hinweisen ist jedoch nicht zu schließen, daß ich sonst nichts einzuwenden hätte.

Aus guten Gründen habe ich bisher gezögert, mich zu bestimmten Abschnitten meines politischen Lebens freimütig zu äußern. Ich denke, daß es mir in absehbarer Zeit gelungen sein wird, druckreif zu Papier zu bringen, wie es wirklich war. Ich will ja nichts mehr werden – auch kein selbstquälerischer Schweiger.

Gunter Hofmanns und Peter Kochs Bücher* unterscheiden sich nicht nur dadurch, daß das andere viermal so umfangreich ist wie das eine. In dem einen wird eher behutsam abgewogen, in dem anderen werden wichtige, weniger wichtige und – aus meiner Sicht – abwegige Informationen ohne viel Reflektion zusammengestellt. Ich erkenne mich in dem einen zu einem guten Teil wieder und habe bei dem anderen den Eindruck, daß in ihm eher zerfließt, was sich vermutlich zu einem Ganzen hätte fügen sollen.

Dürfte ich mich zur dritten Person machen, würde ich sagen: Gunter Hofmann hat ein nicht unkritisches, aber einfühlsames, weder einebnendes noch überhöhendes Büchlein geschrieben. Mir ist das sympathisch. Jedenfalls tut es wohl, wenn Ideen ernst genommen und nicht einer Darstellungsform geopfert werden, bei der „facts“ zuammengebaut werden, ob sie stimmen oder nicht.

Aus der Rolle der ersten Person werde ich hinzufügen dürfen, daß ich es für einen Irrtum halte, wenn Hofmann geneigt ist, mich erst nach meiner Berliner Zeit als politisch eigenständig gelten zu lassen: In Berlin seien Brandts politische Konturen „unscharf geblieben“, als Regierender Bürgermeister habe er obendrein „sämtliche antikommunistischen Rituale und die dazugehörige Rhetorik“ mitgemacht – woran wohl etwas ist. Aber etwas mehr geschichtliche Einordnung könnte auch nicht schaden.

Denn ich gebe zu bedenken: Die Berliner hätten wenig von einem Bürgermeister gehabt, der nicht fähig und entschlossen gewesen wäre, sich seiner und seiner Landsleute Haut zu wehren. Die Zeiten standen damals auf alles mögliche, nur nicht auf Glasnost. Aber Reuter, Brandt und ihre Freunde haben sich auch nie mit der Zerreißung Europas abgefunden; wir sind Europäer geblieben. Zusätzlich zu dem Lehrgeld, das ich nicht sinnlos im Exil entrichtete, hat mich gerade die Berliner Erfahrung befähigt, Ostpolitik im Übergang zu den siebziger Jahren nicht nur zu begründen, sondern auch gegen erheblichen Widerstand durchzusetzen.

Es trifft zu, daß ich zunächst nicht viel von dem begriffen habe, was als 68er Bewegung in die Zeitgeschichte eingegangen ist. Ich bin, nicht allein in diesem Fall, in die Rolle des Einäugigen unter Nichtsehenden geraten. Meine Rückerinnerung muß also unzulänglich bleiben; doch sie läßt mich ein dickes Fragezeichen hinter die Vermutung setzen, wir hätten es bei der Jugendrevolte *vorrangig* mit der „Geschichte einer großen Enttäuschung über das eigene Land“ zu tun gehabt. Dagegen sprechen Thematik und Geographie des damaligen nahezu weltweiten Geschehens.

Daß es spezifisch deutsche Zusatzantriebe und, vor allem, Ausläufer gab, liegt auf der Hand. Dazu gehörte sicherlich, daß die Nazizeit übertüncht und nicht verarbeitet wurde. Und die Entscheidung zugunsten der Großen Koalition kam zu abrupt, als daß sie sich hinreichend vernünftig hätte vermitteln lassen. Es ist nicht neu, daß ich Bedenken hatte, mich an der Regierung der Jahre ’66 bis ’69 zu beteiligen, und das Experiment dann doch für sinnvoll gehalten habe. Für einigermaßen übertrieben halte ich die Erwartung, ich hätte mich mit Ohrfeigen an die Adresse eines Bundeskanzlers anfreunden können, dessen Stellvertreter ich war. Das wurde Kiesinger nicht gerecht und war auch sonst nicht hilfreich.

Gunter Hofmann hat sicher recht, wenn er schreibt: „Ein unkomplizierter und widerspruchsfreier Zeitgenosse ist Brandt nicht.“ Da dem so ist, kann ich auch nicht einfach als ein „Luxemburgianer“ eingestuft werden. Gewiß, ich stehe unverändert zum freiheitlichen Erbe der Großen Revolution, das mit dem Namen Rosa Luxemburg auch verbunden ist, aber mit ihren weltfremden Per-

* Gunter Hofmann: „Willy Brandt. Portrait eines Aufklärers aus Deutschland“. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek; 128 Seiten; 10 Mark. – Peter Koch: „Willy Brandt. Eine politische Biographie“. Ullstein Verlag, Berlin; 520 Seiten; 48 Mark.

Heli-Skiing auf 4000 Metern – exklusiv für Spitzenkönner. Genau wie diese Sportuhr.

Wenn die sauber präparierten Pisten der unteren Regionen nichts mehr bringen, dann gibt's nur noch eins: In die Luft gehen. Hinauf in den unberührten Pulverschnee von Petersgrat, Ebnefluh und Jungfrau-Gletscher. Tiefschneefahren auf diesem Spitzenniveau verlangt eine perfekte Kondition und Technik. Und die entsprechend anspruchsvolle Grundausrüstung: einen speziell umgebauten Heli des Typs Alouette III, flexible Kurzskis, extraleichte Schuhe und – einen guten Führer.

TAG HEUER

Genauso strenge Anforderungen sollte ein Könner an seine Sportuhr stellen: Tragkomfort dank weicher, fließender Linien, ein Doppelsicherheitsverschluß am Armband für den Fall des Falles (im wahrsten Sinne des Wortes...), kratzfestes Saphirglas, einseitig drehbarer Außenring (zum Messen Ihrer Bestzeit), verschraubte Krone und Wasserdichtigkeit bis hinunter auf 200 Meter, respektive bis hinauf auf 4000 Meter.



Die S/EL von Heuer.

TAG-HEUER GIBT ES IN FÜHRENDEN UHRENFACHGESCHÄFTEN. PROSPEKTE ERHALTEN SIE KOSTENLOS BEI:
TAG-HEUER VERTRIEB DEUTSCHLAND, RESIDENZSTRASSE 11, 8000 MÜNCHEN 2.

spektiven und zänkischen Attitüden möchte ich nicht identifiziert werden. (Apropos Osteuropa: Es ist ein doppelter Irrtum, daß ich mich gegenüber „Oppositionellen" gesperrt und es beispielsweise abgelehnt hätte, Walesa in Warschau zu treffen. Aber es muß ja auch nicht immer gleich alles auf den Tisch.)

Peter Koch hat sich mit dem, was er eine „politische Biographie" nennt, mehr zugemutet, als ihm gelingen wollte; ich bin nicht sicher, ob das nur mit Zeitdruck zu tun hat. Dabei übersehe ich das Gewicht solcher Teile nicht, die sachlich zurechtrücken, was jahrelang durch Zweckdarstellungen überlagert war. Das gilt etwa für die Machenschaften, die sozial-liberale Koalition im April '72 durch vielfältiges korruptives Einwirken scheitern zu lassen. Oder für die arg neben der Sache liegenden Reaktionen kränkelnder Staatsschutzhirne bei der Enttarnung des „Kanzlerspions" im April '74. Zutreffend werden in dem, was ich während des Krieges in Schweden schrieb, „Denkansätze des späteren Abgeordneten, Außenministers und Bundeskanzlers" erkannt.

Sehr viel anderes stimmt leider nicht. Auf den ersten 150 Seiten finden sich 76 sachliche Fehler, auf jeder zweiten Seite einer; danach wird's besser, und dann wieder nicht. Ich war nicht in der Lage, Herrn Koch oder seinem Schreibgehilfen als Interviewpartner zur Verfügung zu stehen, hatte aber meine Bereitschaft wissen lassen, das Manuskript auf Irrtümer hin durchzusehen. Hätte man davon Gebrauch gemacht, würde ich mich aus Wertungen herausgehalten, wohl aber zu bedenken gegeben haben, ob es vernünftig sei, sich beispielsweise auf Behauptungen früherer Mitarbeiter der SPD zu stützen, die wegen mangelnder Loyalität hatten ausscheiden müssen.

Ich hätte sicher davon abgeraten, die Ostverträge als „Verzichtpolitik" zu bezeichnen oder mit „Verzichtinhalten" zu identifizieren. Oder den Unsinn zu wiederholen, ich hätte mit Fidel Castro „Brüderschaft" getrunken. Oder gar jene absurde Aussage für bare Münze zu nehmen, die der östliche Geheimdienst vor vierzig Jahren einem Angehörigen des sozialdemokratischen Ostbüros in den Mund schob, nämlich, „die Hilfe der norwegischen Spionageorgane für die SPD mobilisiert" zu haben. Das war *damals* ein Heiterkeitserfolg – nachdem durchsickerte, daß der aus West-Berlin entführte Freund mit dem Leben davonkommen würde!

Ich hätte auch gern gefragt, welchen Sinn es machen soll, immer noch einmal den Klatsch und Tratsch aufzuwärmen, mit dem vor bald drei Jahrzehnten aus bayrischen Gefilden ganze, auf Vernichtung angelegte Kampagnen gegen mich inszeniert wurden: maßlose Verzerrungen, was meinen Lebenswandel angeht. Lauter Schnaps und Amouren. Mit neuerdings rührender Sorge um meinen Status als Nichtraucher. Aber mit weiterhin erschreckender Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen, denen offensichtlich auch nicht hülfe, wenn ich unter Eid aussagte, daß ihnen Unrichtiges angehängt wird.

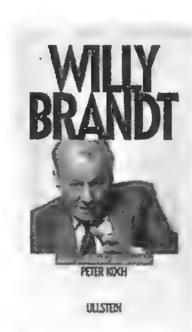
Das gilt auch für jenen Komplex, von dem einer außerhalb dieser Welt meinen könnte, er handle von der Auseinandersetzung eines journalistischen Bettelmönchs mit politischen Großverdie-





Brandt-Biographie, Autor Hofmann
„Ein einfühlsames Büchlein"

nern. Da stimmt so vieles nicht, angefangen bei den Diäten der Mitglieder des Bundestages von 1949. Da werden Dienstvillen ausgemalt, als hätte es sich um Schlösser gehandelt. „Eine kleine Wohnung neben der Parteizentrale im Wedding" habe ich nie gehabt. Dann wird bei mir unsinnigerweise noch Wiedergutmachung dafür vermutet – doch an anderer Stelle fast wieder berichtigt –, daß ich mein Studium in Oslo nicht vollenden konnte. Daß mir meine Partei, zu welchem Geburtstag immer, eine von Bebels goldenen Uhren geschenkt habe, trifft auch nicht zu. Ich wage mir nicht auszumalen, wieviel ich zugute hätte, würden mir ein paar Prozent von dem gutgeschrieben, was mir alles schon zugeschrieben worden ist.





Brandt-Biographie, Autor Koch
„Vieles stimmt leider nicht"

Dann wird suggeriert, meine linkssozialistische Vergangenheit hätte „getilgt" werden müssen, um mir eine ununterbrochene SPD-Mitgliedschaft seit 1930 zu attestieren. Die Zugehörigkeit zu den Gruppen, die zur SPD zurückkehrten, zählt aber als Teil der Gesamtmitgliedschaft. Ich wünschte, andere, die ganz woanders Mitglied waren, hätten annähernd soviel Ordnung in ihren Papieren. Helmut Horten wird mit Hugo Stinnes

Neu: COMPAQ SLT/286. Der erste Laptop mit der Leistungsfähigkeit eines Compaq-PCs

Bei dem neuen COMPAQ SLT/286 kommt das Konzept jedes Compaq-PCs auf kleinstem Raum zum Tragen: Keine Kompromisse bei Leistung und Funktionalität.

Mit handlichen 6,3 kg ist der neue COMPAQ SLT/286 weniger als halb so groß wie ein ausgewachsener PC, bietet aber die gleiche Leistung: 12 MHz schneller Prozessor, Monitor mit VGA-Grafik-Qualität, 40-MB-Festplatte, zum Industrie-Standard kompatibel.

Dazu 3 Stunden Batteriebetrieb bei voller Belastung.

Dieser Laptop zeigt einmal mehr, was hinter dem Namen Compaq steht: Ein zukunftssicheres, anwenderorientiertes Konzept. Wenn das in Ihr Konzept paßt, sprechen Sie mit unseren Partnern. Oder mit uns: **01 30 / 68 68.**





Fürstlicher Genuß von echtem Schrot und Korn

Der »Fürst Bismarck« schmeckt
zum Bier genauso wie zu einem guten Essen

KORNBRAND
Fürst Bismarck
Nach dem Originalrezept nur aus Roggen und Weizen feingebrannt.
38% vol · 0,7 l
FÜRSTLICH VON BISMARCK'SCHE BRENNEREI GMBH FRIEDRICHSRUH

Fürstlich von Bismarck'sche Brennerei GmbH, Friedrichsruh

verwechselt, ein Diplomatenpaß mit einem Dienstausweis.

Der Spaß hört wirklich auf bei ehrenrührigen Unterstellungen wie der, Brandt habe skandinavische Freunde gebeten, „seine Frühschriften aus den Bibliotheken zu nehmen“. Für wen hält man eigentlich die verdächtigten Skandinavier? (Auch „bürgerlichen Zeitungen in Oslo“ darf man wirklich nicht nachsagen, sie hätten den Analytiker Wilhelm Reich „Judenschwein“ genannt!) Und wozu insinuieren, bei den Vorschlägen für den Nobel-Friedenspreis ’71 sei es vielleicht nicht mit rechten Dingen zugegangen? Oder mir Namen anzudichten, unter denen ich nie geschrieben habe.

Für ziemlich schlimm halte ich es, den damaligen Sicherheitsberater des US-Präsidenten zu verdächtigen, er habe Gegner der seinerzeitigen Vertragspolitik – über BND, CSU und Aspen-Institut – mit vertraulichen Unterlagen gefüttert. Hier sollte demnach die Quelle der Störmanöver zu suchen sein, die das endgültige Aushandeln der Verträge so sehr belasteten. Ich habe keinen Grund, Meinungsverschiedenheiten mit Henry Kissinger zu leugnen, aber ich muß mich vor ihn stellen, wenn er unwidersprochen verunglimpft wird.

Solches ließe sich fortsetzen, doch ich denke, es reicht, nicht nur mir. Nach dem Motto „abschreiben und abschreiben lassen“ läßt sich auch zeitgeschichtlich nicht Staat machen. Dies ist auch verlegerisch kein Ruhmesblatt.

Verständlicherweise ist in beiden Veröffentlichungen vom „Triumvirat“ die Rede, der engeren SPD-Führung, die nach Ollenhauers Tod aus Brandt, Wehner, Schmidt (bis ’67: Erler) bestand – alle drei (oder vier) übrigens in unterschiedlichem Tempo engagierte Europäer, und auch sonst nicht hinter dem Mond.

Mich wundert, wie wenig Aufmerksamkeit kritisch Interessierte bisher dem Faktor Gesundheit gewidmet haben, wenn sie dem Verhältnis zwischen führenden Politkern nachspüren. Darauf hinzuweisen mag heikel erscheinen, da die unsinnigen Spekulationen um Helmut Schmidt noch frisch in Erinnerung sind. Natürlich war es Unsinn, von den wahren Gründen für das Scheitern der SPD/FDP-Regierung im Herbst ’82 ablenken und es unter Berufung auf den Gesundheitszustand des Bundeskanzlers umerklären zu wollen.

Wahr ist auf der anderen Seite, daß die Zusammenarbeit im sogenannten Triumvirat recht gut funktionierte, solange die Beteiligten – auf unterschiedliche Weise – nicht über Gebühr belastet waren. Ich halte es für eine ganz unangebrachte Prüderie, nicht auch über Neurosen und deren Wirkung im politischen Geschäft offener zu reden.

Ich weiß es zu würdigen, daß mein behutsames Verhalten während der Diskussion um die sogenannte Nachrüstung richtig eingeordnet wird. Gunter Hofmann: Brandt habe nicht schuld sein wollen, „daß die Regierung darüber stürzt“. Peter Koch: Ich hätte mich „bis zur Selbstverleugnung“ dafür eingesetzt, die Regierung Schmidt *nicht* scheitern zu lassen. Das kann man wohl sagen, und dem entgegenstehende Zweckdeutungen werden nicht Bestand haben.

Ungewöhnlich zählebig sind Legenden über den „Radikalenerlaß“. Hofmann – dem es auch nachträglich schwerfällt, die seinerzeit arg dramatisierten, dabei doch mit Gustav Heinemann so gut wie möglich abgesicherten Notstandsgesetze zu schlucken – meint, zum „Erlaß“ sei es unter meiner „Federführung“ gekommen. Koch schreibt, ich hätte den Ministerpräsidenten der Länder Anfang ’72 eine Verwaltungsrichtlinie unterbreitet, die dann angenommen worden sei. (Der damalige Verteidigungsminister habe entschieden dagegengehalten, sich aber nicht durchgesetzt, und damit sei „ein Schatten auf unsere Beziehung“ gefallen.)



SPD-Führung Brandt, Schmidt, Wehner (1982): „Offen über Neurosen reden“

Der Reihe nach: Erstens ging die Initiative von den Ländern aus, nicht vom Bund. Die Innenminister beziehungsweise -senatoren, mit zwei Parteifreunden vorneweg, hatten die Zustimmung der Länderchefs erwirkt, daß die geltenden Bestimmungen über Verfassungstreue im öffentlichen Dienst neu eingeschärft werden sollten; dieser Empfehlung schloß ich mich als Bundeskanzler an. Hieraus ergibt sich zweitens, daß nicht neues Recht gesetzt wurde, sondern auf eine einheitliche Handhabung dessen hingewirkt werden sollte, was sich aus Verfassung und Beamtengesetzen ergab. Drittens spielte auf sozialdemokratischer Seite die Hoffnung hinein, die Unionsparteien könnten durch eine gemeinsame Erklärung von Ministerpräsidenten und Bundeskanzler von weiterreichenden Vorhaben abgehalten werden – etwa einem staatspolitisch bedenklichen Antrag in Karlsruhe. Mir ist viertens nicht erinnerlich, daß Einwände erhoben worden wären, als die Angelegenheit dem Bundeskabinett vorgetragen wurde. Fünftens, und das ist zum entscheidenden Punkt geworden, habe ich tatsächlich nicht vorausgesehen, auf eine wie idiotische und für viele abträgliche Weise der erwähnte Extremistenbeschluß gehandhabt werden würde.

Meinen Anteil an dieser leidigen Geschichte eingeräumt zu haben ist kaum anerkannt worden. Mit Rechthaberei scheint man immer noch weiterzukommen. Ich habe mir jedoch vorgenommen, nicht mehr mitzusingen, wenn der Text lautet: „Und im Irrtum nun erst recht“.

Herr Koch meint, im Herbst ’72 habe nicht nur die deutsche Sozialdemokratie ihr bisher bestes Wahlergebnis erzielt, sondern auch „Brandt seinen einzigen von ihm selbst errungenen Sieg“. Einspruch, Euer Ehren. Auch der ’72er Erfolg war eine gemeinschaftliche Leistung. Ich weiß nun wirklich, daß sich ohne Zusammenarbeit und Unterstützung wenig erreichen läßt.

Aber vielleicht darf ich doch auch darauf hinweisen, daß ich schon vor ’72 einiges mit Berlin, SPD und deutscher Politik zu tun hatte. In West-Berlin stieg unter meiner Federführung der sozialdemokratische Stimmenanteil von 44,6 auf 52,6 und noch einmal auf 61,9 Prozent. Im Bund konnte sich die SPD in einem anderthalb Jahrzehnt von weniger als einem Drittel (1957: 31,8 Prozent) auf nahezu die Hälfte (1972: 45,8 Prozent) der Stimmen steigern. Die Sozialdemokratie öffnete sich neuen Einsichten und gewann viele neue Mitglieder.

Ob nun Sieg oder „nur“ Erfolg: Ich bin stolz darauf, daß ich als junger Mensch meinen Platz in den Reihen des Anderen Deutschland finden konnte. Daß ich in der skandinavischen Luft



TIPO-IDEE ZUR VERZINKUNG:

23 m^2 verzinkte Bleche contra 2½ Zentner Salz.

Rund 350.000 Tonnen aggressives Tausalz sind im letzten Winter allein auf deutschen Autobahnen und Bundesstraßen gestreut worden.

In einem 10jährigen Autoleben kommen da leicht 2½ Zentner Salz zusammen, gegen die sich jedes einzelne Fahrzeug zur Wehr setzen muß.

Fiat Tipo.
Der erste Verzinkte
seiner Klasse.

Um den Tipo vor diesem massiven Angriff zu schützen, haben wir seine äußeren Bleche verzinkt. Alle, die mit Wasser oder Salz direkt in Berührung kommen.

Der Tipo ist damit der einzige in seiner Klasse, bei dem 70% der Karosseriebleche verzinkt sind.

Wenn Sie sich jetzt fragen, ob wir bei unserem Foto die häufig korrosionsanfällige Heckklappe absichtlich weggelassen haben, lautet die Antwort: ja.

Denn die ist aus einem besonders stabilen und widerstandsfähigen Kunststoff. Und damit ausnahmsweise von der Verzinkung befreit.



TIPO. MEHR IDEEN PRO PS.

doktrinäre Eierschalen abstreifen und als freiheitlich-sozialer Demokrat mit europäischem Rüstzeug in das von den Nazis zugrunde gerichtete Deutschland zurückkehren konnte. Daß ich mithelfen konnte, Berlin über die Runden zu bringen und eine fatale Kollision aufgrund von Fehlkalkulation zu vermeiden; der Freundschaft mit dem Westen die Chance zur Überwindung des Kalten Krieges hinzuzufügen; gedeihlicher Zusammenarbeit mit dem Osten und im Nord-Süd-Bereich den Weg zu ebnen.

Und dann möchte ich nur noch zu bedenken geben: Müssen wir immer nur siegen wollen? Erfolge für eine gute Sache sind jedenfalls besser als Siege für eine schlechte.

OST-HANDEL

Durchlüften und begasen

Die Sowjets wollen ihre Nahrungsmittel-Produktion in Schwung bringen – mit Hilfe der deutschen Industrie und des deutschen Landwirtschaftsministers.

Noch jetzt, zwei Wochen nach dem Ereignis, ist der stämmige Bauer aus dem Allgäu sichtbar stolz.

Im Troß seines Kanzlers Helmut Kohl war Landwirtschaftsminister Ignaz Kiechle als einer von vielen nach Moskau gereist. Er hatte keine Konstruktionszeichnungen für einen Hochtemperaturreaktor im Gepäck. Mit seinem Namen verknüpfte auch niemand das Zauberwort High-Tech oder die Hoffnung auf gleißende Milliardenprojekte. „Ich bin der Landwirtschaftsminister", präsentierte sich der Gast beim Festessen



Getreideernte in der Sowjet-Union: Etwa 25

im Kreml zurückhaltend als namenloser Amtsträger. Doch der Gastgeber, KP-Generalsekretär Michail Gorbatschow, wollte es persönlicher. Aus eigener Kenntnis ergänzte er: „Kiechle.“ Da freute sich der Minister Ignaz: „Er kannte meinen Namen ganz genau.“

Das Interesse des mächtigen Sowjetchefs galt nicht lediglich einer vom gängigen Bonner Minister-Design abweichenden knorrigen Figur. Der Kreml-Herr wußte: Kiechle und seine Gefolgschaft aus mittelständischen Agrartechnikern, Verpackungsexperten und Konservierungskünstlern können ihm noch am ehesten helfen, das Sowjetvolk von den Vorzügen der Gorbatschow-Reform zu überzeugen.

Kiechle weiß, was Gorbatschow braucht, um die nächsten vier, fünf Jahre politisch zu überleben: „Er muß in erster Linie die Schlangen vor den Läden wegbringen.“

Deshalb war im Kreml-Saal Ignaz Kiechle der Mann der Stunde. Er saß, nur durch einen Dolmetscher getrennt, in der Nähe des Generalsekretärs, der einmal als Agrarexperte begonnen hatte; die beiden Fachleute bestritten ein Großteil des Tischgesprächs.

Kiechle glaubt, entdeckt zu haben, woran es in der sozialistischen Agrarwirtschaft hapert und wo durch schnelle Kniffe Abhilfe zu schaffen ist.

Die ohnehin zu geringe Produktion von Nahrungsmitteln im weiten Sowjetreich mindert sich auf dem „Weg vom Acker bis zur verpackten Ware“ (Kiechle) in erstaunlicher Weise. Am Getreide verlieren die Sowjetagronomen etwa 25 Prozent der Ernte – beim Transport mit offenen, verbeulten Lkw beispielsweise oder durch zu feuchte Lagerung. „Der



Prozent verschwinden beim Transport

Düsseldorf, die Alt-Stadt.






















Hirschbrauerei Aktiengesellschaft
DÜSSELDORF

AKTIE

1000 № 252 1000

TAUSEND REICHS-MARK.

[illegible]

HIRSCHBRAUEREI AKTIENGESELLSCHAFT
DÜSSELDORF





MICHAEL SCHIRNER

entscheidende Punkt ist die Lagertechnik", weiß der deutsche Landwirtschaftsminister.

Kiechle, ein kundiger Alpinist in den EG-Getreidebergen, glaubt mit den in Brüssel bei der Verwaltung des Überflusses erlernten Methoden den sowjetischen Mängeln beikommen zu können. „In der Lagertechnik", sagt er, Wehmut in den Augen, „haben wir natürlich große Erfahrung."

Kiechle treibt die deutschen Fachleute, für Gorbatschows Mähdrescher einfaches Zusatzgerät zu ersinnen. Das soll dafür sorgen, daß Maschinisten künftig nicht nur mit abgeernteten Hektar protzen können, sondern daß die Körner auch wirklich in Silos landen. Mit simpler Technik, so Kiechle, könne es gelingen, den Transport-Schwund zu mindern; und dann müßten natürlich die Silos besser durchlüftet und begast werden.

Damit ist es aber nicht getan. Gemüse und Obst, Schweinefleisch und Hähnchenschenkel verfaulen auf dem Weg zum Verbraucher. Effektivere Schlachthöfe, Fabriken zur Verpackung und Konservierung von Tiefkühlkost, Yoghurt oder Keksen – das alles wollen die Bundesdeutschen den Russen verkaufen.

Kiechle lockte seine Unternehmerfreunde aus dem agrarindustriellen Komplex: „Das kann in die Milliarden gehen, und zwar schon bald." Könnte es, wäre da nicht ein Hindernis: Die Moskauer wollen ausgerechnet bei der Nahrungsmittel-Produktion, in der Gorbatschow so dringend Erfolge braucht, keine Devisen rausrücken.

Die Russen sprechen lieber von gemeinsam zu gründenden Unternehmen, die frühestens in dreieinhalb bis vier Jahren mit neuen Verpackungsmaschinen aus der Bundesrepublik die Produktion aufnehmen könnten. Und selbst diese Fabriken sollen zu 25 bis 30 Prozent durch dort produzierte Nahrungsmittel bezahlt werden.

Für Kiechle ist das eine völlig verrückte Idee: In der Sowjet-Union herrscht Mangel, dennoch sollen Lebensmittel als Devisenersatz exportiert werden. Die an Nahrungsüberschüssen notleidende EG, machte Kiechle seinem Tischnachbarn Gorbatschow klar, komme als Abnehmer nicht in Frage. Auf dem Weltmarkt aber sei mit Nahrungsmitteln kein müder Dollar zu erlösen.

Eine Chance auf Erfolg bestehe nur, meinte Kiechle, wenn Moskau wenigstens zu einem Teil mit Devisen zahle. Ein weiterer Teil könne möglicherweise durch einen „Ringtausch" finanziert werden: Die produzierten Lebensmittel würden in der Sowjet-Union bleiben, als Kompensation erhielten die deutschen Teilhaber sowjetische Waren, die auf dem Weltmarkt Chancen hätten.

Gorbatschow flüsterte mit einem seiner Helfer. Dann beschied er Kiechle: „Bis zu meinem Gegenbesuch in Bonn wird dieses Problem bearbeitet, und zwar mit dem Ziel einer Lösung."

Die Lösung wird den Russen nur dann gelingen, wenn sie Geld aus dem Drei-Milliarden-Kredit der deutschen Banken für diese Zwecke verwenden.



KP-Chef Gorbatschow, Besucher Kiechle
„Er kannte meinen Namen"

Trotz aller Schwierigkeiten machte der Bayer Kiechle dem Moskauer Gorbatschow Mut: „Es gibt eine große Bereitschaft zu helfen." Dann bat der Bonner Landwirtschaftsminister selbst um Hilfe.

Seit einem Vertragsabschluß zwischen Schweden und der UdSSR sei es deutschen Kutterfischern unmöglich, wie früher in der Ostsee vor Gotland ihrem Gewerbe nachzugehen. Ob Gorbatschow da nichts tun könne?

Der wollte nicht. Die Deutschen hätten doch keinen Mangel. Sie könnten woanders fischen, und schließlich sei Kiechle ja nicht Fisch-, sondern Landwirtschaftsminister.

Auch wenn für seine Landsleute von der Ostsee nichts zu holen war, bestand Kiechle auf einer Klarstellung. „Der Kutterfischer", belehrte die Allgäuer Landratte den KP-Chef, „ist der Bauer des Meeres." ◆

WAHLEN

Ernüchterte Zahler

Der SPD fällt es schwer, ihre Wähler für die Europa-Wahl zu mobilisieren. Die CDU will die Abstimmung zur Testwahl machen.

Mit den Werbeideen der Düsseldorfer Agentur „RSCG, Butter, Rang, GmbH" waren die Sozialdemokraten bisher immer zufrieden. Für das kriselnde Ruhrgebiet erfanden die rheinischen Kreativen den zugkräftigen Slogan „Ein starkes Stück Deutschland".

Jetzt sollen die Düsseldorfer Werber eine Aufgabe übernehmen, von der selbst die SPD als Auftraggeber nicht weiß, wie sie bewältigt werden kann – die Europa-Wahl im Juni nächsten Jahres.

Die Europa-Wahl, tröstet sich Hermann Heinemann, der Vorsitzende des größten SPD-Bezirks Westliches Westfalen, spreche „mehr die konservativen Wählerkreise an. Das ist nicht unsere Klientel".

Bei „vielen Linken", erläutert der schleswig-holsteinische SPD-Landeschef und Europa-Spitzenkandidat Gerd Walter, „gibt es eine nationalstaatliche Fixierung". Die Sozialdemokraten fürchteten um die „politische Eigenständigkeit der Republik".

Folglich fällt den Sozis auch nichts ein, um ihre Wähler für Europa zu erwärmen. Einerseits warnen sie vor sozialer Demontage, andererseits werben sie mit viel Pathos und feiern den künftigen EG-Binnenmarkt als „Revolution in den Beziehungen der beteiligten Staaten".

Auch die Einführung des europäischen Binnenmarktes zum 1. Januar 1993 weckt keine Begeisterung für die EG-Wahl. Nach Umfragen könnte die Wahlbeteiligung diesmal noch schlechter ausfallen als 1984. Und damals war es die flaueste Wahlbeteiligung (56,8 Prozent) in der Geschichte der Bundesrepublik.



SPD-Wahlwerbung: Mit Pathos in die Pleite?

Siebeneinhalb Monate vor der dritten Direktwahl zum Straßburger Parlament präsentieren sich die Genossen, europäisch gesehen, in trauriger Verfassung. Während die SPD bei Umfragen zur Zeit erstaunlich gute Prozentzahlen erreicht, fällt sie in den Prognosen für die Europa-Wahl deutlich ab.

Nach einer 622 Seiten starken Infratest-Untersuchung, die der Parteivorstand in Auftrag gegeben hat, liegt die SPD beim Wählerpotential für die Europa-Wahl gegenüber der CDU um sechs Prozentpunkte ungünstiger als bei einer Bundestagswahl.

Der Anteil der erklärten Europa-Gegner, so hat Infratest ermittelt, ist unter Sozialdemokraten doppelt so hoch wie bei Unionswählern. Ähnlich das Bild bei EG-müden Wählern, die als „Ernüchterte" in der Statistik stehen. Hier führt deutlich die SPD, während die Union bei den „Überzeugten" dominiert.

Die CDU erwägt, weil sie in den Provinzen demoskopisch im Tief ist, die Euro-Wahl zu einer Testwahl zu machen. Helmut Kohl soll dabei die große Zugnummer sein.

Der Aufgalopp hat schon begonnen. Eine konservative Jury verlieh dem Kanzler vorige Woche den Aachener Karlspreis, der Kohls Verdienste um die Einigung Europas würdigen soll. Im nächsten Monat will der Regierungschef in Bonn eine große „Nationale Europa-Konferenz" veranstalten.

Die Union, die schon bei der letzten Europa-Wahl weit vorne lag (CDU/CSU: 46, SPD: 37,4, Grüne: 8,2, FDP:

In Spanien weiß jeder, wann die Fiesta beginnt. Aber keiner weiß, wann sie aufhört.

Karneval in Spanien oder wie man sich phantasievoll verkleidet.

„Feria de Abril". Sevilla.

In Spanien gibt es Feste, deren Wurzeln bis ins Mittelalter zurückreichen und die sich seitdem nicht geändert haben.

Die maurische Invasion Spaniens. Der Krieg von damals ist die Fiesta von heute.

Die Arbeit eines Jahres, verbrannt an einem Tag. Der Anlaß: die „Fallas".

Musik, Blumen, Spaß. Zu finden auf jeder der 3.000 Fiestas in Spanien.

Musik, Menschen, Farben, Freude, Wein, Feuerwerk ... das sind die wichtigsten Zutaten einer richtigen „Fiesta" in Spanien, selbst im kleinsten Dorf. Kein Wunder also, daß im Laufe eines Jahres in Spanien mehr als 3.000 Fiestas stattfinden.

Können Sie sich ausmalen, was es heißt, ein ganzes Jahr an wunderschönen Skulpturen aus Holz und Pappe zu arbeiten, nur um sie dann alle an einem einzigen Tag zu verbrennen? Die „Fallas" in Valencia bietet Ihnen dieses Spektakel!

Oder können Sie sich vorstellen, wie Sie bei einem Fiesta-Festzug dabei sind, mittendrin, mit Pferden, Kutschen, Sherry und Flamenco? Sie müßten dazu nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein – in Sevilla, während der „Feria de Abril".

Egal zu welcher Jahreszeit Sie nach Spanien kommen, eines ist sicher: Es steigt gerade eine Fiesta.

Wenn sie vorbei ist, auch nicht schlimm. Die nächste kann jeden Moment losgehen.

Informationen sendet Ihnen gerne Ihr Spanisches Fremdenverkehrsamt, Düsseldorf, Graf-Adolf-Str. 81, Frankfurt, Steinweg 5, München, Oberanger 6.



Spanien. Alles unter der Sonne.

4,8 Prozent), konnte bisher auf eine treue Anhängerschaft zählen. Und dies, obwohl laut Infratest mehr christdemokratische als sozialdemokratische Wähler meinen, Bonn sei „der Zahlmeister Europas“. Loyalitäten könnten sich aber durch die Rechtsparteien lockern, die im Wahlkampf die Ängste vor Europa ausschlachten wollen.

Ohne Murren schluckt es die CDU-Basis, wenn Parteifreunde wie der mehrfach gescheiterte Hamburger Spitzenkandidat Hartmut Perschau aus Versorgungsgründen nach Straßburg sollen.

In der SPD hingegen gab es handfesten Streit um die Kandidatenliste. Im Parteipräsidium legte der stellvertretende Parteivorsitzende und nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau Mitte Oktober sein Veto gegen die vorbereitete Bundesliste für die Europa-Wahl ein. Auf ihr stünden zu viele Kandidaten aus dem Süden. Es gehe nicht, daß „wir die Stimmen holen“, kritisierte der sonst so versöhnliche Rau, und „die anderen kriegen die Posten“.

Mit einem Kompromiß von europäischem Format beendeten die Sozis das Gerangel. NRW bekam einen aussichtsreichen Listenplatz dazu, den Bayern nahmen die Genossen einen weg.

Rundum zufrieden mit der Europa-Wahl sind immer nur die Schatzmeister. Sie verdienen an keiner Wahl so viel wie an der zum Straßburger Parlament – ganz gleich, ob viele wählen oder alle am Wahltag zu Hause bleiben.

Denn abgerechnet wird pauschal. Für jeden Stimmberechtigten (45 Millionen) gibt es fünf Mark. Von den 225 Millionen Mark, die an alle Parteien (ab einem Stimmenanteil von 0,5 Prozent) ausgeschüttet werden, bleibt genug für die Sanierung der Kassen.

Die SPD rechnet mit 87 Millionen Mark Einnahmen, hat aber nur 33 Millionen Mark für Wahlkampfkosten angesetzt. Die Union kalkuliert mit 110 Millionen Mark, will aber etwa nur ein Drittel dieser Summe investieren.

Der schöne Rest, versichern beide Parteien, geht für die ja so wichtige Europa-Arbeit drauf.

RÜSTUNG

Ausgeschossen

Bei der Herstellung von Munition gibt es schon eine Sicherheitspartnerschaft zwischen Ost und West.

Der Auftrag war geheim, das Thema brisant. Die Ermittler, Industrieexperten aus Frankreich, Griechenland, Italien, Spanien, der Türkei und den USA, reisten monatelang von Fabrik zu Fabrik und stellten sehr konkrete Fragen.

Das Ergebnis faßte der Auftraggeber, der damalige Nato-Generalsekretär Lord Carrington, kurz vor seinem Abschied sarkastisch in dem Satz zusammen, für ihn sei klar, daß der Markt für Sprengstoff und Munition funktioniere: „Wir kaufen dort, wo es am billigsten ist.“



Nato-Artillerie beim Übungsschießen: „Kaufen, wo es am billigsten ist“

In Wahrheit hat die streng unter Verschluß gehaltene „Nato Sprengstoff Studie“ die Militärplaner der West-Allianz in helle Aufregung versetzt: Bei der Versorgung mit Grundstoffen für Munition, so das Urteil der Experten vom „Industrie-Planungskomitee“, drohe ein „Abhängigkeitsverhältnis“ gegenüber Drittländern; und damit sind nicht nur neutrale Staaten wie Schweden und die Schweiz oder befreundete Länder wie Israel oder Australien gemeint, sondern auch Staaten des Warschauer Paktes.

Mit Schrecken mußten die Militärs feststellen, daß etwa beim Sprengmittel TNT (Trinitrotoluol) bereits 57 Prozent des Nato-Bedarfs aus dem Osten stammen. Einfacher Grund für den brisanten Ost-West-Handel: Die Ware ist um 50 Prozent billiger als im Westen.

Das Munitionsgeschäft ist längst international – immer häufiger ordern die westlichen Industriestaaten in den Billigländern Osteuropas. Die Italiener, so Bonner Fachleute, kaufen Sprengstoffe in Rumänien, deutsche Firmen bestellen bei den Schweden, die ihre heiße Ware wiederum im Osten kaufen.

Auch bundesdeutsche Direktimporte aus dem Warschauer Pakt sind keine Seltenheit. Rüstungsstaatssekretär Manfred Timmermann teilte auf Fragen von Koalitionspolitikern mit, die Bundesrepublik habe „in größerem Umfang Rohstoffe zur Herstellung von Treibladungspulver zum Beispiel aus der Tschechoslowakei bezogen“.

Ohne die in zylindrische Päckchen gepreßten Treibladungen taugen die modernsten Artillerie-Granaten heimischer Produktion nichts; sie würden niemals das Geschützrohr verlassen.

Im Falle eines Konflikts, so lasen die Militärs in der Nato-Studie, lasse sich der Bedarf an Explosivstoffen – vom Schwarzpulver bis zum TNT – auch bei Nutzung aller Produktionskapazitäten nur zu gut zwei Dritteln aus Nato-Ländern decken.

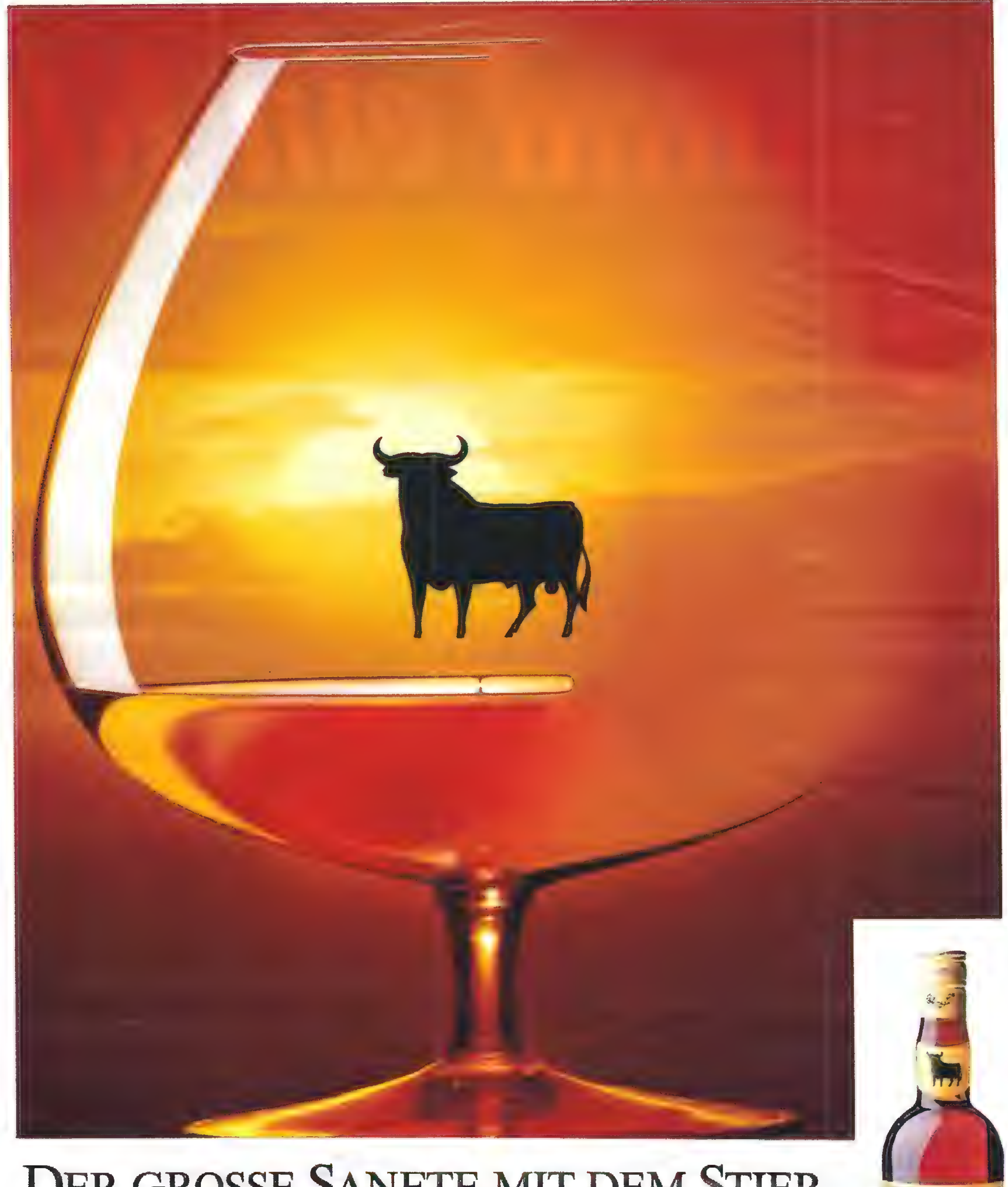
Und um diese Liefermenge zu erreichen, sei noch eine Vorlaufzeit von ungefähr einem Jahr notwendig. So lange würde es dauern, bis die amerikanischen Staatsunternehmen wieder betriebsbereit und Arbeitskräfte angeworben und ausgebildet seien. Daß die Nato auf eigene Produktion angewiesen sein wird, darüber macht sich keiner Illusionen: „In Krisenzeiten“, warnt die Rüstungsabteilung des Bonner Verteidigungsministeriums in einem vertraulichen Papier, „ist generell mit Lieferstopps zu rechnen, da Eigenbedarf oder Neutralität der Länder dazu zwingen.“

Ähnlich wie bei Explosivstoffen sieht es auch bei den Endprodukten aus. Die Bundeswehr hat zum Beispiel über Jahre Panzergranaten aus Israel bezogen, weil deutsche Firmen vergleichbare Qualität nicht rechtzeitig liefern konnten.

Die Produktionsanlagen für Granaten reichen in Friedenszeiten laut Nato-Geheimreport zwar aus. Aber im Krieg könnten sie nur etwa 70 Prozent des „Bedarfs“ decken. Und um den Vorrat für 15 Kriegstage herzustellen, müsse zwölf Monate produziert werden.

Die Lagerbestände der Bundeswehr reichen derzeit nur für knapp drei Wochen; dann ginge nichts mehr. Panzer und Kanonen „hätten ausgeschossen“, wie die Militärs sagen.

Der anderen Seite ginge es freilich auch nicht besser. Westdeutsche Buntmetall-Firmen etwa lieferten jahrelang an Kunden im Ostblock Hunderttausende von „Ronden“. Das sind mehrere



DER GROSSE SANFTE MIT DEM STIER.

Der große, sanfte spanische Brandy. Wunderbarer milder und runder Geschmack. Woran liegt das? An den Eichenfässern, deren Holz über den Atlantik aus Virginia kommt. An dem System ‚soleras', einer erstaunlichen Methode der jahrelangen Durchdringung von altem und jungem Brandy. An dem Klima um Jerez herum, das der Reife in den Fässern so einmalig gut bekommt. An der Familie Osborne, die die alten Qualitätsvorstellungen hochhält. Der Rest ist ein Geheimnis des schwarzen Stiers.

OSBORNE VETERANO

...und ein Kla





Millimeter dicke Scheiben aus einer Messing-Legierung, die zwar auch als Böden für Kochtöpfe dienen könnten, aber – wegen der hohen Kosten – wohl nur einem Zweck dienen: der Herstellung von Granaten.

Westliche Militärs frotzeln seit Vorlage der Nato-Studie schon über eine „neue Form von Sicherheitspartnerschaft" zwischen Ost und West. Nato-Oberbefehlshaber Europa John Galvin aber sieht das ernster. Er fordert auf jeder Sitzung eine Aufstockung der Munitionsvorräte, um die „Durchhaltefähigkeit" der westlichen Truppen auf mindestens 60 Tage zu erhöhen.

Die Ost-West-Geschäfte mit der heißen Ware können also weitergehen. Der Markt funktioniert.

GEISELNAHME

Echtes Durcheinander

Der Bremer SPD-Innensenator Bernd Meyer, so bestätigen amtliche Ermittlungen, muß schwere Pannen beim Geiseldrama verantworten. Zurücktreten aber will er nicht.

Kaum war das Geiseldrama von Gladbeck und Bremen blutig beendet, da gab Bremens sozialdemokratischer Innensenator Bernd Meyer, 42, „der Öffentlichkeit" ein festes Versprechen. Der beispiellose Kriminalfall, bei dem ein vollbesetzter Linienbus gekapert wurde und drei Menschen ums Leben kamen, werde „vollständig und ungeschminkt" aufgeklärt.

Erst danach, so der Polizeiminister, sei „über persönliches Fehlverhalten nachzudenken und zu handeln". Zugleich bekannte er sich „selbstverständlich zu meiner politischen Verantwortung", Rücktritt inklusive: „Dafür stehe ich."

Jetzt steht Meyer da wie einer, der sein Wort nicht hält. Zwölf Wochen nach dem Horror-Stück, das für Millionen Fernsehzuschauer zum Teil live über den Bildschirm flimmerte und nun einen Parlamentarischen Untersuchungsausschuß beschäftigt, ist die amtliche Aufklärung weitgehend abgeschlossen. Schon die bisherigen Ergebnisse lassen den Innensenator schlecht aussehen.

Nur: Von persönlichen Konsequenzen wollen Meyer und mit ihm der SPD-Senat nichts mehr wissen. „Ich habe oft über Rücktritt nachgedacht", sagt er, „aber jetzt weiß ich, daß das sinnlos ist."

Dabei hat es Meyer, gleich von zwei unverdächtigen Ermittlern, knüppeldick bekommen:

- ▷ Der Bremer Polizeipräsident Ernst Diekmann, 63, während der Geiselaffäre in Urlaub, bescheinigte der Polizei und ihrer Spitze in einem 348-Seiten-Papier „bedeutsame taktisch-organisatorische" Mängel und gravierende „Führungsfehler".
- ▷ Der pensionierte Bremer Generalstaatsanwalt Günter Wendisch, 69, vom Senat mit der Untersuchung der Vorfälle beauftragt, wies der Polizei in einem 66seitigen Bericht gleichfalls „schwere Fehler" nach. Vor allem kritisierte er die „mangelhafte Koordination und Kommunikation". Wendisch: „Teilweise herrschte ein echtes Durcheinander



Geiselgangster, Geiseln*: „Gravierende Führungsfehler"

* Am 17. August auf dem Autobahnrastplatz Grundbergsee bei Bremen.

DIE SPORTLICHE ART, PLATZ ZU SCHAFFEN.

DER NEUE ALFA 33 SPORT WAGON 1.7 QUADRIFOGLIO VERDE.

Von individueller Ästhetik, mit der kraftvollen Leistung des 77 kW/ 105 PS i.e.-Kat Boxermotors. Und einem großzügigen, flexiblen Raumangebot. So präsentiert sich der neue Alfa 33 Sport Wagon 1.7 Quadrifoglio Verde als Vertreter einer Automobil-Kategorie, deren neue Funktionalität für einen dynamischen und unkonventionellen Lebensstil unverzichtbar ist. Sein betont sportliches Äußeres überzeugt. Die großzügige Innenraumgestaltung und seine exklusive Ausstattung erfüllen auch hohe Ansprüche. Setzen Sie sich ans Steuer. Jetzt bei Ihrem Alfa Romeo-Händler.



ALFA ROMEO EMPFIEHLT Agip

Alfa Romeo: Fahren aus Leidenschaft

und war von einer Leitung durch den Polizeiführer nichts zu spüren."

Schon die Kaperung des Bremer Linienbusses mit rund 30 Fahrgästen hätte nach übereinstimmendem Urteil der Untersucher verhindert werden können und müssen. Als „schwersten Mangel" (Wendisch) aber werteten sie die Unterlassung, einen Notarztwagen während des Einsatzes ständig mitzuführen. „Dieses Versäumnis ist ein Fehler", so Diekmann, der durch den Tod der von den Gangstern niedergeschossenen Geisel Emanuele de Giorgi, 15, „eine besondere Dimension erhält".

Der verantwortliche Senator Meyer und Regierungschef Klaus Wedemeier, die sich stundenlang in der Einsatzleitung rumdrückten, ließen die Polizeiführung gewähren und übersahen die taktischen wie die organisatorischen Mängel, die zum Fiasko führten.



Bremer Innensenator Meyer
„Ich muß ja von irgendwas leben"

„Die Anwesenheit des Bürgermeisters und des Senators", rügte Wendisch, „war verständlich, aber nicht hilfreich." Der amtliche Untersucher: „Neugierige haben dort nichts zu suchen."

Die nachgewiesenen Pannen und die öffentliche Kritik ließen die alleinregierenden Sozialdemokraten im Senat zusammenrücken. Einstimmig sprach das Wedemeier-Kabinett dem Innensenator das Vertrauen aus. Der Bürgermeister setzte noch eins drauf: „Er ist eine große Stütze des Senats."

Meyer bereicherte überdies die politische Begriffswelt mit einer eigenwilligen Interpretation. Er habe sich „entschlossen, die Verantwortung zu übernehmen" und Konsequenzen zu ziehen, aber nicht für sich, nur in der Behörde.

Dieses „neue ‚Prinzip Verantwortungslosigkeit'" („Weser-Kurier") empörte die Opposition. CDU-Fraktionschef Reinhard Metz nannte das Senatsverhalten „dickfellig und ignorant", er stellte einen Mißtrauensantrag gegen den Innensenator. „Wenn politische Verantwortung nicht zur inhaltsleeren Floskel verkommen soll", folgerte FDP-Landesvorsitzender Claus Jäger, „muß Senator Meyer zurücktreten."

Doch davor steht sozialdemokratische Solidarität. Kippt Meyer, gerät womöglich auch sein nordrhein-westfälischer Kollege Herbert Schnoor ins Wanken. Der Düsseldorfer SPD-Innenminister, verantwortlich für den größten Teil der pannenreichen Gangsterjagd bis zum Showdown auf der Autobahn bei Siegburg, hatte Meyer nach Ende des Geiseldramas mehrfach bedrängt, im Amt zu bleiben. Die NRW-Genossen, berichten die Bremer, fürchten um ihren liberalen Innenminister.

Die Gefahr ist nicht gebannt. Vergangene Woche boten Bremens Sozis und ihr Senator Anlaß zu neuer Kritik. Die Oppositionsvertreter im Untersuchungsausschuß beschweren sich über Tricksereien von Regierung und SPD. So sei der Ausschuß bereits vor über sechs Wochen einberufen, doch „noch immer nicht" (Vorsitzender Peter Kudella, CDU) mit den notwendigen Akten beliefert worden.

Mit ihrer absoluten Mehrheit hätten die Sozialdemokraten zudem beschlossen, so Kudella, „daß unsere öffentlichen Zeugenvernehmungen notfalls auch parallel" zur Untersuchung der Affäre um die Bremer „Schwarzgeldklinik" (SPIEGEL 39/1988) stattfinden sollen. Grünen-Ausschußmitglied Martin Thomas vermutet denn auch, daß „die SPD-Abgeordneten angehalten sind, das Geiselthema möglichst schnell aus der Öffentlichkeit zu bringen".

Der FDP fielen sogar Ungereimtheiten in amtlichen Ausschußpapieren auf. Die Mitschnitte des Polizeifunks stimmten an kritischen Punkten „sowohl inhaltlich als auch bei den Zeitangaben" nicht mit der vom Innenressort gefertigten Tonbandabschrift überein. Das Protokoll sei „zumindest schlampig" erstellt, sagt der Grüne Thomas, oder gar „mutwillig gefälscht worden".

Der Sprecher der Innenbehörde, Volker Backhaus, kann sich die Unstimmigkeiten nur „als Hörfehler" beim Abschreiben erklären und kündigte, wieder mal, eine gründliche Überprüfung an. Wie auch immer die ausfällt: Konsequenzen für Innensenator Meyer sind vorerst kaum zu erwarten.

Daß Meyer „nicht nur an seinem Sessel klebt", sondern „sogar angeschraubt" („Hamburger Morgenpost") scheint, sehen führende Sozialdemokraten vor allem in dessen mangelnder beruflichen Alternative begründet. „Ich muß ja", so vertraute Meyer Genossen an, „von irgendwas leben."

Die Posten, auf die er spekuliert, sind noch nicht frei – in der öffentlichen Bauwirtschaft, etwa der Führungsetage der gemeinnützigen Bremer Wohnungsbaugesellschaft Gewoba. ◆



Alles war so schön in Ordnung gewesen. In drei Wochen sollte sie Sascha heiraten. Nun stand Alex wieder in der Tür. Und er hatte ihren Sekt mitgebracht …

Der echte Krimsekt

Einmalig auf der Welt.







D-5170 Jülich · Generalimporteur für Krimsekt, echt russische Weine und Wodka

SPIEGEL Gespräch

„Die Zeit läuft uns davon“

Professor Wilfrid Bach über Programme zur Verhinderung der drohenden Klimakatastrophe



Bach (M.), SPIEGEL-Redakteure*: „Es ist unverantwortlich, noch abzuwarten“

SPIEGEL: Herr Professor Bach, Sie haben geschrieben, die Menschheit verwandele die Atmosphäre mit ihren Abgasen in eine „chemisch-klimatologische Langzeitbombe“. Übertreiben Sie da mit der Angstmacherei nicht ein wenig?

BACH: Nein, ich glaube, die Zeit läuft uns davon, und es ist nicht mehr gerechtfertigt, nur noch um die Sache herumzureden. Die zu erwartenden Auswirkungen durch die Aufheizung der Atmosphäre sind von so großer Tragweite, daß wir Klartext reden müssen.

SPIEGEL: Das klingt, als sei ein vom Menschen verursachtes Ansteigen der Temperatur in der Atmosphäre schon heute eine bewiesene Tatsache.

BACH: Nein, das ist es nicht. Aber Tatsache ist, daß die vergangenen vier Jahre im weltweiten Mittel die wärmsten waren, seitdem es kontinuierliche Meßprogramme gibt. Das könnte zwar auch ein natürliches Phänomen sein, denn noch können die natürlichen Temperaturschwankungen die vom Menschen verursachten überlagern. Aber viele Klimatologen, zum Beispiel mein Kollege James Hansen vom Nasa Goddard Institute for Space Studies, glauben, daß dies schon ein sichtbarer Hinweis auf die künstliche Erwärmung ist.

SPIEGEL: Aber sicher sind Sie noch nicht?

BACH: Nein, aber das ist eigentlich auch gar nicht die Frage. Wichtiger ist, daß wir eine stetige Zunahme von Treibhausgasen in der Atmosphäre messen können, die nach den Gesetzen der Strahlungsphysik zu einer globalen Erwärmung führen müssen. Das ist in erster Linie CO_2, also Kohlendioxid aus dem Verbrauch fossiler Brennstoffe, das sind aber auch Methangas aus Kuhmägen und Reisfeldern, Distickstoffoxid aus Verbrennungsvorgängen und Kraftwerken und die Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffe, die ja außerdem auch noch den lebenswichtigen Ozonschutzschild zerstören.

SPIEGEL: Aber noch geht von diesen Gasen keine Bedrohung aus.

BACH: Damit müssen wir aber rechnen. Das wirkliche Problem ist: Die Wirkung dieser Gase im Klimasystem wird nicht sofort deutlich. Die Ozeane verzögern und verschleiern den Effekt über Jahrzehnte.

SPIEGEL: Weil sie große Mengen Kohlendioxid und Wärme speichern und auch wieder abgeben können?

BACH: Ja, und das Tragische ist, wenn dieser Effekt dann wirklich unbestreitbar zu messen ist, dann ist es für Gegenmaßnahmen zu spät. Deshalb stimmt auch das Bild von der Zeitbombe, dann werden die Dürreperioden, Hitzewellen und Überschwemmungskatastrophen zur Regel, und Millionen, vielleicht Milliarden Menschen werden darunter zu leiden haben.

SPIEGEL: Wann wird es denn soweit sein?

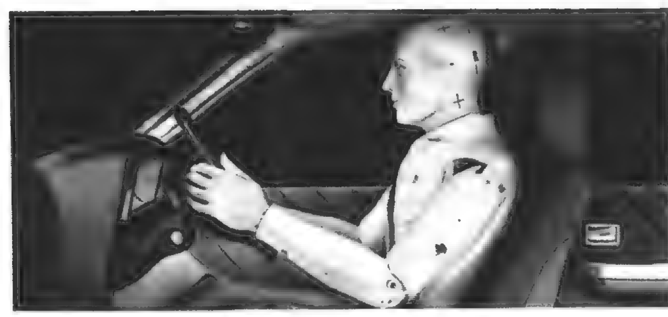
BACH: Niemand kann präzise sagen, wann und in welchem Ausmaß das Klima sich verändert. Aber wir können Modellrechnungen durchführen, um das Problem abzuschätzen. Und darin versuchen wir, alle bisher bekannten Faktoren einzubeziehen. Im übrigen ist eine präzise Voraussage auch nicht erforderlich. Klar ist doch, je mehr wir von den Treibhausgasen in das System einleiten, um so mehr Energie wird absorbiert und um so mehr wird das Klimasystem gestört. Daran gibt es nichts zu deuteln. Die verbleibenden Unsicherheiten in den Modellen können wir mit Schwankungsbreiten in unseren Prognosen mitberücksichtigen. Insofern reicht das, was wir wissen, längst aus, um die Einleitung

Wilfrid Bach

forscht seit 29 Jahren über Luftschadstoffe und die Veränderungen, die sie in der Atmosphäre und im Weltklima hervorrufen. Nach 14jähriger Tätigkeit an den Universitäten von Sheffield, Montreal, Cincinnati (USA), Hawaii und Zürich übernahm er 1975 an der Universität Münster die Leitung der Forschungsstelle für Angewandte Klimatologie und Umweltstudien. Bach, 52, ist seit Dezember letzten Jahres Mitglied der Enquete-Kommission des Bundestages „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ und erarbeitet dort gemeinsam mit elf Bundestagsabgeordneten und acht weiteren Wissenschaftlern Vorschläge zur Verhinderung der drohenden Klimakatastrophe. Die Kommission, hofft Bach, werde „nicht nur Glaubensbekenntnisse ablegen, sondern genau sagen, was getan werden muß“. Seine Forschungsergebnisse, zu denen er im SPIEGEL-Gespräch Stellung nimmt, wird er diese Woche anläßlich des internationalen Kongresses „Klima und Entwicklung“ in Hamburg vorstellen.

* Dieter Kampe und Harald Schumann beim „Euroforum New Energies“ in Saarbrücken.

Die Einführung des 5-Rad-Antriebs.







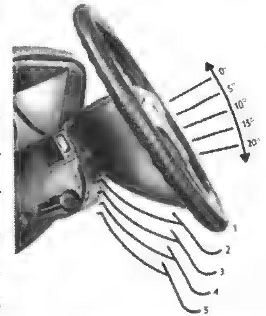




Wie Sie leicht erkennen können, handelt es sich hierbei nicht um ein neues Fahrzeug, das sich durch besondere Geländetauglichkeit auszeichnet.

Vielmehr handelt es sich um ein Auto, das mit dem TWS*-Aktivlenkrad von Saginaw ausgestattet ist. Ein Extra, das ab Werk eingebaut werden kann, um Ihr Fahren zu verbessern. Indem es das Lenken komfortabler und damit das Fahren sicherer macht. Wie? Mit einem Lenkrad, das in 5 Positionen zu verstellen ist. (Hinzu kommt die energieabsorbierende Lenksäule.) Die Höheneinstellung ist ein einfacher Handgriff. Sie ziehen einen kleinen Hebel an der Lenksäule und bringen das Lenkrad in die für Sie ideale Position. Fertig.

Für längere Autobahn-Fahrten empfiehlt sich eine niedrige Lenkrad-Position. Für dichten Stadtverkehr eine hohe Stellung. In dieser Position haben Sie so viel Beinfreiheit, daß Ein- und Aussteigen zu einer der leichtesten Übungen wird. Sie sind übrigens nicht der einzige, der etwas vom TWS*-Aktivlenkrad hat. Jeder andere, der Ihren Wagen fährt, kann ihn durch die Höhenverstellung in Sekunden seinen individuellen Ansprüchen anpassen. Es gibt nicht viele Extras, die ein Auto so individuell und komfortabel machen. Und das schon zwischen 306,– DM und 421,– DM (unverbindliche Preisempfehlung, Preise differieren je nach Automodell). Das TWS*-Aktivlenkrad ist als Sonderausstattung für fast alle Opel-Modelle lieferbar. Im Opel Senator CD ist es serienmäßig.



Am besten fragen Sie Ihren Opel-Händler. Er erklärt Ihnen die Vorteile des 5-Rad-Antriebs in allen Einzelheiten und lädt Sie sicher gerne zu einer Probefahrt ein.



Saginaw TWS*-Aktivlenkrad. Ein paar Grad bequemer, ein paar Grad sicherer.

*Tilt Wheel Steering. Das Saginaw-Aktivlenkrad paßt das Auto dem Fahrer an. Denn es ist 5fach – jeweils um 5 Grad – verstellbar.

von Vorsorgemaßnahmen schon jetzt zu rechtfertigen.

SPIEGEL: Haben Sie schon ein Rettungsprogramm für die Menschheit?

BACH: Das noch nicht, aber wir haben zumindest begonnen auszurechnen, was das Ziel wirksamer Gegenmaßnahmen sein müßte. Dabei muß man von einem oberen Wert der Erwärmung ausgehen, der möglichst nicht überschritten werden sollte. Den haben wir bei ein bis zwei Grad Celsius für das Jahr 2100 angesetzt.

SPIEGEL: Eine solche Erwärmung wäre also tolerierbar?

BACH: Wir dürfen nicht vergessen, daß es sich hier um global gemittelte Werte handelt und daß die Erwärmung zu den Polen hin noch um das Zwei- bis Dreifache verstärkt ist. Darüber hinaus muß die Klimaerbschaft aus der Vergangenheit mitberücksichtigt werden. Insofern ist eine mittlere globale Erwärmung von ein bis zwei Grad wahrscheinlich nicht mehr zu vermeiden.

SPIEGEL: Wegen der Gase, die bis heute schon in die Umwelt abgegeben wurden?

BACH: Ja, das ist also kein Toleranzwert, sondern ein Wert, mit dem wir uns abfinden müssen. Unsere Aufgabe ist es, zu verhindern, daß es noch schlimmer wird.

SPIEGEL: Und wer sollen diejenigen sein, die den Prozeß aufhalten?

BACH: Nun, handeln müssen alle Industrieländer beziehungsweise ihre Regierungen, sie sind die Hauptverursacher, vor allem wegen der ungeheuer verschwenderischen Art, mit der Kohle, Öl und Gas verbrannt werden. Allein die USA, die Sowjet-Union, die EG-Länder und Japan sind gemeinsam für fast zwei Drittel aller CO_2-Emissionen verantwortlich. Und über den Weg der Verringerung muß jetzt entschieden werden.

An allererster Stelle – als höchste Priorität – müßte eine wirklich effiziente, rationelle Verwendung von Energie stehen. Mit zu den größten Verschwendern gehören die Großkraftwerke, die nur rund 30 Prozent der Energie aus den Brennstoffen in Strom umwandeln und den Rest als Abwärme in die Umwelt abgeben. Das heißt, etwa zwei Drittel des Brennstoffs werden nicht genutzt. An zweiter Stelle müßte jetzt verstärkt mit dem Ausbau von erneuerbaren Energiequellen begonnen werden, und drittens schließlich müssen wir verhindern, daß die chemische Industrie unkontrolliert klimawirksame und ozonzerstörende Gase wie die Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffe produziert.

SPIEGEL: Da hat aber die Atomindustrie eine einfachere Lösung anzubieten. Zum Beispiel wirbt der Informationskreis Kernenergie unter der Überschrift „Kernkraft gegen Klimakatastrophe" mit den Ansichten des Staatssekretärs Albert Probst aus dem Forschungsministerium. Zitat: „Es gibt einen Weg, der drohenden Klimakatastrophe zu entgehen: Wir müssen die umweltfreundliche Kernenergie intensiver nutzen."

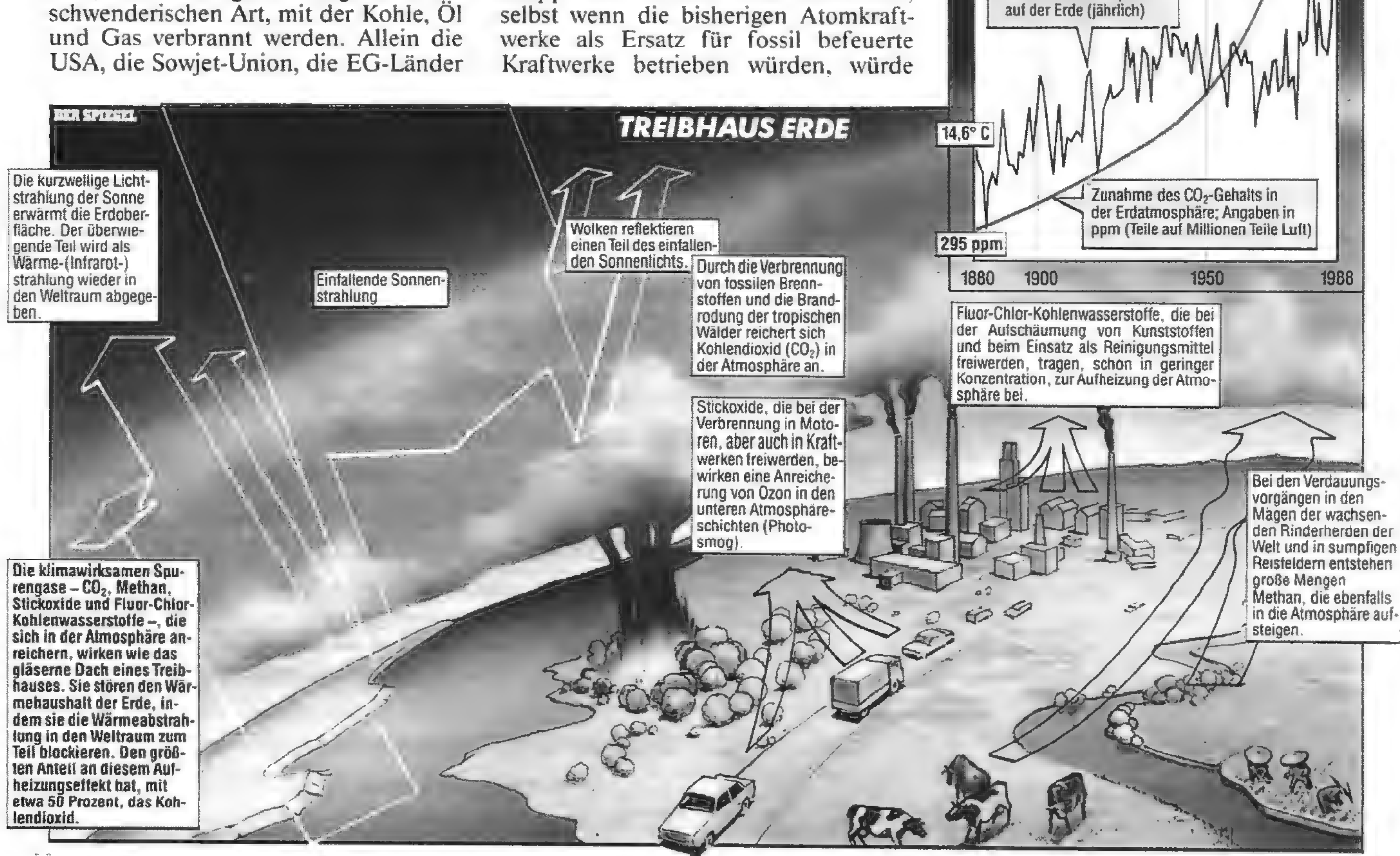
BACH: Eine solche Strategie würde doch ins Abseits führen. Man muß das Problem global betrachten, dann wird das schnell deutlich. Gegenwärtig liegt der Anteil der Atomkraft am Gesamtprimärenergieverbrauch der Welt bei knapp fünf Prozent. Das heißt also, selbst wenn die bisherigen Atomkraftwerke als Ersatz für fossil befeuerte Kraftwerke betrieben würden, würde sich der CO_2-Ausstoß – weltweit sind es derzeit etwa 20 Milliarden Tonnen – gerade um ein Zwanzigstel vermindern. Das wäre viel zuwenig.

SPIEGEL: Man könnte ja in viel stärkerem Maße zubauen, so wie es die Atomgemeinde schon immer vorgeschlagen hat.

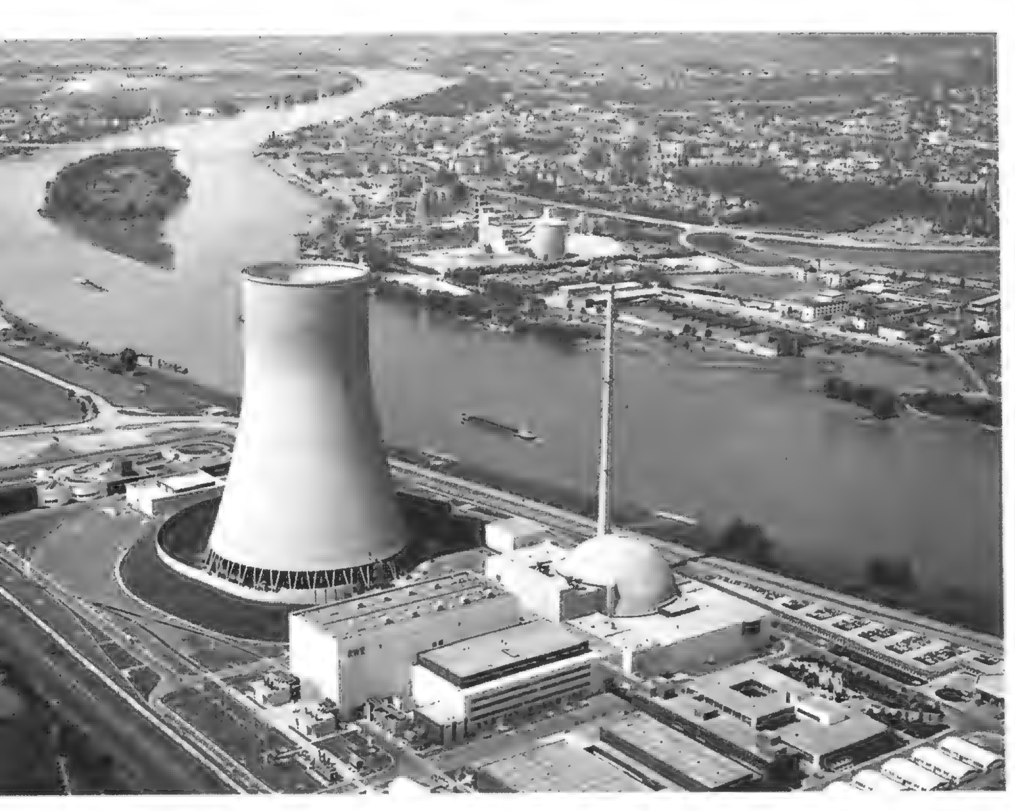
BACH: Aber Sie müssen die Größenordnungen betrachten. Sie müßten dann, um wirklich etwas Substantielles zu erreichen, jahrzehntelang fast täglich ein Atomkraftwerk von der Größe „Biblis" irgendwo auf der Welt in Betrieb nehmen. Um wenigstens circa 30 Prozent der fossilen Energie durch Atomenergie zu ersetzen, wäre ein Kostenaufwand von mehreren hundert Milliarden Mark jährlich notwendig. Das geht ökonomisch nicht, und das geht wegen der Sicherheitsfragen nicht. Ein solches Vorhaben wäre absurd.

SPIEGEL: Aber Länder wie die Bundesrepublik oder Frankreich, die schon heute viel Atomstrom produzieren, könnten es sich doch leisten, Kohlestrom durch Atomstrom zu ersetzen und damit ihren CO_2-Ausstoß zu senken?

BACH: Aber nur, wenn die bisherige Entwicklungslogik völlig umgedreht würde. Schauen wir uns die Tatsachen an. 1980 hatten wir eine Atomkraftwerkskapazität von rund 8000 Mega-




SUPER PLANAR. DER SPRUNG INS NEUE FERNSEHZEITALTER. ENTSPIEGELT.
SUPER FLACH
SUPER ENTSPIEGELT
SUPER BLACK MATRIX
NORDMENDE
NORDMENDE





Westdeutsches Atomkraftwerk, Kernkraft-Befürworter Probst: Zur Rettung des Klimas weltweit täglich ein neues AKW?

watt. Jetzt sind es schon circa 19 000 Megawatt, und mit den demnächst in Betrieb gehenden Werken werden es 23 000 Megawatt sein. Doch über den gleichen Zeitraum ist der CO_2-Ausstoß keineswegs zurückgegangen, sondern sogar von gut 600 auf über 700 Millionen Tonnen pro Jahr gestiegen.

Daran wird deutlich, daß eine starke Ausweitung der Atomkraftwerkskapazität Hand in Hand geht mit einem weiteren Anstieg des fossilen Brennstoffverbrauchs. Dieser Sachverhalt zeigt sich auch in allen Energieszenarien der Atomkraftbefürworter, wobei bei einem starken Ausbau der Atomenergie immer auch eine beträchtliche Zunahme der fossilen Energieträger angenommen wird.

SPIEGEL: Denkbar wäre aber doch ebenso, daß man versucht, den Energieverbrauch insgesamt zu drücken und gleichzeitig Kohle- und Gaskraftwerke durch AKWs zu ersetzen.

BACH: Und wie wollen Sie das finanzieren? Ein solches Vorgehen wäre volkswirtschaftlicher Unsinn. Wir haben mehrere Studien aus den USA und für die EG, die nachweisen, daß jede Mark, die wir in Energiesparmaßnahmen investieren, siebenmal mehr CO_2 vermeidet als die gleiche Investition in Atomkraftwerke.

SPIEGEL: Warum forderten dann die Teilnehmer der letzten Weltklimakonferenz in Toronto im Juli auch die Zuhilfenahme der Kernenergie, um die Kohlendioxid-Emissionen in den Industrieländern zu vermindern?

BACH: Ich war in der Sitzung des Arbeitskreises, in dem das besprochen worden ist. Da waren natürlich auch Atomenergiebefürworter, die das in die Debatte geworfen haben. Dort wurde ganz deutlich gesagt: Wenn man die Atomenergie heranziehen möchte, dann muß man gleichzeitig nachweisen, daß dabei alle anderen Gefahren – als da sind das ungelöste Entsorgungsproblem des Atommülls, das ungelöste Problem der Weiterverbreitung waffenfähigen Materials und das im Prinzip unlösbare Problem möglicher Unfallkatastrophen – beherrscht werden können. So steht es im Statement. Nach meiner Einschätzung – ich habe das Statement mit entworfen – sagt das ganz deutlich, daß man von der Atomenergie als Lösungsmöglichkeit der CO_2-Frage nichts erwarten kann.

SPIEGEL: Die Klimakonferenz in Toronto forderte als Mindestmaßnahme bis zum Jahre 2005 eine Reduktion der Kohlendioxid-Emissionen in den Industrieländern um ein Fünftel.

BACH: Das reicht nicht. Ich habe schon dort ganz deutlich gesagt, daß diese Zahl aus der Luft gegriffen ist und daß man sie sorgfältig mit den uns zur Verfügung stehenden Methoden berechnen sollte.

SPIEGEL: Solche Rechnungen lagen in Toronto noch nicht vor?

BACH: Nein, aber in der Zwischenzeit haben wir sie durchgeführt. Dabei kam folgendes heraus: Wenn die Erwärmung, von der wir vorhin schon sprachen, im Jahre 2100 nicht über ein bis zwei Grad im globalen Mittel steigen soll, dann muß von 1990 an bis zum Jahre 2000, das heißt innerhalb von zehn Jahren, weltweit der CO_2-Ausstoß um mindestens 37 Prozent gegenüber 1980 vermindert werden. Das ist ein wissenschaftlich begründbarer Wert. Die 20 Prozent von Toronto sind eine politische Zahl.

SPIEGEL: Aber eine Verminderung um 37 Prozent innerhalb von zehn Jahren, das sind ungeheure Mengen. Halten Sie das wirklich für technisch durchführbar?

BACH: Ja. Man muß das natürlich für jedes Land einzeln nachweisen, weil die Bedingungen sich unterscheiden. Für die Bundesrepublik hat sich ergeben, daß wir entsprechend dem bundesdeutschen Anteil am Welt-CO_2-Ausstoß im Startjahr 1990 um rund 50 Millionen Tonnen, also sieben Prozent unserer bisherigen CO_2-Produktion, reduzieren müssen. In den folgenden zehn Jahren müssen wir dann pro Jahr die Kohlendioxid-Emissionen um durchschnittlich 36 Millionen Tonnen senken. Dann kommen wir bis zum Jahr 2000 auf die Zielmarke von 49 Prozent Minderung gegenüber 1980.

SPIEGEL: Und wie wollen Sie dieses Wunder herbeiführen?

BACH: Wunder brauchen wir dazu wohl kaum, nur den politischen Willen. Bei den Anhörungen in der Enquete-Kommission „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ hat uns das Umweltbundesamt in Kooperation mit allen zuständigen Ministerien einen Bericht vorgelegt, in dem sechs Maßnahmen untersucht worden sind. Diese ergaben allein schon ein technisches Reduktionspotential von 171 Millionen Tonnen CO_2.

SPIEGEL: 171 Millionen Tonnen sind ja schon mehr als 20 Prozent unserer gegenwärtigen CO_2-Emission.

BACH: Und das ist noch nicht alles. Eine weitere Studie, die in der Kernforschungsanlage Jülich erstellt wurde, hat sechs weitere Maßnahmen untersucht. Darin wurde ein Reduktionspotential von 240 Millionen Tonnen ermittelt. Das zusammen ergibt rund 400 Millionen Tonnen. Wenn Sie das mit den 361 Millionen Tonnen, die wir in der ersten Dekade als Reduktionsbeitrag zu erbrin-

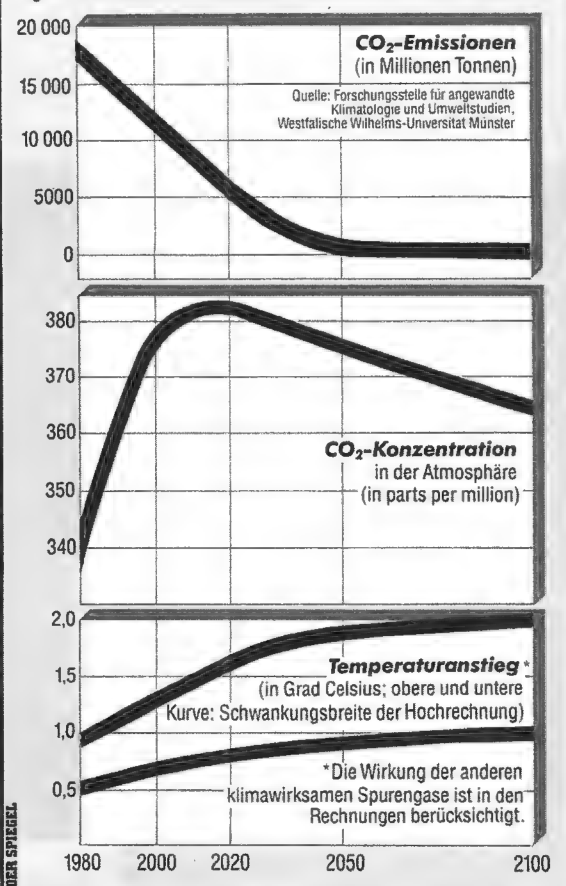
SUPER PLANAR. DIE MODERNSTE GROSS-BILDRÖHRE DER WELT. ENTSPIEGELT.



RETTUNG VOR DEM KLIMASCHOCK

Verminderung des CO_2-Ausstoßes kann den Schaden begrenzen

Selbst wenn in den kommenden Jahrzehnten der CO_2-Ausstoß drastisch vermindert wird, steigt die Temperatur auf der Erde weiter an. Ursache sind die erheblichen Mengen von CO_2, die in Weltmeeren schon gespeichert sind und in der Zukunft zum Teil wieder freigesetzt werden. Gelingt es jedoch, die CO_2-Emissionen bis zum Jahr 2020 um 70 Prozent zu senken, könnte der Temperaturanstieg langfristig im Durchschnitt auf ein bis zwei Grad begrenzt werden.



gen haben, vergleichen, dann sehen Sie, daß das gegenwärtig vorhandene Potential – und wir haben überhaupt noch nicht richtig nachgeschaut – schon ausreicht, um unseren erforderlichen Beitrag zur CO_2-Reduktion zu leisten. Das bedeutet, daß – obwohl das Problem eingangs so außergewöhnlich groß aussah – es handhabbar geworden ist, wenn man es auf die Schultern aller Mitverursacher verteilt.

SPIEGEL: Können Sie uns einige Beispiele aus diesem Maßnahmenkatalog nennen?

BACH: Nun, am schnellsten machbar sind Einsparungen im Verkehrsbereich. Er ist mit 125 Millionen Tonnen, also fast 18 Prozent, am CO_2-Ausstoß beteiligt. Der Verkehr steht an zweiter Stelle nach den Kraftwerken. Vor drei Jahren – daran erinnert sich jeder – gab es den TÜV-Großversuch im Zusammenhang mit dem Waldsterben. Dort wurde untersucht, was eine Geschwindigkeitsbeschränkung bringt. Der TÜV hat festgestellt, wenn wir auf den Autobahnen die Höchstgeschwindigkeit auf 100 Stundenkilometer, auf den Landstraßen auf 80 km/h und im innerstädtischen Verkehr auf 30 km/h reduzierten, würde sich der CO_2-Ausstoß um circa 26 Millionen Tonnen verringern. Das ist ein ganz signifikantes Ergebnis, weil es erstens sofort und zweitens unabhängig von den Vorschriften der EG durchführbar ist.

SPIEGEL: Nun kann man mit dem Tempolimit allein nicht die Klimakatastrophe aufhalten.

BACH: So ist es; aber Sie erinnern sich, daß unser Anteil an der Reduktion im Startjahr 1990 50 Millionen Tonnen betragen müßte. Die Hälfte erreichen Sie schon mit dem Tempolimit. Ich kann Ihnen noch einige andere Möglichkeiten aufzählen: besserer Wärmeschutz an bestehenden Gebäuden, das bringt eine CO_2-Emissionsminderung von rund 100 Millionen Tonnen; ein besserer Wirkungsgrad bei neuen Heizanlagen, das verschafft uns eine Entlastung von rund 18 Millionen Tonnen; und die Verbesserung des Wirkungsgrades bei Steinkohlekraftwerken senkt den CO_2-Ausstoß um rund 19 Millionen Tonnen – mit noch einigen anderen Maßnahmen ergibt das insgesamt bei dieser ersten Untersuchung eine Reduktion von 170 Millionen Tonnen.

SPIEGEL: Und wie viele Milliarden kostet das?

BACH: Untersuchungen über die Kosten sind bisher nur in Ansätzen durchgeführt worden. Dies wird eine der Hauptaufgaben unserer Enquete-Kommission innerhalb des nächsten Jahres sein, die verschiedenen Institute, die sich mit diesem Problem beschäftigen, damit zu beauftragen.

SPIEGEL: Nun sind die vorgeschlagenen Maßnahmen solche, die Länder wie die Bundesrepublik sich leisten können. Von Ländern der Dritten Welt ist das kaum zu erwarten.

BACH: Es ist ja auch vorrangig die Aufgabe der Industrieländer, zu reduzieren, nicht nur, weil sie das meiste ausstoßen, sondern auch, weil sie über die finanziellen Ressourcen verfügen.

SPIEGEL: Etwa ein Fünftel der weltweiten Kohlendioxid-Emissionen kommt aber aus der anhaltenden Rodung und Brandrodung der tropischen Regenwälder. Wäre es nicht eine schnelle und wirksame Maßnahme, jede weitere Rodung zu verhindern?

BACH: Das ist natürlich richtig. Nur, die Frage ist: Wie macht man das? Hier sind sehr viele Kräfte, insbesondere solche aus den Industrieländern, am Werk. Sie forcieren die Rodung zwecks Anlage von Rinderfarmen als Fleischlieferanten für die Hamburger-Ketten. Dies zerstört innerhalb kürzester Zeit die Böden, so daß weitere Waldareale gerodet werden müssen. Und zum anderen fördert die Ausbeutung von Nutzhölzern die weitere Erschließung der Urwälder durch die einheimische Bevölkerung. Das alles zusammen führt zur Zerstörung der Tropenwälder.

SPIEGEL: Also sollen wir auch dafür zahlen, daß etwa die Brasilianer den Amazonas-Wald schützen?

BACH: Dies könnte über eine „Emissionsabgabe“ politisch geregelt werden. Die Länder mit dem höchsten CO_2-Ausstoß müssen den größten Beitrag leisten. Die Länder, insbesondere in der Dritten Welt, die durch Wiederaufforstung das CO_2-Problem entschärfen, werden dafür aus dem internationalen Fonds der „Emissionsabgabe“ entschädigt.

SPIEGEL: Aber auch das kostet wieder ungeheure Summen. Wie, glauben Sie, kann man zur Bekämpfung eines so weit in der Zukunft liegenden Problems politische Mehrheiten bekommen? Wohl kaum ein Volk wäre bereit, schon heute dafür Verzicht zu leisten.

BACH: Es geht hier nicht darum, irgendeinen Verzicht zu leisten. Es geht im Gegenteil darum, durch geeignete Maßnahmen mehr Lebensqualität zu erreichen. Ein Beispiel: Für die Fahrt von meiner Wohnung ins Büro kann mir ein Wagen mit einem Verbrauch von zehn Litern auf 100 Kilometer oder ein Wagen mit einem Verbrauch von nur zwei Litern auf 100 Kilometer zur Verfügung stehen. Somit spare ich bares Geld. Dadurch – und durch eine geringere Luftverunreinigung – erhöht sich meine Lebensqualität. Solche Autos existieren, wir können sie nur noch nicht kaufen.

Wenn man dieses Prinzip auf andere Technologien und auf die Entwicklungsländer anwendet, dann heißt das doch: Was wir bisher tun, ist eigentlich unverantwortlich. Wir geben diesen Ländern bisher nur die ineffizienteste Technologie, die den Bedürfnissen der Menschen dort nicht entspricht.

SPIEGEL: Das klingt sehr hoffnungsfroh, aber auch sehr blauäugig. Kann man sich wirklich um die Einsicht drükken, daß das, was wir in den letzten 150 Jahren mit dem Industriesystem geleistet haben, eigentlich reduziert werden muß – auch unter Einschränkungen?

BACH: Ich glaube, man ist hier zu sehr fixiert auf vergangene Denkweisen. Sicher kosten die notwendigen Maßnahmen auch Geld. Aber der große Unterschied liegt doch darin, ob wir ein Versorgungssystem mit einer Technologie ausbauen, die sehr verschwenderisch

SUPER PLANAR. DIE FLACHSTE GROSS-BILDRÖHRE DER WELT. ENTSPIEGELT.





Brandrodung in Brasilien: Verwüstung für die Hamburger-Produktion

und damit sehr teuer ist, oder ob wir mit dem Aufbau eines Systems beginnen, das dem tatsächlichen Bedarf angepaßt ist. Das darf nicht nur eine Frage des Kapitaleinsatzes sein.

Wenn wir den Entwicklungsländern die besten Technologien gäben, sie lehrten, die Ressourcen weniger verschwenderisch zu nutzen und damit auch weniger Geld auszugeben, dann wäre das die beste Methode zur Hebung des Lebensstandards, ohne daß es zum Kollaps des gesamten ökonomischen und ökologischen Systems käme.

Es ist völlig illusorisch anzunehmen, daß wir die Entwicklungsländer auf ein Energieniveau heben könnten, das unserem Verschwendertum entspräche.

SPIEGEL: Ignorieren Sie nicht die Wirtschafts- und Machtstrukturen unserer Industriegesellschaft? Die funktioniert doch nur, wenn am Jahresende die Mehrzahl aller Unternehmen Wachstum verzeichnet. Andernfalls wird die Katastrophe ausgerufen. Ihre Vorschläge laufen auf eine grundlegende Umwandlung dieses Wirtschaftsprinzips hinaus. Wie, glauben Sie, ist das durchsetzbar?

BACH: Das ist natürlich völlig richtig. Ich als Wissenschaftler habe zunächst die notwendigen Handlungsoptionen aufzuzeigen. Es ist überhaupt keine Frage, daß es zur Umsetzung der bestmöglichen Wege sehr großer Anstrengungen bedarf. Aber ich meine, wir müssen jetzt wenigstens damit beginnen.

SPIEGEL: Womit würden Sie anfangen?

BACH: In der Bundesrepublik müßte zum Beispiel zuallererst das Energiewirtschaftsgesetz von 1935 geändert werden, weil es verhindert, Energie in einer effizienten Art und Weise zu nutzen. Es verhindert schlicht und einfach Energieeinsparung. Wir müssen gleichzeitig die Bundestarifordnung ändern, das heißt: Je mehr Strom verbraucht wird, um so mehr muß das kosten, und nicht umgekehrt, daß Energieverschwender auch noch belohnt werden.

Um es kurz zu fassen: Wir müssen unser Energieerzeugungs- und -verbrauchssystem umstrukturieren. Nichts weniger als das; sonst können wir nur blauäugig – wie Sie vorhin sagten – Glaubensbekenntnisse abgeben wie: „Wir wollen das Waldsterben eindämmen" oder „Wir wollen die Klimakatastrophe verhindern".

SPIEGEL: Aber die drohende Klimakatastrophe ist weniger spürbar als etwa die Arbeitslosigkeit oder sinkende Reallöhne. Woher soll also der politische Druck kommen?

BACH: Die Einsicht bei den Politikern in bezug auf die Klimaprobleme ist nach meiner Einschätzung gegeben. Ich sehe das durch meine fast tägliche Arbeit in der Enquete-Kommission. Das allein reicht aber nicht aus.

SPIEGEL: Herr Töpfer weiß, worum es geht?

BACH: Herr Töpfer weiß, worum es geht.

SPIEGEL: Aber Herr Bangemann nicht?

BACH: Da habe ich meine Zweifel. Aber alle Politiker unterliegen den unterschiedlichsten Zwängen und Lobby-Aktivitäten der Interessengruppen. Die Umwelt hat dagegen nur eine sehr diffuse und damit wenig wirksame Lobby. Aber die Dinge sehen nicht ganz so düster aus. Man kann nämlich nachweisen, daß Investitionen in effizientere Energietechniken, wie zum Beispiel in die Kraft-Wärme-Kopplung mit dem Ausbau des Fernwärmenetzes, sehr viel beschäftigungsintensiver sind als alle herkömmlichen Energie- oder Wirtschaftsformen.

Mit anderen Worten: Wenn die Bevölkerung erkennt, daß der Ausbau der effizienteren Energienutzung keine Arbeitsplätze beseitigt, sondern im Gegenteil viele neue schafft, dann wird es möglich



Flutkatastrophe in Bangladesch: „Die Menschen ihrem Schicksal überlassen?"

SUPER PLANAR. TESTSIEGER* IN DER LUXUSKLASSE. ENTSPIEGELT.



SEHR GUT. Auf Platz 1 kam der NORDMENDE Prestige 72 Super Planar im Vergleichstest (Video 6/88*) mit 22 TV-Geräten mit 70er Röhre. Fernsehen vom Besten. Mit Super Planar, Video-Box und Sound-Podest. Kommentar der neutralen Fachleute: „In dieser Konstellation spielt NORDMENDE die Konkurrenten ins Abseits". Warum mit weniger zufrieden sein? Mehr Informationen beim NORDMENDE-Fachberater oder direkt bei NORDMENDE, Postfach 44 83 60, 2800 Bremen 44.

NORDMENDE

sein, zur Durchsetzung dieses Zieles genug Druck auf die Politiker auszuüben.

SPIEGEL: Diese Einsicht zu vermitteln dürfte schwerfallen, solange in den großen Wirtschaftsunternehmen noch anders gedacht wird. Sie haben doch in der Enquete-Kommission mit einer Vielzahl von Branchenvertretern, Wirtschaftsverbänden und Wirtschaftsbossen gesprochen. Wie sehen Sie das Problembewußtsein in diesen Kreisen?

BACH: Meine Erfahrungen waren – um es kurz zu sagen – deprimierend. Das Problembewußtsein bei der Industrie ist gering ausgebildet. Sie sträubt sich, Fakten anzuerkennen, und sie zieht sich auf freiwillige Regelungen zurück, die meistens nutzlos sind.

SPIEGEL: Wäre es angesichts solcher Durchsetzungsprobleme für Gegenmaßnahmen nicht sinnvoll, lieber jetzt schon anzufangen, in Deichbauprogramme zu investieren, um Länder wie die Niederlande zu retten, sich zu überlegen, wohin die Flüchtlingsströme ziehen werden aus den Dürre- und Überschwemmungsgebieten, und zu planen, wie man Nahrungsmittelvorräte für solche Krisenzeiten anlegen kann?

BACH: Also, da müssen mal einige Mythen ausgeräumt werden. Der Meeresspiegel wird natürlich steigen, und die Holländer haben auch schon Schutzmaßnahmen eingeleitet. Aber all das hat Grenzen. Ein Meeresspiegelanstieg von bis zu zwei Metern im Laufe des nächsten Jahrhunderts würde gigantische Dammbauten notwendig machen, deren Schutzwirkung niemand vorhersehen kann. Die andere Vorstellung, daß man vielleicht Flüchtlingsströme umlenken und auch noch versorgen könnte, ist noch realitätsferner. Denken Sie an ein Land wie Bangladesch. Schon jetzt sind nach den Monsunregen dort regelmäßig drei Viertel des Landes überschwemmt. Wenn durch Klimaänderungen die Situation sich noch verschärfen würde, stellt sich die Frage nach dem Verbleib der 110 Millionen Menschen. Alle umliegenden Regionen sind dicht besiedelt. Die Inder könnten eine Masseneinwanderung niemals zulassen. Sollen wir diese Menschen dann einfach ihrem Schicksal überlassen?

Darum müssen wir alles daransetzen, die klimawirksamen Spurengas-Emissionen jetzt zu reduzieren und nicht darauf zu hoffen, daß diese für die Betroffenen tragischen Ereignisse mit irgendwelchen Trostpflaster-Aktionen aufgefangen werden können. Was da auf uns zukommt, ist von einer solchen Dimension, daß es höchst unverantwortlich wäre, mit der Einleitung von Gegenmaßnahmen noch weiter abzuwarten.

SPIEGEL: Herr Professor Bach, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

PRESSE

Trübsinn von der Alm

Mit einem Versandhaus-Katalog, getarnt als Jugendmagazin, will ein Schweizer den deutschen Nachwuchs betören. Das Rezept hat ihn zum reichen Mann gemacht.

Glück, was ist das?" möchte die Postinspektorenanwärterin Anja, 20, wissen. „Dich sehen, dich berühren, dich atmen, dich spüren, eins mit dir sein . . ."

Jens, 17 und Gymnasiast, treibt es lieber mit der Poesie: „Wer Schmetterlinge lachen hört, weiß, wie Wolken schmekken." Und die frühreife Gymnasiastin

* Mit Ehefrau Marianne.



Magazin-Macher Beerli*: „Ich wette, da gibt es einen Markt"

Ein neuer Anspruch hat Premiere: Klassik in Tantal.



Die Royal Oak, der Chronograph: Klassik unter dem Signum des Hauses Audemars Piguet. Uhren für die Wenigen, die es sich leisten, das Exklusive zum Maß ihres Anspruchs zu machen. Wir haben das als Verpflichtung verstanden, diese Linie fortzusetzen. Und präsentieren die Serie Tantal – die noble Kunst der Horlogerie in einem Rahmen von ungewöhnlichem Reiz.

Tantal ist das Medium, dessen Beherrschung die ganze Meisterschaft traditionellen Handwerks fordert und faszinierende Möglichkeiten des Ausdrucks schafft: ein lichtes Graublau, verhalten schimmernd und im Kontrast mit Gold einfach unvergleichlich schön.

Die Audemars Piguet in Tantal: ein Privileg, sie zu besitzen.

AP

Audemars Piguet

La plus prestigieuse des signatures.

Weitere Informationen erhalten Sie von AUDEMARS PIGUET UHREN GmbH,
Postfach 1149, 6232 Bad Soden, Tel.: 06196/25061

Cathrin, 11, rät: „Gib nie auf. Denn nur so lernt man leben.“

Herzerweichende Pennäler-Verse und schwelgerische Primaner-Prosa, garniert mit Farbphotos und Reiseberichten, füllen den redaktionellen Teil einer neuen Zeitschrift, die seit letzter Woche in den 17 500 Postämtern der Bundesrepublik und West-Berlins zum Mitnehmen ausliegt: das „Musenalp-Magazin“.

Wie man mit Kitsch Kohle macht, weiß der Herausgeber, der Schweizer Othmar Beerli, 43, aus seiner Heimat. Dort läßt er seit mehr als zehn Jahren in vielen Schulen den „Musenalp-Express“ verteilen, die jüngste Ausgabe in 330 000 Exemplaren. So erreicht das Blatt in der Deutschschweiz sechsmal jährlich die Hälfte aller Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter bis zu 24 Jahren.



Beerli-Zeitschrift
„Garantiert unredigiert“

„Früher“, kokettiert Beerli mit seinem Erfolg, „schlief man mit der Bibel unter dem Kopfkissen, jetzt liegt dort der ‚Musenalp-Express‘.“ Das Blatt verzichtet auf langatmige ideologische Diskussionen, schreibt nichts über Landschaftszerstörung durch Autobahnausbau, nichts über Krieg und nichts gegen Rüstung.

Zum Big Business mit dickem Anzeigen-Anteil eignet sich Beerlis Jugend-Post allerdings auch nicht. Der Teenager-Trübsinn, der sich da auf Dutzenden von Seiten – „garantiert unredigiert“ und bis auf wenige Ausnahmen auch unhonoriert – ausbreitet, bietet kein Umfeld für frohe Botschaften der Werbebranche. Das stört Beerli nicht, er verdient sein Geld mit dem Junior Discount Service, einem Versandhaus.

Ein Katalog mit Warenangebot ist in das Magazin integriert. Geboten wird Jugendlichen fast alles, wovon sie träumen: Kameras und Computer, Stereoanlagen und Schlafsäcke, aber auch Pariser und Parfüm – alles 15 bis 20 Prozent billiger als im Einzelhandel. Besonders großen Umsatz macht Beerli mit dem Vertrieb von Taschenrechnern für Schüler. Bei Sammelbestellungen gewährt er Extra-Rabatte bis zu 30 Prozent.

Rund 25 Millionen Franken Umsatz bringt ihm dieses Jahr allein das Geschäft mit den jungen Eidgenossen, die Marketing-Branche spricht von einer „Sensation“.

Ihre Popularität verdanken Beerli und seine 25 Mitarbeiter auch ihrem nonkonformen Auftreten. Verlag, Redaktion und Bestellzentrale sind in einem alten Hotel in Niederrickenbach eingerichtet, einem Dorf hoch über dem Vierwaldstätter See, das nur per Luftseilbahn oder zu Fuß zu erreichen ist.

Dort oben, auf saftigen Bergweiden über der Nebelgrenze, grasen Kühe rund ums Haus. In der Dämmerung wagen sich Hirsche bis vor Beerlis Büro, und der Chef trägt, wie er imagebewußt verbreitet, immer noch am liebsten Bluejeans und ein farbiges Tüchlein um den Hals.

Ein wohldosierter Hauch von jugendlichem Idealismus weht in Beerlis Umgebung. Im Impressum plakatiert er den Verzicht auf Anzeigen für Tabak und Alkohol. Der neuesten Schweizer „Musenalp“-Ausgabe liegt die Broschüre einer Entwicklungshilfe-Organisation bei.

Ein derart jugendbewegter Versandhandel, prophezeien westdeutsche Marketing-Experten, mache auch junge Deutsche an. Im Sommer bestätigte ein Versuch in Hessen mit 100 000 Probeheften diese Annahme.

Doch wie das erste reguläre „Musenalp-Magazin“ (Auflage: eine Million) nun zeigt, gibt sich Beerli den Deutschen gegenüber weniger idealistisch. Auf Zigaretten-Reklame mag er nicht verzichten, und auch die Bundeswehr ist ihm als Anzeigen-Kunde willkommen. Der Bundespost als seiner engsten Partnerin überläßt er – als Gegengeschäft – acht Anzeigen-Seiten. Und die Bahn beteiligt sich mit einem vierseitigen Beihefter (Pink Elephant Pages), der in den nächsten Ausgaben auf 16 Seiten erweitert werden soll.

Zum größeren Anzeigen-Geschäft kommt in Deutschland allerdings ein kleineres Versandangebot: Beerli bietet in seinem Katalog keine Bücher an, die Preise im Versandhandel sind etwas höher als in der Schweiz, und die bestellten Waren werden per Nachnahme verschickt – was er seinen Landsleuten ausdrücklich nicht zumuten mag.

Mit der Expansion in den größeren Markt der Bundesrepublik setzt Beerli seinen Ruf als alpiner Jugendbeglücker bloß noch zur Verkaufsförderung ein. Jetzt lockt ihn das Wachstum. Grenzen mag er sich und seinen Geschäften nicht ziehen: „Warum“, verkündete er schon im Branchenblatt „Advertising Age“, „sollten wir es nicht auch in den USA versuchen? Ich wette, da gibt es einen Markt für uns.“ ◆



Alexander Demuth Film

PHILIPS GLASFASERTECHNIK: FÜR KABEL MIT HÖHERER AUFFASSUNGSGABE



Skyline: Philips Kabel für die Nachrichtentechnik

Die Zukunft hat schon begonnen: Philips Innovationen sorgen dafür, daß Sie eine störungsfreie Verbindung bekommen. Philips **Glasfasertrassen** helfen der Post beim Aufbau des modernen **digitalen Breitbandnetzes.** Philips Kabel zur Nachrichtenübertragung verbinden Bohrinseln in der Nordsee mit dem Festland. Philips Technik macht die ersten **Videokonferenzen** möglich, bringt Fernsehsendungen über Breitbandkabel oder **Satellit** und überträgt Daten von Computer zu Computer. **BAUSTEINE FÜR EINE SICHERE ZUKUNFT: PHILIPS**



Rita Süssmuth



Heide Pfarr

Karrierefrauen: Weibliche Führungskräfte sind auffallend häufig Töchter aus gutem Hause

„Zur Karriere wirst du nicht geküßt“

SPIEGEL-Redakteurin Marion Schreiber über Merkmale und familiäre Hintergründe von erfolgreichen Frauen

Der Vater war präsent, „voll Pflichtgefühl, voll Zornes- und Liebeswallungen“, als Spielkumpan und als wachsames Familienoberhaupt, erzählt die Berliner Schulsenatorin Hanna-Renate Laurien. Hätte sie, die „Buch-Tochter“, je nur eine Drei in Deutsch nach Hause gebracht, „die Welt wäre eingestürzt“, bei einer Zwei „wackelte sie schon ...“

Ob die Modedesignerin und Unternehmerin Jil Sander oder die Bundesverfassungsrichterin Gisela Niemeyer, beide berichten von einem Vater mit einer „starken Erwartungshaltung“.

Die Bremer Senatorin Vera Rüdiger ist von ihrem Vater schon als junges Mädchen zu SPD-Versammlungen mitgenommen worden. Renate Damm, Justitiarin des Springer-Verlages, hatte als Schülerin, um ihrem Vater zu imponieren, sogar die Schiedsrichterprüfung für Fußball abgelegt.

Beruflich erfolgreiche Frauen sind auffällig oft Vater-Töchter. Der Vater als Mentor, der fördert und fordert. Der Vater als erster Mann, der mit seiner Zuneigung und Zuwendung die Identifikation mit dem weiblichen Geschlecht ermöglicht, der Sicherheit vermittelt und gleichzeitig das Interesse am außerhäuslichen, am beruflichen Bereich weckt.

Vater-Töchter streben nach Leistung und Kompetenz. Mit Koketterie oder gar gespielter Hilflosigkeit um die Gunst des anderen Geschlechts zu werben ist ihnen ein Greuel. Sie sind meist sachlich und unexaltiert.

„Spiele, die dir Mutter nicht beibrachte“, heißt in den Vereinigten Staaten eine Anleitung für berufstätige Frauen. Es ist der Vater, von dem die Karrierefrauen die Regeln lernen.

Auch Rita Süssmuth, mit vier Geschwistern aufgewachsen, hat noch heute die Warnungen ihres Vaters im Ohr, der Ehe zuliebe nur ja nicht auf Promotion oder Habilitation zu verzichten. Die Ministerin, die als junges Mädchen Krankenschwester hatte werden wollen, sagt: „Ich war fast traditioneller als er.“

Karrierefrauen in unserer Gesellschaft sind Töchter von Vätern, die – wie der „fortschrittliche Herr Papa“ von Ruth Klingel, Hauptabteilungsleiterin bei der Lufthansa – ihren Töchtern lieber ein Studium als eine Aussteuer finanziert haben und die sich das auch leisten konnten.

Die Betriebswirtin Sonja Bischoff, die in einer Studie für die Zeitschrift „Capital“ 500 männliche und weibliche Führungspersonen befragte, fand heraus, daß die soziale Herkunft der Frauen anders als die der Männer ziemlich gleichartig ist. Es sind vor allem Töchter aus gutem Hause, der Vater leitender Angestellter oder Beamter, Freiberufler oder Unternehmer. Die männlichen Führungskader hingegen stammen häufiger auch aus „kleinen“ Angestelltenverhältnissen oder Arbeiterfamilien. Es bedarf offensichtlich in der vermeintlich chancengleichen Gesellschaft dieser Startvorteile, um den Frauenmalus auszugleichen.

Erstaunlich häufig haben prominente Karrierefrauen auch prominente Väter. Die niedersächsische Finanzministerin Birgit Breuel ist Tochter des Bankiers Alwin Münchmeyer, Anke Fuchs die Tochter des ehemaligen Hamburger Bürgermeisters Paul Nevermann, Herta Däubler-Gmelin die Tochter des Tübinger Oberbürgermeisters Hans Gmelin. Maja Stadler-Euler, die gemeinsam mit ihrer Rechtsanwaltskollegin Gisela Wild das Urteil des Bundesverfassungsgerichts gegen die Volkszählung erstritt, ist Tochter des ehemaligen FDP-Bundespolitikers August Martin Euler.

Einen berühmten Vater zu haben erlebte die Familienforscherin Gisela Erler, Tochter des früheren SPD-Fraktionsvorsitzenden Fritz Erler, allerdings als eine „äußerst ambivalente Sache“, als



Renate Damm



Jil Sander

Privileg, als Herausforderung, aber auch als Belastung: „Die Identifikation mit seiner Person hing einem an wie eine Hundemarke.“

Sie hat mit 21 Jahren den linken Trikont Verlag gegründet, um sich und ihrer Umwelt „Eigenständigkeit“ zu beweisen, ein „autonomes Feld“ zu haben.

„Unabhängig, bloß unabhängig“ vom starken und autoritären und fordernden Vater wollte die Verleger-Tochter Angelika Jahr-Stilcken sein und daher nicht Journalistin werden. Nach einem abgebrochenen Psychologie-Studium, einem Volontariat und einigen praktischen Einübungen bei New Yorker Zeitschriften passierte allerdings genau das: Arbeitswütig machte sie als Journalistin Karriere – sie ist vierfache Chefredakteurin von „essen & trinken“, „schöner essen“, „Häuser“ und „Schöner Wohnen“ und entkam auf diese Weise dem väterlichen Schatten.

Vater-Töchter scheinen mit größerer Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit während Ausbildung und Studium in reine Männerdomänen vorzudringen. Helga Henselder-Barzel – ehe sie den damaligen Bundestagsabgeordneten Rainer Barzel heiratete, Geschäftsführerin beim Bundesverband des Deutschen Groß- und Außenhandels – wollte als junges Mädchen Kapitän oder Pilot werden.

Die Bremer Jungunternehmerin Birgit Martens ignorierte wohlgemeinte Warnungen und ließ sich als Speditionskauffrau ausbilden, „setzte sogar noch einen drauf“ und spezialisierte sich auf Lkws.

Statt Psychologie, Pädagogik oder Philologie wählen die Karrierefrauen Studienfächer wie Jura, Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft, Informatik, Ingenieurwissenschaften oder Mathematik. Diese Eintrittskarte für Wirtschaft oder Politik sagt freilich noch nichts darüber aus, ob die Besitzerin eines solchen Diploms dereinst auf den hinteren oder vorderen Plätzen landen wird. Häufig nämlich interessieren sich Frauen gerade für jene Firmenecken, die wenig Aufstiegschancen verheißen. Sie zieht es in die Personalverwaltung oder Finanzbuchhaltung – wo man allenfalls durch Fehler auffallen kann –, nicht aber dorthin, wo der betriebliche Umsatz läuft, zum Marketing, Vertrieb oder Verkauf.

Noch immer bedeutet für die Mehrzahl der Frauen die Heirat oder spätestens die Geburt eines Kindes das Ende ihrer beruflichen Laufbahn. Nur 16 Prozent der Mütter mit Kleinkindern sind berufstätig. Es fehlt an qualifizierten Teilzeitjobs, an einer passablen Kinderbetreuung und noch immer an der gesellschaftlichen Akzeptanz von berufstätigen Müttern.

„Während männlicher Erfolg“, wie die Psychologin Gertrud Höhler feststellt, „in der Berufswelt eine erotische Dimension hat“, haben Erfolgsfrauen gegen die traditionellen Weisheiten von den ehrgeizigen Zicken und Rabenmüttern zu kämpfen, die sich nicht um die Brut kümmern.

Scheinbar unbeeindruckt von diesen Zwängen, organisieren sich Karrierefrauen eine Hilfe und delegieren einen Teil der häuslichen Arbeit – privilegiert auch, weil sie es sich dank ihres besseren Gehalts leisten können. Natürlich bleibt ein „Stachel von schlechtem Gewissen“, nicht wie andere Mütter ständig präsent zu sein, so die Brüsseler Botschafterin Renate Finke-Osiander, Mutter von drei inzwischen erwachsenen Kindern. Aber haben nicht Forschungsergebnisse eindeutig erwiesen, daß es nicht auf die Dauer der Zuwendung, sondern die Qualität ankommt? Zufriedene Mütter, davon ist auch die Botschafterin überzeugt, sind für ihre Kinder besser als unzufriedene.

Andere Karrierefrauen verzichten der Arbeit zuliebe bewußt auf Nachwuchs. „Einen 14-Stunden-Tag“, sagt die verheiratete Unternehmerin Martens, „kann ich einem Kind nicht zumuten.“ Nur 39 Prozent der in der „Capital“-Studie befragten weiblichen Führungskräfte, aber 89 Prozent der Männer haben Kinder. Dennoch geht der Trend dahin, beides miteinander in Einklang zu bringen, Beruf und Familie.

Stolz verbreitet die „Vereinigung von Unternehmerinnen“, von denen immerhin 75 Prozent verheiratet sind, in einer Broschüre, daß ihre Töchter und Söhne keineswegs unter mütterlichen Entzugserscheinungen leiden. Sie seien „selbständig, selbstbewußt, ausgeglichen, kontaktfreudig und lernfreudig“.

Bei den weiblichen Bonner Abgeordneten, vor Jahren noch überwiegend Junggesellinnen, stieg in den letzten Jahren der Anteil der Verheirateten auf mehr als die Hälfte an. Beruf und Fami-



„Bitte ändern. Nicht nach La Paz, Bolivien, sondern nach La Paz, Mexiko. Hoffentlich Umbuchung nicht allzu kompliziert“, hatte das Telex gelautet. „Wenn nur alles im Leben so kompliziert wäre“, dachte ich und freute mich auf den ersten Tequila.

„Persönliche Hilfe auf Geschäftsreisen in über 1.400 Büros – weltweit“, ein Privileg für America Express Mitglieder.

An dieser Stelle befand sich eine persönliche Einladung, die Privilegien der American Express Mitgliedschaft zu nutzen. Möchten Sie diese Einladung annehmen, dann rufen Sie bitte an 0 69/72 00 16.

Zum Erfolg die Privilegien: Mitgliedschaft bei American Express.



Tel.: 069/720016

Bezahlen Sie einfach mit Ihrem guten Namen.

lie, das glaubt sogar der Personalberater Heinz Ewers, seien vereinbar, „wenn die Ehemänner bescheidener und die Frauen selbstbewußter wären".

Es ist noch die Ausnahme, wenn sich ein Ehepaar als Karriereteam versteht, wobei dem Mann die Kopiloten-Rolle zufällt. Die sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Ingrid Matthäus und ihr Mann Robert Maier praktizieren seit mehreren Jahren dieses Modell. Er kündigte seinen Wissenschaftlerjob in Heidelberg, um sie in ihrer politischen Arbeit zu unterstützen und mit ihr gemeinsam die beiden Kinder aufzuziehen.

Daß die Ehemänner im wahrsten Sinne des Wortes mitziehen, wenn ihre Frauen wie die Fernsehjournalistinnen Gabriele Krone-Schmalz nach Moskau oder Gisela Mahlmann nach Peking gehen, kommt neuerdings auch schon mal vor. Weitaus üblicher aber ist es, daß die Gattin ihrem Mann ins fernste Ausland folgt, so gut sie auch beruflich etabliert sein mag.



Angelika Jahr, John Jahr

Karrierefrauen, Väter: Studium statt Aussteuer finanziert



Birgit Breuel, Alwin Münchmeyer



Anke Fuchs (r.), Paul Nevermann, Mutter (1961)

Mit einem erstaunlich sicheren Gespür scheinen Karrierefrauen, wenn sie heiraten, auch den richtigen Partner zu finden. Offensichtlich haben Vater-Töchter kein besonderes Faible für den klassischen Macho-Typ, der die Frau an seiner Seite als schmückendes Beiwerk oder Mutterersatz benötigt.

Die Psychologie-Professorin und Autorin Elisabeth Müller-Luckmann, deren Männer-Bild „ganz klar" von ihrem Vater geprägt ist: „Noch heute kann ich Männer nicht ausstehen, die nicht gern arbeiten, die ungepflegt sind, die sich hängenlassen, die ungütig sind und aggressiv." Häufig heiraten Frauen, die es nach oben treibt, Studien- oder Referendarkollegen, denen das berufliche Engagement ihrer Partnerin nicht erst abgerungen werden muß, die es sogar stützen und fördern. „Ich habe dich nicht geheiratet, damit du zu Hause bleibst", stellte Andreas Fuchs, der Ehemann der SPD-Geschäftsführerin, von Anfang an klar.

Gegen den eigenen Mann und im Beruf zu kämpfen – das hielte die stärkste Frau nicht aus. Das Professoren-Ehepaar Süssmuth war sich in dieser Frage einig. „Auch wenn es", so die Ministerin heute, „nicht immer leicht war der Umwelt zu vermitteln: Wir gehen einen anderen Weg." Der Professor hat inzwischen einen ausgeprägten Sinn für emanzipierte Gesten. Bei einem morgendlichen Interview seiner Frau mit Alice Schwarzer kochte und servierte er den Kaffee für die „Emma"-Herausgeberin.

Wenn es seiner Irmgard hilft, macht sich Wolfgang Adam sogar öffentlich für die Karriere seiner Frau stark. Der Chemiker und FDP-Kreisvorsitzende mischte die Diskussion während der Kandidatur um den Parteivorsitz kräftig auf, indem er bei einer Wahl von Lambsdorff der FDP Wahlergebnisse von vier Prozent prophezeite.

Nur weil sie sich mit ihrem Mann „völlig einig" wußte, nahm die Frankfurter Bankerin Angelika Pohlenz vor ein paar Jahren die Aufforderung an, für den Bundesvorsitz der Wirtschaftsjunioren zu kandidieren. Sie war damals hochschwanger. „Ich sah auf meinen dicken Bauch runter", erinnert sie sich, „und dachte: Wir müssen es irgendwie organisieren."

Gemeinsam mit ihrem Mann – er ist Leiter des Wiesbadener Ordnungsamtes

Der einzige Rasierer, den Sie mit dem Scherkopf-Schutz einschalten.



– organisierte sie tatsächlich die zweijährige Amtszeit. Vor allem aber überstand sie auch mit seiner Unterstützung die zunächst heftigen Diskussionen im Verband, in deren Verlauf ihr geraten wurde, des Babys zuliebe nicht nur auf die Kandidatur, sondern auch auf ihre Arbeit zu verzichten.

Viel stärker als männliche Konkurrenten müssen sich berufstätige Mütter, wenn sie einem anspruchsvollen Job und ihren Kindern gerecht werden wollen, zeitlich disziplinieren. Sie müssen dasselbe Arbeitspensum und womöglich noch etwas mehr in kürzester Zeit schaffen. Die Stunden am Schreibtisch können nicht unbefristet in den Abend hinein verlängert, es darf selten gequatscht und nicht getrödelt werden.



Politikerin Adam-Schwaetzer, Ehemann
Gespür für den richtigen Partner

Pohlenz, inzwischen Mutter zweier Kinder, versucht pünktlich um 17 Uhr das Gebäude der Deutschen Bank zu verlassen. Ihre Kollegin Camilla Krebsbach-Gnath aus der Abteilung Projektmanagement der Bank für Gemeinwirtschaft, die wegen ihrer Tochter derzeit nur einen 80-Prozent-Job wahrnimmt, geht eine Stunde früher.

Der tägliche Abschied aus dem Büro „fällt nicht immer leicht“, sagt Pohlenz. Für die mißgünstigen Blicke im Rücken und die hämischen Bemerkungen über die privilegierten Mütter („So gut möchte ich es auch mal haben“) muß man sich, so Krebsbach-Gnath, „ein dickes Fell zulegen“.

Als Chefin ist Angelika Jahr-Stilcken da in der Zeiteinteilung souveräner. Sie, die immerhin vier Redaktionen leitet, kommt lieber um 8 Uhr ins Büro, wenn ihre Kinder in der Schule sind, um abends dafür pünktlicher zu Hause zu sein.

In der Karrierewelt der Männer gilt das ausdauernde Hocken am Schreibtisch oder in Sitzungen als Ausweis von Fleiß und Einsatzbereitschaft. Der Vorteil liegt auf der Hand. Wenn Papi endlich heimkommt, liegen die Kinder, abgefüttert und gewaschen, längst im Bett.



Unternehmerin Martens: Auf Lastwagen spezialisiert

Als Vizepräsidentin der Hamburger Uni erlebte Heide Pfarr, daß die Sitzungen der Hochschulgremien nicht zwangsläufig in den späten Abend hinein dauern mußten. Immer dann nämlich, wenn im Fernsehen ein interessantes Fußballspiel übertragen wurde, hakten die Herren die Tagesordnungspunkte so schnell ab, daß sie noch vor Anpfiff zu Hause auf der TV-Couch Platz nehmen konnten.

Die Beobachtung, daß Männer lieber länger tagen, machte auch Pohlenz als Bundesvorsitzende der Wirtschaftsjunioren. Unter ihrer Leitung waren die Sitzungen meist schon zwei Stunden früher beendet. Und niemand, so betont sie, habe sich beklagt, weil er nicht zu Wort gekommen wäre. „Ich glaube einfach, berufstätige Mütter müssen mehr mit ihrer Zeit haushalten.“

Paradies und Parade-Land liegt für berufstüchtige Frauen im Norden Europas. In Norwegen regiert die Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland, Mutter von vier Kindern, mit sieben Ministerinnen im siebzehnköpfigen Kabinett nicht nur frauen-, sondern auch familienfreundlich. Pünktlich um 16 Uhr enden die Kabinettssitzungen. Die frühere Ministerin für Konsumangelegenheiten Anne-Lise Bakken verließ ihr Büro möglichst sogar kurz vor vier, um zu zeigen, „daß ich eine Führungsposition mit normalem Familienleben kombinieren kann“.

Solange den Frauen in der Bundesrepublik der Einbruch in die gehobenen Jobs nur als Einzelkämpferinnen gelingt, gelten jedoch die alten Rituale und Regeln. Und die sind alles andere als auf weibliche Bedürfnisse zugeschnitten. Der Aufstieg in die Beletage ist mit Fleiß und Kompetenz allein nicht zu schaffen: Ellenbogen sind gefragt, ein hohes Maß an Durchsetzungsfähigkeit, viel Beharrlichkeit und Mut.

Anke Fuchs war überzeugt, in „dieser hektischen Zeit“ die richtige Person für den Posten des SPD-Geschäftsführers zu sein. Der Job, meinte sie, brauche jemanden, der „die Eitelkeiten hinter sich



Karrierefrauen waren lange die Nicht-Feministinnen

hat“. Doch die Parteivorsitzenden Willy Brandt und Hans-Jochen Vogel wiegten nur nachdenklich ihre Köpfe, fanden die Idee „interessant“ – und dabei blieb es dann auch. So brachte Fuchs ihre Kandidatur selbst in die Öffentlichkeit. Von typisch fraulicher Bescheidenheit keine Spur mehr.

„Zur Karriere wirst du nicht geküßt“ – diese Erfahrung der IBM-Managerin Hannelore Däschler-Sparrman ist für ehrgeizige Frauen offenkundig ein ebenso wichtiger wie schwieriger Lehrsatz.

„Ha, Mädle, willst du's wirklich?“ fragte der damalige Personalchef ent-

Die Geschichte vom lieben Gott und dem Äpfelchen

Dies ist die Geschichte, die in der Normandie alle Großmütter ihren Enkeln erzählen.

„Als der liebe Gott die Welt erschuf, hatte er eine Menge zu tun. Berge und Täler, Flüsse und Meere, die Tiere des Waldes, die Vögel, die Fische und die vielen Blumen und Bäume hatte er in den ersten Tagen nur so aus dem Ärmel geschüttelt. Kurz vor dem siebten Tag, an dem er bekanntlich ruhen wollte, war er bei den Äpfeln angelangt. Herrliche pralle Äpfel, die in roten, grünen und goldenen Farben leuchteten, schuf er im Handumdrehen. Dann aber war er müde und hatte keine Lust mehr, immer neue Äpfel zu erfinden. Zufällig war er gerade über der Normandie. Er gab sich also keine große Mühe mehr, und alsbald wuchsen hier nur kleine, häßliche Äpfelchen heran.

Aber trotzig wie die Normannen sind, beschwerte sich das erste häßliche Äpfelchen bei seinem Schöpfer. Der war inzwischen ausgeruht, und es tat ihm leid. Und er sagte: „An Deinem Äußeren kann ich nun nichts mehr ändern, aber in Dein Inneres werde ich ein Geheimnis versenken. Aus Deinem Saft soll köstlicher Wein entstehen, und dieser Wein soll zu einem Geist konzentriert werden, der die Herzen der Menschen bewegt. Die Menschen müssen dieses Geheimnis nur entdecken. Und so, kleines normannisches Äpfelchen, wirst Du mehr Ruhm erlangen, als die prächtigsten Äpfel meiner Erde.“

Und so kam es. Die Normannen entdeckten das Geheimnis sehr bald. Aus kleinen, aber hocharomatischen Äpfeln wurde prickelnder Cidre, der normannische Apfelwein. Aus reifem Cidre brannten sie Calvados, der in der Tat die Herzen und Sinne der Menschen zu beflügeln vermochte.

Das also ist die Geschichte, die alle normannischen Großmütter ihren Enkeln erzählen. Und niemand dortzulande zweifelt daran, daß es sich genauso abgespielt hat. Warum auch nicht? Denn spätestens nach dem zweiten Gläschen Calvados Gilbert – wohl einem der feinsten Vertreter seiner Gattung – glauben Sie es doch auch?



setzt die Mittzwanzigerin, als sie ihm eröffnete, sie wolle die Managerlaufbahn einschlagen. Anfang der sechziger Jahre galt ein solcher Wunsch auch bei IBM noch als eine „Schnapsidee“. Zwei Jahre lang versuchte der Firmenapparat, der jungen Frau aus der Entwicklungsabteilung ihre Idee auszutreiben – vergeblich.

Vorgesetzte und Mentoren zu finden, die sich ausgerechnet für eine Mitarbeiterin einsetzen, ist auch heute noch jener glückliche Zufall, auf den Karrierefrauen angewiesen sind. Helga Henselder-Barzel, von ihrem Professor als Referentin an den Bundesverband für Außenhandel weiterempfohlen: „Es müssen schon souveräne Persönlichkeiten sein; denn oft werden sie intern dafür auch noch angegiftet.“ Der Mercedes-Chef Edzard Reuter mag dazugehören. Er ist einer der ganz wenigen, die eine Vorstandsassistentin beschäftigen.



Ministerpräsidentin Brundtland, Ministerinnen: Sitzungen nur bis 16 Uhr

ren, diagnostiziert die Sozialwissenschaftlerin Christine Müller, „lange Zeit die Nicht-Feministinnen“. Und sind es auch heute noch.

Das hat keine taktischen Gründe, hat eher wohl mit ihrer Herkunft und Erziehung, ihren privilegierten Startbedingungen und ihrem Selbstverständnis zu tun. Für die Psychologin Müller-Luckmann ist in gewisser Weise ihr Vater „schuld“ daran, daß sie zum Feminismus „keine Beziehung gewinnen kann“. Über ihn habe sie gelernt, „daß Männer Menschen sind und keine Wesen von einem anderen Stern, vor allem keine Feinde“.

Das Engagement für mehr Gleichberechtigung ist deshalb zumindest am Anfang der beruflichen Laufbahn nicht ihre Sache. „Das Problembewußtsein“, so die Justitiarin Damm, die in der umstrittenen Quotenfrage sich von einer „Saula zur Paula“, von einer Gegnerin zur Befürworterin wandelte, „kommt oft erst später.“ Und manchmal überhaupt nicht.

Die Hamburger Wirtschaftsjuristin Wild hatte das Glück, als junge Anwältin in einer Anwaltssozietät auf einen emanzipierten Chef zu treffen. Als einer der Klienten sich weigerte, seinen Fall von ihr betreuen zu lassen, nur weil sie eine Frau sei, wurde er von dem Anwalt wieder hinauskomplimentiert: „Dann sind Sie bei uns nicht richtig.“

Krebsbach-Gnath erinnert sich noch heute an die verwunderten Blicke der Herren, wenn sie – damals wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Battelle in Frankfurt – mit ihrem Chef in den Sitzungen auftauchte und eben nicht Stenoblock und Bleistift zückte, um mitzuschreiben.

Karrierefrauen, und das macht einen Teil ihres Erfolges aus, treten fast nie mit einem frauenspezifischen, einem emanzipatorischen Anspruch an. Sie wa-

Der Mangel an Empfindsamkeit für geschlechtsspezifische Diskriminierungen hilft bei der Karriere zweifellos ungemein. Allein schon das Ansprechen von Frauenthemen, das Anstoßnehmen an Ungerechtigkeiten, erlebte die dafür zuständige Ministerin Süssmuth, „weckt unendlich starke Widerstände“. Irmgard Adam-Schwaetzer mischte sich in die Debatten um den Paragraphen 218 und das Scheidungsrecht erst ein, als sie in der FDP und in Bonn schon etabliert war. Däubler-Gmelin gewann Profil als Rechtspolitikerin, Matthäus-Maier brachte es zur finanzpolitischen Sprecherin der SPD. Heidemarie Wieczorek-Zeul bekam von „Emma“ kürzlich zu

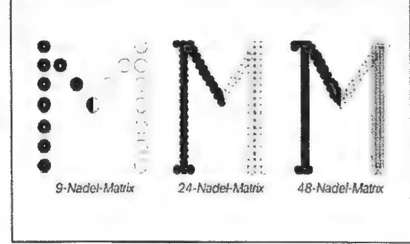
EPSON. Der Unterschied.

M. L. & S.



Um Ihnen das gute Gefühl der Überlegenheit zu geben, ist uns jeder Aufwand recht. Der erste 48-Nadel-Drucker der Welt.

Seit der Entwicklung des ersten miniaturisierten Computer-Druckers 1964 hat EPSON den Matrix-Druck immer weiter kultiviert. Die FX 9-Nadel-Drucker wurden zur meistverkauften Baureihe der Welt. Die LQ 24-Nadel-Drucker setzten als erste Zeichen in der Schönschrift. Und der 48-Nadel-Drucker unterstreicht diesen Führungsanspruch aufs neue. Ebenso eindrucksvoll wie das futuristische Design und die ultrapräzise Mechanik ist die leistungsfähige Elektronik.



Zwei Prozessoren steuern den Drucker, der nach dem weltweit anerkannten EPSON Standard ESC/P™ arbeitet. Daher ist im Textmodus die zukunftsweisende 48-Nadel-Technologie mit nahezu allen aktuellen Programmen sofort einsetzbar. Und für viele Grafikprogramme gibt es bereits Anpassungs-Software, um die überragende Druckauflösung voll auszunutzen: Echte 360 x 360 Punkte/Zoll in einem Durchgang, bei 345,4 mm Druckbreite. Hohe Leistung in überlegenem Format.



Technologie, die Zeichen setzt.

EPSON Deutschland GmbH · Zülpicher Straße 6 · 4000 Düsseldorf 11 · Telefon 0211/56 03-0
Vertriebsbüro Hamburg: Telefon 040/44 13 31-34 · Vertriebsbüro München: Telefon 089/91 72 05-07

„Die Deutschen sind ‚très Hausfrau'"

In Frankreich und Italien schaffen Frauen leichter den Karrieresprung

Die ÖTV-Chefin Monika Wulf-Mathies und Ellen-Ruth Schneider-Lenné, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, sind jene Ausnahmen, die eigentlich nur die Regel bestätigen. In der Bundesrepublik haben Frauen mit einem Jahreseinkommen von über hunderttausend Mark und einem ausgebuchten Terminkalender, die auf dem Nachhauseflug im Tax-free-shop in London oder Mailand für den Gatten noch schnell eine Seidenkrawatte und für die Kids Toblerone erstehen, einen Exotinnen-Status.

Noch gilt in der Bundesrepublik nahezu unverändert die Faustregel: Auf der mittleren Führungsebene gibt es höchstens drei Prozent, ganz oben in den Vorständen sogar nur ein Prozent Frauen. Der Zwang zur „homosozialen und homosexuellen Reproduktion des Managements", wie die amerikanische Soziologin Rosabeth Moss Kanter sagt, scheint ungebrochen: Von 245 Bundesrichtern am Bundesgerichtshof, am Bundesverwaltungsgericht und am Bundesfinanzhof sind nur 13 weiblich. An den Unis wurden bislang nur 2,5 Prozent der am höchsten dotierten C-4-Stellen von Professorinnen erobert. Unter den über 100 Abteilungsleitern in Bonn gibt es nur eine Frau.

Ganz anders sieht es aufgrund gesetzlicher Diskriminierungsverbote und gezielter Förderprogramme in den Vereinigten Staaten aus. Laut „Business Week" sind dort 37 Prozent der Manager in der Wirtschaft weiblich – auch wenn die Frauen es noch immer schwer haben, den „glass ceiling", die Glasdecke, zu durchstoßen und in die obersten Führungspositionen und Vorstände vorzudringen. In Downtown-Manhattan oder Dallas gehören die in Blazer-Kostüme und Seidenblusen uniform gekleideten Erfolgsfrauen längst zum alltäglichen Erscheinungsbild. Bei internationalen Verhandlungen über Handelsabkommen verwirrt das massive Aufgebot an Weiblichkeit der amerikanischen Delegation die Japaner und Südamerikaner inzwischen so stark, daß, wie die „International Herald Tribune" berichtete, das US-Handelsministerium nicht nur vom Verhandlungsgeschick, sondern auch von dem Überraschungsmoment der Damen profitiert.

In Frankreich, sonst nicht gerade an der Spitze des Fortschritts, sind immerhin sieben Prozent der obersten Posten von Frauen besetzt. Unter den Jungmanagern sind es sogar 38 Prozent.



Managerin Griffon-Fouco
In Frankreich gefeiert



Managerin Bellisario
Leitfigur in Italien

Und die Grande Nation ist stolz auf ihre Superfrauen, auf ihre prominenten Fernsehjournalistinnen, ihre erfolgreichen Unternehmerinnen und Managerinnen, die in Illustrierten gefeiert werden. Der neueste Star am Karrierehimmel: die 36jährige Diplom-Ingenieurin Martine Griffon-Fouco, Mutter zweier Kinder, die kürzlich zur weltweit ersten Direktorin eines Kernkraftwerkes bestellt wurde.

In Italien gründete die Betriebswirtin und Verlegerin Federica Olivares schon 1980 die Vereinigung „Donne in carriera", in Nord- und Mittelitalien geradezu ein Modewort, ein „Kampfschrei" (Olivares), der nicht ohne Wirkung blieb. In Banken, Versicherungen und in der Industrie sind inzwischen die italienischen Karrierefrauen anzutreffen. Die prominenteste und erfolgreichste von ihnen, die im Sommer verstorbene Top-Managerin des Elektronik-Konzerns Italtel, Marisa Bellisario, wurde zu einer Art Frauenleitfigur.

Vieles kam zusammen, um den Frauen in Mailand und Rom den beruflichen Aufstieg zu ermöglichen: ihre bessere Ausbildung, neue Jobs im sich rasch entwickelnden Dienstleistungssektor und Gewerkschaften, die gemeinsam mit den Feministinnen für staatliche Kinderhorte kämpften – eine für die Bundesrepublik unvorstellbare Koalition.

„Bei den Deutschen", beobachtete die für Frauenfragen zuständige Brüsseler Kommissionsbeamtin Odile Quintin, „ist die Mentalität noch ‚très Hausfrau'". So rückständig sei in dieser Frage nur das streng katholische Irland.

Schließlich hatten die Nationalsozialisten die kleinbürgerlichen Vorbehalte gegen berufstätige Familienmütter staatlich sanktioniert: Frauen hatten Kinder zu gebären, zu erziehen und den Mann zu versorgen – so rigide ist keinem anderen Volk die Mütterideologie eingebleut worden.

Daß die Frau ins Haus und zu den Kindern gehört, ist in der Bundesrepublik noch heute mit dem weltweit nahezu einzigartigen System der Halbtagsschule geradezu festgeschrieben. Mal kommen die Kinder schon um 11.30 Uhr, mal um 13 Uhr nach Hause. Unter solchen Bedingungen ist es für Mütter sogar schwierig, Teilzeit-Jobs auszufüllen. Kindergärten schließen zumeist um 12 Uhr mittags.

Im Berufsleben werden eben, so die Hamburger Professorin Heide Pfarr, „die männlichen Lebensmuster absolut gesetzt": die Kinder als Photo auf dem Schreibtisch und eine Frau daheim, die ihm den Rücken freihält.

hören, sie hätte die Emanzen-Farbe Lila „wie der Teufel das Weihwasser" gescheut.

In den Medien schafften die wenigen Karriere-Journalistinnen womöglich auch nur deshalb den Weg an die Spitze, weil sie sich eben nicht auf diese bei Hierarchen und Kollegen gleichermaßen ungeliebten Themen spezialisierten. Wenn schon Frauen, dann bitte sehr keine Feministinnen, sondern – wie bei der Bremer Programmdirektorin Karola Sommerey oder der NDR-Chefredakteurin Ulrike Wolf – Damen aus diesbezüglich unverdächtigen politischen Redaktionen, mit der Gewerkschaft im Rücken oder dem CDU-Parteibuch in der Hand.

Selbst dann, wenn es den Leserinnen zuliebe ausnahmsweise mal eine Emanze sein darf, erweisen sich die alten Vorurteile als viel stärker. Eva Kohlrusch,

Mit Frauenthemen sind keine Lorbeeren zu gewinnen

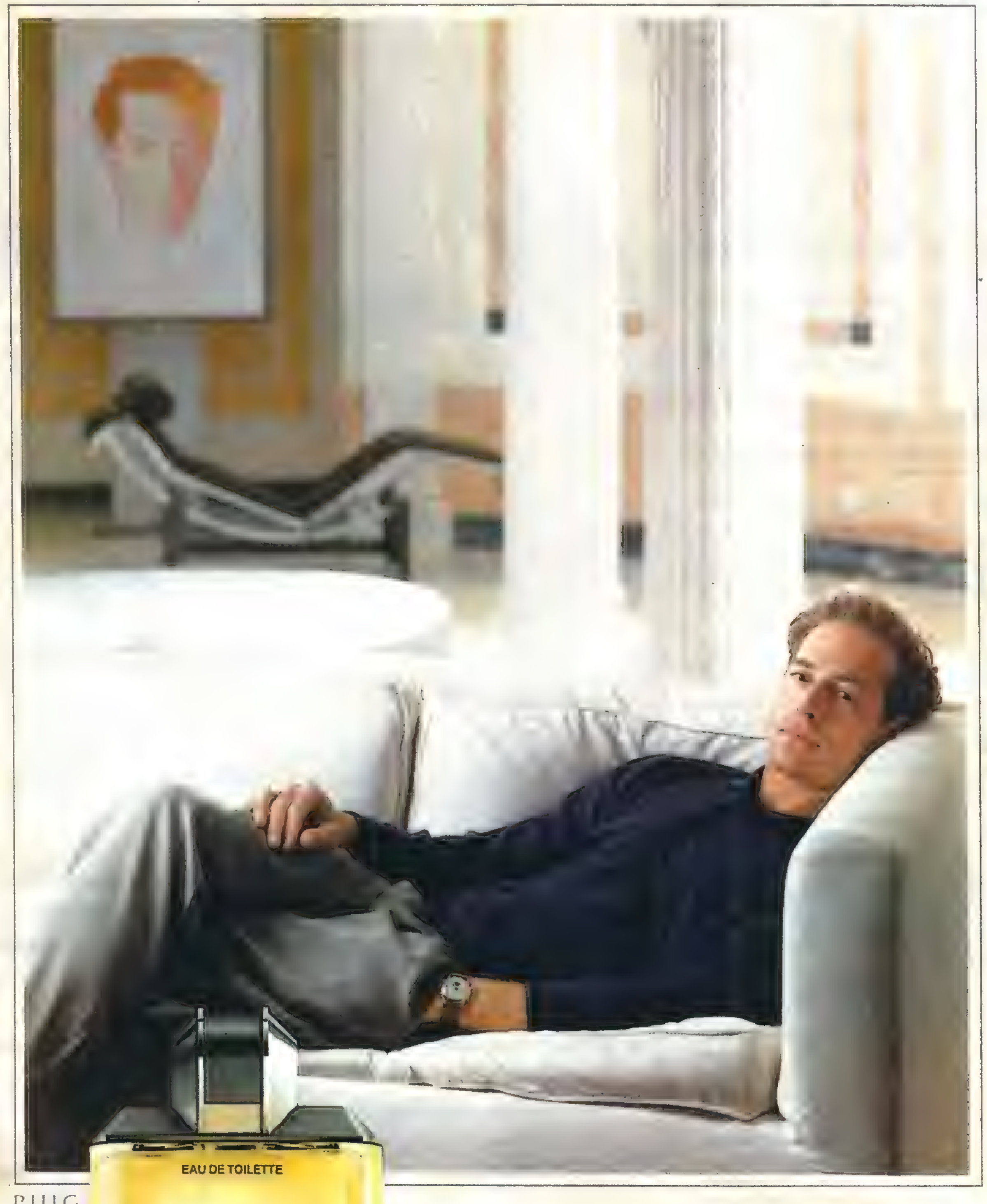
zwei Jahre lang stellvertretende Chefredakteurin bei „Bild", mußte bald erkennen: „Die Unlösbarkeit beginnt da, wo eine Frau nicht als Fachfrau – in diesem Fall qualifizierte Journalistin – eingesetzt ist, sondern für ‚das Weibliche' stehen soll."

Natürlich wußten die Herren Kollegen es doch immer wieder besser. Sie kannten nicht nur eine Frau, sondern mindestens sechs: die Ehefrau, die Mutter, die Geliebte, die Sekretärin, die Tochter und die Nachbarin.

Mit Frauenthemen, das lernte auch SPD-Geschäftsführerin Fuchs, als Vorstandsmitglied bei der IG Metall, sind wahrlich keine Lorbeeren zu gewinnen. Hätte sie sich nicht auch als Tarifexpertin und bei der Diskussion um eine neue Satzung profilieren können, wäre sie wahrscheinlich noch heute Alibi-Frau bei der Gewerkschaft.

Professorin Pfarr hat in ihrer Universitätslaufbahn nicht nur gelernt, über das „gnädige Frau" – wie sie sagt – „charmant hinwegzulächeln". In ihrer Antrittsrede als Vizepräsidentin der Hamburger Universität konfrontierte sie ihre Zuhörer auch mit der Erkenntnis, daß Frauen, „wenn sie bestätigt oder wiedergewählt werden wollen, um so gefährdeter sind, je deutlicher und erfolgreicher ihre Politik zugunsten von Frauen gewesen ist". Sie werde sehr schnell gegen eine andere Frau ausgetauscht, die als „einsichtig" oder „vernünftig" gilt, und das heißt, bereit ist, sich männlicher Sicht und Wertung anzupassen.

Wenn die Frauen bisher auch nicht einen quantitativen Schub in die Führungsetagen schaffen, so ist ihnen, resümiert dagegen die Soziologin Krebsbach-Gnath, „zumindest ein qualitativer Sprung gelungen". Das Selbstvertrauen ist gestiegen, ihre Sicherheit gewach-


SYBARIS
PUIG
EAU DE TOILETTE
DIE KUNST
DES GENIESSENS
Alleinvertrieb für Deutschland: Star Cosmetics GmbH, 5000 Köln 30.
8887

sen. Intensiver noch als vor wenigen Jahren flechten sie überparteiliche Netzwerke, engagieren sie sich im Juristinnen-, Ingenieurinnen- oder Akademikerinnenverband.

An den Universitäten treffen sich Dozentinnen und Angestellte zu Informationstees, bei denen auch schon mal über vakante Stellen geplaudert wird. Managerinnen laden europaweit zu Kongressen und Seminaren.

Eine neue Frauensolidarität ist spürbar und zeigt erste Wirkungen. Nur weil sich Kolleginnen, Christ-, Frei- und Sozialdemokratinnen unisono für die Juristin Antje Pieper einsetzten, wurde sie Chefjustitiarin beim WDR. Und weil feministische und nichtfeministische, unangepaßte und angepaßte Sozialdemokratinnen sich in der Quotenfrage nicht auseinanderdividieren ließen, waren sie schließlich auf dem Parteitag erfolgreich.

Und es gibt zunehmend Karrierefrauen, die, wenn sie einmal oben angekommen sind, Verständnis auch für ihre weniger privilegierten Geschlechtsgenossinnen zeigen. Weibliche Unternehmer, glaubt die Verbandsvorsitzende Anne-Rose Iber-Schade, fühlen sich für die Probleme ihrer Mitarbeiterinnen schon deshalb besonders verantwortlich, „weil sie sich besser in sie hineinversetzen können“. Die acht Prozent weiblichen Abteilungsleiter der Schade-Werke sind ein Schritt auf dem langen Marsch: Die Zahl liegt weit über dem bundesdeutschen Durchschnitt.

In dem Betrieb von Renate Buchsteiner, die als 36jährige Witwe die Geschäftsführung übernahm, werden in diesem Jahr erstmals zwei Mädchen zum Werkzeugmechaniker und zum Kunststoff-Formgeber ausgebildet. Als ihre Nachfolgerin hat sie ihre älteste Tochter ausersehen, denn der Sohn will lieber Medizin studieren. Buchsteiner: „Frauen muß man nicht erst davon überzeugen, daß Frauen im Prinzip alles können.“

Ministerin Süssmuth holte die Wissenschaftlerin Hanna Schöpp-Schilling als Abteilungsleiterin in ihr Ressort und achtete darauf, daß im vergangenen Jahr im höheren Dienst des Ministeriums genauso viele Frauen wie Männer eingestellt wurden – obwohl sich mehr Männer bewarben.

In der Abteilung der Verlagsjustitiarin Damm sind von zehn Juristen vier weiblich. Und als die Staatsministerin Adam-Schwaetzer im Auswärtigen Amt auf einer Persönlichen Referentin bestand, machte sie sich bei einigen Herren äußerst unbeliebt.



Bank-Prokuristin Pohlenz: „Ich sah auf meinen dicken Bauch“

Von der Spitze oder aus der Linie heraus ist der Einsatz für mehr Chancengleichheit oft viel wirkungsvoller. Frauen, die dort angelangt sind, haben gelernt, „frauenspezifische Interessen als Männerinteressen zu verkleiden“, so die Professorin Pfarr, „oder sie so zu parzellieren, daß sie in scheinbar unschädlicher Dosierung in Entscheidungen einfließen“. Sie engagierte sich an der Hamburger Uni für ein spezielles Frauenförderungsprogramm. Beim Waffenkonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm gibt es dank der Referentin im Gesamtbetriebsrat Christa Lippmann einen Frauenförderplan, der unter dem Motto steht, Technik ist Frauensache.



Unternehmerin Buchsteiner, Tochter
„Frauen können im Prinzip alles“

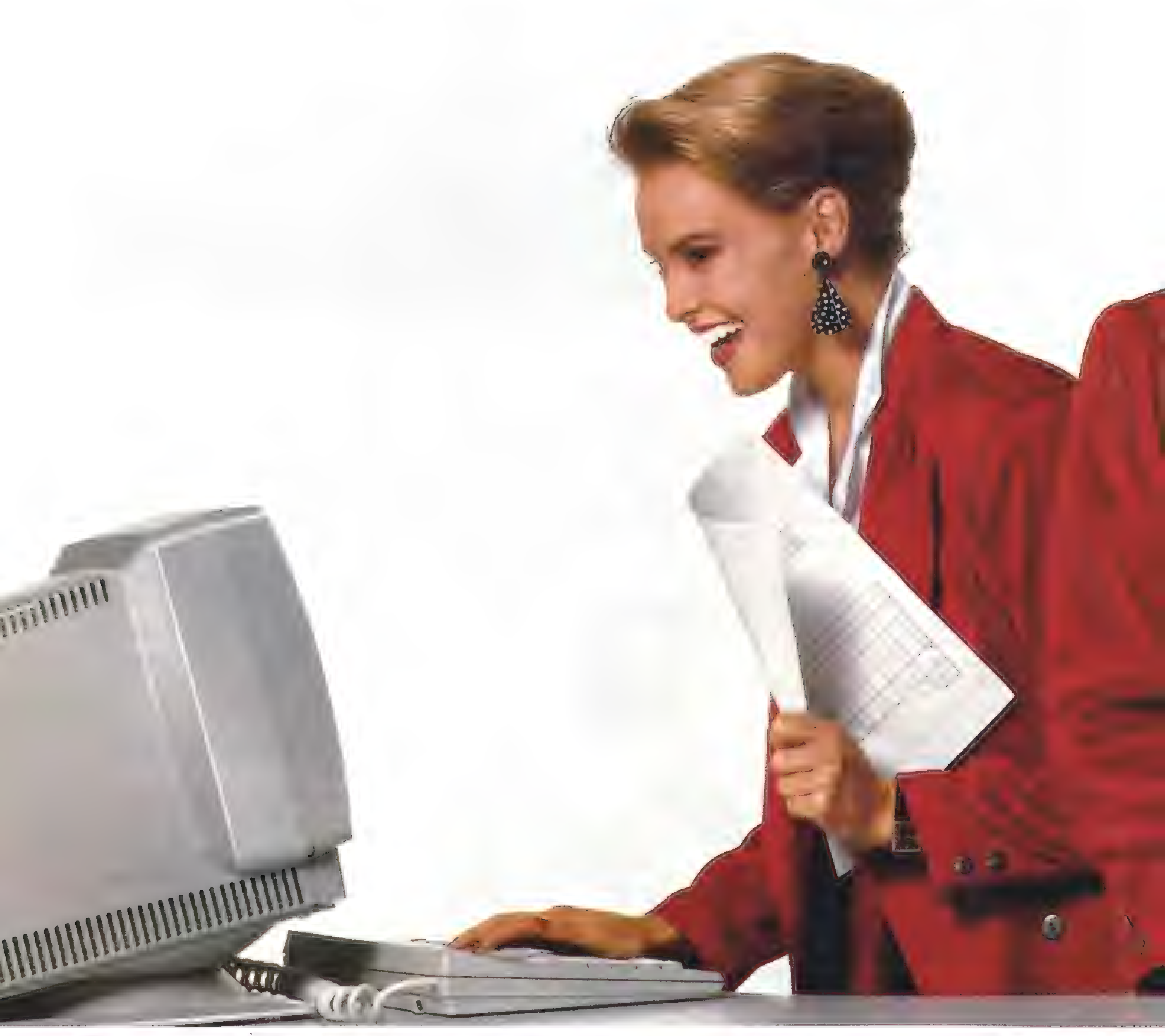
Schmackhaft werden solche Konzepte den geschäftsführenden Herren gemacht, indem auf den Kräftemangel der neunziger Jahre verwiesen wird – eine „Doppelstrategie“, die auch Süssmuth fährt. Eine bessere Kinderbetreuung für berufstätige Mütter, so argumentiert sie in Podiumsdiskussionen mit Wirtschaftsvertretern und Politikern, sei angesichts der demographischen Entwicklung geradezu eine ökonomische Notwendigkeit.

Sind denn nun Frauen, wenn sie endlich oben ankommen, anders als die Bosse? Entsteht gar eine andere Qualität des Managements? Sie seien „teamorientierter“, meint Iber-Schade aus langjähriger Erfahrung, und hätten ein „größeres Sozialbewußtsein“. Sie legten „weniger Wert auf Image und Prestige“, erklärt Fuchs, seien „realitätsbezogener“.

Weiche Führungstechniken sind Frauensache

Ihr Bedürfnis nach Selbstdarstellung, glaubt Unternehmerin Martens, sei viel geringer: „Die Männer verkaufen erst sich und dann, was sie eigentlich zu bieten haben.“ Bankerin Pohlenz ist überzeugt, daß weibliche Vorgesetzte eher bereit seien, den Erfolg mit ihren Mitarbeitern zu teilen: „Männer sam-

Das Kombinations-Genie



Computer und Telefon in einem System – Nixdorf hat richtig kombiniert. Und genial zusammengebracht, was nach dem heutigen Stand der Technik zusammengehört: Datenverarbeitung und digitale Nachrichtentechnik.

Beide sind jetzt vereint im Kombinations-Genie Nixdorf Quattro com/bi, dem ersten Organisationssystem, das Computer und Telefonanlage in einem ist. Nixdorf Quattro com/bi realisiert schon heute Inhouse, was demnächst mit ISDN öffentlich möglich wird: Die Übermittlung von Sprache, Daten, Text und Grafik über eine Telefonleitung an jeden Arbeitsplatz. Sämtliche Informationen sind an den Bildschirmarbeitsplätzen jederzeit abrufbar und stehen zur Verfügung – schriftlich in Form von Grafiken, Verkaufslisten, Umsatzkurven oder „mündlich" über voice box, ein Sprachspeichersystem, das sagt, was Sache ist.

Nixdorf Quattro com/bi kombiniert damit richtig für die Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen jeder Größe: Der schnelle und direkte Datentransport sorgt für lückenlosen Informationsaustausch und stellt die sichere Basis für präzise Entscheidungen in allen Unternehmensberei-



Unternehmerinnen-Versammlung: Jede dritte

meln die Pluspunkte nur auf ihrem eigenen Konto."

Auch psychologische Studien und Tests bestätigen geschlechtsspezifische Unterschiede. Zwar ähneln sich männliche und weibliche Manager in ihren Persönlichkeitsprofilen: Sie sind überdurchschnittlich selbstbewußt und motiviert, entscheidungsfreudig und gerne bereit, Verantwortung zu übernehmen. Doch in der Umsetzung ihrer Ziele – zeigt eine Pilotstudie der Hamburger SCS-Personalberatung – unterscheiden sie sich beträchtlich. Die Frauen seien weniger dominant, dafür verantwortungsbewußter; ihre soziale Anpassung und ihre Intuition sind ausgeprägter.

Amerikanischen Studien zufolge identifizieren sich männliche Manager stärker mit den vorgegebenen Strukturen und Abläufen in den Unternehmen, sind schneller bereit, Vorschriften unkritisch zu erfüllen, und sind oft überfordert, wenn es gilt, sich wechselnden Bedürfnissen anzupassen. Managerinnen sind da, zumal wenn sie Familienmütter sind, flexibler und pragmatischer.

Das einmal für richtig Erkannte vertreten sie zielstrebiger und mutiger als viele männliche Kollegen. So scheut die baden-württembergische Datenschutzbeauftragte Ruth Leuze – wenn es um die Sache geht – keinen Konflikt. Auch mit dem Ministerpräsidenten nicht. Weil die Juristin Damm einmal offen dem Verlagspatriarchen Axel Springer widersprach, wurde sie als „einziger Mann" im Hause Springer bezeichnet.

Vergeblich hatten die Rechtsanwältinnen Wild und Stadler-Euler einen prominenten Staatsrechtler gesucht, der ihre Beschwerde gegen das Volkszählungsgesetz in Karlsruhe hätte vertreten wol-



Firma von einer Frau gegründet

len. Weil sie keinen Professor fanden, der sich an diesen aussichtslosen Fall „traute“ (Wild), zogen die beiden Frauen dann selbst mit ihrer Verfassungsbeschwerde vor Gericht – und siegten. „Ich glaube schon“, meint Stadler-Euler, „daß Frauen, wenn sie wirklich etwas wollen, auch risikofreudiger sind.“

Jedes dritte Unternehmen in der Bundesrepublik wird inzwischen von einer Frau gegründet. Und immer häufiger machen sich Frauen selbständig, weil sie als Angestellte in der Wirtschaft nicht weiterkommen, sich mit den willkürlich gesteckten Grenzen nicht abfinden mögen. „Die erfolglose Karrierefrau in einer männerorientierten Branche“, folgert die Hamburger Rechtsanwältin Helga Stödter, „ist die erfolgreiche Unternehmerin.“

Doch auch die Chancen in großen Firmen dürften für Karrierefrauen in den nächsten Jahren wachsen. Um die Jahrtausendwende, so prophezeit das Baseler Prognos-Institut, werden rund 500 000 Führungskräfte in der Wirtschaft fehlen. Die Männer könnten durch den Pillenknick gezwungen sein, ihre Herrschaft zu teilen.

Hinzu kommt, daß der allmächtige Boß an der Spitze aus der Mode kommt: Teamarbeit, Motivation von Mitarbeitern und dezentrale Entscheidungen in kleineren Gruppen sind nach den Weissagungen von Management-Wissenschaftlern in Zukunft gefragt. Derlei „weiche Führungstechniken“ aber sind Frauensache.

„Wenn die Generäle abtreten“, sagt der Gummersbacher Unternehmensberater Heinz Ewers, „sind die Moderatoren gefragt – und das bedeutet für die Frauen eine Chance.“ ◆



Wir konnten ihm helfen,

Walter liebte das Leben und genoß es in vollen Zügen.
Im Frühjahr war er der Erste auf dem Surfbrett und im Winter konnte er es kaum erwarten, bis der erste Schnee fiel.
Und plötzlich der tragische Unfall. Ein Bein mußte amputiert werden! Das Ende aller Träume. Das Ende auch allen Lebensmutes.
Doch es fand sich eine Lösung: DELRIN* Acetal, der ungewöhnliche Kunststoff, entwickelt von Du Pont Wissenschaftlern und Technikern. Dank DELRIN konnte er erst wieder laufen und dann sogar surfen und skifahren.

Du Pont ist ein internationales, forschungsorientiertes Unternehmen

wieder große Sprünge zu machen.

Denn in enger Zusammenarbeit mit Medizin-Spezialisten hat Du Pont mit Hilfe von DELRIN eine außergewöhnliche Beinprothese entwickelt, die sich durch eine verblüffende Elastizität, Beweglichkeit und Robustheit auszeichnet.

Eigenschaften, die auch auf Walter zutreffen.

Und für weitere 20.000 Menschen auf der Erde, mit derselben Behinderung.

Heute lebt Walter wie früher.

Mehr Informationen darüber erhalten Sie von: Du Pont de Nemours (Deutschland) GmbH, Postfach 13 65, 6380 Bad Homburg v.d.H. Telefon 0 61 72 / 87 - 0.

Bessere Dinge für ein besseres Leben



mit einer Vielzahl von Produkten für alle Bereiche des täglichen Lebens.

*EINGETRAGENES WARENZEICHEN VON DU PONT.

Gut vorbereitet

Wird ein ehemaliger niedersächsischer Affärenminister Chef des Bundeskriminalamts? Innenminister Zimmermanns Wunschkandidat winkt ab – aber nur vorläufig.

Heinrich Boge, Präsident des Wiesbadener Bundeskriminalamts (BKA), hatte bereits begonnen, sich auf den Ruhestand einzurichten. Im März nächsten Jahres erreicht er die für Polizisten übliche Pensionsgrenze von 60 Jahren.

Mitarbeitern vermittelte Boge den Eindruck, er habe „sich schon abgemeldet". Demnächst bricht er zu einem als „Abschiedsbesuch" deklarierten Trip nach Indonesien auf; mit dem asiatischen Inselstaat pflegt das BKA enge Kooperation. Die laufende Arbeit läßt Boge zunehmend von seinem Vize Hans Zachert erledigen.

Alles deutete auf einen planmäßigen Abschied hin, bis am vorletzten Wochenende die „Süddeutsche Zeitung" den Nachfolger präsentierte. Neuer BKA-Chef, meldete das Münchner Blatt, solle der Bochumer Kriminologie-Professor Hans-Dieter Schwind, 52, werden. Ihm liege „seit geraumer Zeit" ein „persönliches Angebot" von Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann (CSU) vor.

Er könne „nicht dementieren", ließ sich Schwind zitieren. Ausdrücklich bekundete er sogar, auf die Aufgabe „gut vorbereitet" zu sein. Vier Tage später dementierte er doch: Er habe, teilte der Wissenschaftler in einer schriftlichen Stellungnahme mit, den Innenminister in einem Brief gebeten, ihn „aus der Nachfolgediskussion herauszunehmen".

Schwind begründete die Absage damit, daß er seine Tätigkeit als Vorsitzender der „Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt" zu Ende führen wolle. Dies schließe aber die Übernahme des BKA-Amtes aus, da der Kommissionsvorsitz „nach meinem Verständnis Unabhängigkeit voraussetzt".

Was wie ein endgültiger Verzicht auf das Präsidentenamt klingt, ist womöglich nur ein taktischer Schachzug. Denn der Abschlußbericht der Gewaltkommission soll bis zum 1. Februar 1990 vorgelegt werden – nach diesem Termin wäre die Unvereinbarkeit kein Argument mehr.



BKA-Anwärter Schwind, Förderer Zimmermann: Durch Ehrung resozialisiert

Nun muß sich Boge darauf einstellen, daß er nicht wie vorgesehen in Pension gehen kann. Seine Amtszeit, heißt es im Bonner Innenministerium, werde aller Voraussicht nach verlängert – um ein Jahr, bis Zimmermanns Wunschkandidat Schwind zur Verfügung steht.

Schwinds kleiner Schwindel soll offenbar verhindern, daß die Diskussion um seine Dienst-Tauglichkeit fürs BKA zur Unzeit eröffnet wird. Denn der Rechtswissenschaftler, der keinerlei Polizei-Praxis hat, kann als Ausweis seiner Verwaltungserfahrung lediglich auf eine vierjährige Tätigkeit als Landesjustizminister verweisen, die reich an Affären war und wenig ruhmreich endete, zudem in einem Bundesland, das seit Monaten Negativ-Schlagzeilen macht: Schwind war Ernst Albrechts erster Skandalminister in Niedersachsen.

Der Professor war 1978 gerade einen Monat in Hannover im Amt, als er die Schmierenkomödie um das „Celler Loch" mitinszenierte: Er setzte den Leiter der Justizvollzugsanstalt vorab davon in Kenntnis, daß Verfassungsschutz und die Grenzschutz-Elitetruppe GSG 9 mit Billigung der Staatskanzlei an der Gefängnismauer einen Sprengsatz zünden würden, um einen Terroristen-Anschlag vorzutäuschen.

Bei einer Pressekonferenz am Morgen nach dem Anschlag tischte Schwind das Märchen von der angeblich versuchten Befreiung eines in Celle einsitzenden RAF-Terroristen auf. Vor dem Untersuchungsausschuß, der sich seit zwei Jahren mit der Staatsbombe beschäftigt, berichtete der Ex-Minister, er sei damals „froh" gewesen, „daß mir keiner angemerkt hat, daß ich da nur eine Rolle gespielt habe".

Im zweiten Monat seiner Amtszeit schwadronierte Schwind über angebliche Mordpläne inhaftierter Terroristen, deren Entlassung bevorstehe. Der Justizminister glaubte wohl, seinem Regierungschef Albrecht aus der Bredouille helfen zu müssen, der die durch nichts zu belegende Behauptung in die Welt gesetzt hatte. Nicht einmal Generalbundesanwalt Kurt Rebmann fand Anhaltspunkte für derlei RAF-Absichten – Albrecht und sein Sekundant Schwind standen als plumpe Panikmacher da.

Auch Schwinds weiteres Wirken in Niedersachsen war von Affären geprägt. So ließ er vor einer Großdemonstration gegen die damals bei Gorleben geplante Atommüll-Deponie in den überfüllten niedersächsischen Gefängnissen vorsorglich 80 Zellen frei machen.

Verblüffend wirkte Schwinds Erklärung, der Hochsicherheitstrakt in Celle sei nicht etwa nur für Terroristen eingerichtet worden, sondern auch deshalb, weil „wir mit der zweiten Gastarbeitergeneration künftig verstärkt Mafia-Aktivitäten erleben werden".

Auch sonst erwies sich der CDU-Minister als rechter Eiferer. Schwind initiierte eine Anklage gegen einen Jungsozialisten wegen „Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen" – der junge Mann hatte eine Karikatur des damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens mit hakenkreuzartig auslaufenden Gesichtsfalten an seinem Auto befestigt.

Gegen den Richter Ulrich Vultejus, jetzt Bundesvorsitzender der Humanistischen Union, ließ Schwind disziplinarische Vorermittlungen einleiten, weil der Jurist eine Petition für einen DKP-Lehrer unterzeichnet hatte. Schwind leugnete, eine Maßregelung gewollt zu haben, doch der Vultejus-Vorgesetzte widerlegte den Politiker – ohne „eindeutige Weisung" des Justizministers, versicherte der Landgerichtspräsident, wäre er überhaupt nicht tätig geworden.

Weil Schwind es als unbefriedigend empfand, daß laut Verfassung Militärge-



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,2 mg Nikotin und 15,0 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN.)

richte nur im Krieg eingerichtet werden dürfen, regte er allen Ernstes an, das Grundgesetz zu ändern. Mit solchen und ähnlichen Vorschlägen schockte Schwind, der als Student eine „Hochschulgruppe für Wehrkunde“ angeführt hatte, nicht nur politische Gegner.

Auch mit Parteifreunden verdarb es sich der CDU-Justizminister, als er Ende 1980 vergebens Bittbriefe an Kultusminister Werner Remmers schrieb, um seine Frau im niedersächsischen Schuldienst unterzubringen, obwohl sie wegen schlechter Examensnoten kaum Aussichten auf eine Planstelle hatte.

Nach vier Amtsjahren ließ Albrecht den Skandalminister freudig an dessen Bochumer Lehrstuhl zurückkehren. Dort war Schwinds bislang bedeutendste wissenschaftliche Arbeit ein „Kriminalitätsatlas Bochum“, der zeigen sollte, „wie viele und welche Straftaten an welchem Ort begangen werden und wo die Wohnsitze der Täter und der Opfer liegen“.

Die 140 000 Mark teure Untersuchung enthielt vor allem Binsenweisheiten wie die, daß Menschen, die in teuren Wohnvierteln leben, vergleichsweise wenig zu Kriminalität neigen – wobei Schwind wohl Ladendiebstähle, aber keine Konkursvergehen erfaßte.

Der magere Nutzwert der Studie verdeckte, daß mit ihr ein bedenklicher Zweck verfolgt wurde: Schwind hatte versucht, Straftaten und Sozialdaten, vom Wahlverhalten bis zum Schulabschluß, „nach der zur Zeit kleinsten räumlichen Erfassungseinheit, dem statistischen Wohnplatz“, zu registrieren. „Noch günstiger“ hätte er es gefunden, wenn Sozialinformationen und Kriminalitätsraten „nach dem statistischen Wohnblock (Straße, Hausnummer) erfaßt werden“ könnten – eine Anonymisierung wäre kaum noch möglich.

Der emsige Datensammler Horst Herold, BKA-Präsident von 1971 bis 1981, der die Computerisierung der Polizei mit Verve betrieben hat, sähe in Schwind einen würdigen Erben: Diese Berufung wäre, so Herold zum SPIEGEL, „von der Optik her eine gute Sache“.

Doch dann kam Schwinds Dementi, das offenbar verhindern sollte, daß er in den Sog der aktuellen Albrecht-Affären gerät – schon am Montag hatte die linke „Tageszeitung“ einige Eskapaden aus Schwinds Ministerzeit ausgebreitet (Überschrift: „Durchs Celler Loch ins BKA“).

Zimmermanns Offerte an Schwind hat vielleicht auch damit zu tun, daß ihm der Professor vor Jahren zu einer Ehrung verholfen hat. 1985 setzte Schwind, damals Präsident der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft, im Alleingang durch, daß Zimmermann die „Beccaria-Medaille“ erhielt. Mit seiner einsamen Entscheidung, dem strammen Law-and-order-Politiker die nach einem italienischen Reformjuristen des 18. Jahrhunderts benannte Auszeichnung zu verleihen, setzte Schwind die Gesellschaft einer schweren Zerreißprobe aus.

Der Generalsekretär legte sein Amt nieder, viele Mitglieder der von liberalen Geistern wie dem Strafvollzugsreformer Fritz Bauer und dem Philosophen Max Horkheimer gegründeten Gesellschaft traten aus dem Verein aus, weil sie auch im weitesten Sinne keine Verdienste Zimmermanns um die Kriminologie erkennen konnten. Allenfalls, spielte der hannoversche SPD-Landtagsabgeordnete Werner Holtfort süffisant auf die Meineidsaffäre des Ministers an, könne Schwind „durch die Ehrung zu einer durchaus gebotenen Resozialisierung des Friedrich Zimmermann“ beitragen.

Weil auch dem Gesellschaftspräsidenten keine einschlägige Leistung des Ministers einfiel, erklärte er kurzerhand, die Ehrung gelte Zimmermanns Eintreten für den Umweltschutz. Aber auch in diesem Bereich, fanden viele Mitglieder, sei nichts Herausragendes zu sehen.

Grob wischte Schwind alle Kritik beiseite. Daß Zimmermanns Verdienste um den Umweltschutz „bei einigen Mitbürgern wenig bekannt sind“, sei schließlich „nicht sein Fehler“. ◆


BKA-Präsident Boge*: „Schon abgemeldet“

* Neben einem Photo der RAF-Terroristin Adelheid Schulz.

STRAFRECHT

Sau vom Eis

In Strafprozessen werden Urteile, so eine Studie von Rechtswissenschaftlern, immer häufiger „ausgehandelt".

Bruno Terhorst, Vorsitzender der zwölften Großen Strafkammer des Landgerichts Köln, zeigte sich befriedigt. „Wir sind froh", kommentierte er sein Urteil wie einen gelungenen Geschäftsabschluß, „daß wir ungeachtet aller Gegensätze eine akzeptable Lösung gefunden haben."

Der Stoßseufzer beendete ein Mammutverfahren, das mit 185 Verhandlungstagen und 100 Zeugenvernehmungen zur Tortur für Angeklagte, Verteidiger, Staatsanwälte und Richter geraten war. Es ging um betrügerischen Bankrott, unterlassene Konkursanmeldung und andere Wirtschaftsvergehen, angeklagt waren drei Personen, Inhaber und Manager der Bonner Firma VAD („Vermietungs- und Assekuranz-Vermittlungsdienste").

Die drei hatten vom ersten Tage an eisern geschwiegen, so daß sich der Prozeß mühsam dahinschleppte – bis plötzlich die Wende kam: Die Angeklagten legten ein Geständnis ab; Staatsanwalt Alfred Leu beantragte Freiheitsstrafen zwischen acht und 42 Monaten, die U-Haft sollte angerechnet, der Rest zur Bewährung ausgesetzt werden; das Gericht entsprach den Anträgen – alles vereinbarungsgemäß. „Die Sau war vom Eis", wie ein Prozeßbeteiligter aufatmend feststellte.

Der Vorsitzende drückte sich eleganter aus, er sprach von einer „einvernehmlichen Beendigung", aber gemeint war dasselbe: ein Deal zwischen Gericht, Staatsanwaltschaft, Angeklagten und Verteidigung.

Diese Art Vergleich, die es nach deutschem Recht offiziell nur im Zivilverfahren gibt, nicht aber im Strafprozeß, ist heute keine Rarität mehr, sondern Justizalltag. Auf den Gerichtsfluren blüht der Tauschhandel – nach der Devise: Geständnis gegen milde Strafe.

Noch 1982 schrieb das Fachblatt „Strafverteidiger" über das „agreement", das Richter und Staatsanwälte mit Verteidigern und Angeklagten abschließen: „Fast jeder kennt es, fast jeder praktiziert es, nur keiner spricht darüber."

Nun darf über den Deal im Strafprozeß geredet werden. Der Freiburger Ordinarius Bernd Schünemann und vier Rechtswissenschaftler der Universität Mannheim legten eine Untersuchung über juristische Mauschelgeschäfte vor. 1219 befragte Richter, Staatsanwälte und Strafverteidiger berichteten anonym über ihre Erfahrungen.



Prozeß-Kritiker Schünemann: „Stadium der Illegalität"

Mehr als die Hälfte bekundete: „Informelle Verständigungen im Strafverfahren" seien „an der Tagesordnung" oder kämen „häufig vor". Zumindest über „gelegentliche" Erfahrungen verfügen weitere 41,7 Prozent. Nur 1,3 Prozent kennen das Phänomen nicht.

Vor der „Vereinigung Berliner Strafverteidiger" forderte Schünemann eine gesetzliche Neuregelung. Der Professor hält die Praxis für „illegal", weil sie von der Strafprozeßordnung (StPO) nicht gedeckt sei. Deshalb müsse die „informelle Absprache" im Gesetz verankert werden.

Tatsächlich sieht die StPO solche Kungelei nicht vor. Das Legalitätsprinzip verpflichtet den Staatsanwalt vielmehr, „wegen aller verfolgbaren Straftaten einzuschreiten". Dennoch passiert es immer wieder, vor allem in Wirtschafts- und Betäubungsmittelprozessen, daß sich die Beteiligten insgeheim auf einen Kompromiß einigen.

Im Frankfurter Prozeß gegen drei Verantwortliche der fallierten Bank Schröder, Münchmeyer, Hengst & Co. war solche Kooperation augenfällig. Kaum hatte das Landgericht mit der Verhandlung begonnen, wurde bereits über das Urteil getuschelt. Ein allfälliges Geständnis folgte. Drei Tage später wurden die Gerüchte zur Gewißheit: ein Jahr, neun Monate für den Bankier Hans-Hermann Münchmeyer – zur Bewährung versteht sich.

Zuvor schon hatte der in Hanau wegen Untreue angeklagte Baumaschinenunternehmer Horst-Dieter Esch das Gericht verärgert, als er den heimlichen Deal in seiner Sache ausposaunte. Esch erzählte bei Prozeßbeginn, er habe eine Freiheitsstrafe von nur dreieinhalb Jahren zu erwarten. Ein schnelles Pauschalgeständnis erleichterte dem Gericht die Arbeit und ersparte dem Angeklagten weitere Untersuchungshaft.

So ein Deal hat sein immmer wiederkehrendes Muster: Der Delinquent erbringt eine Vorleistung, er sorgt, mit Hilfe seines Verteidigers, für eine Verkürzung, zumindest für eine Erleichterung des Verfahrens. Zum Dank dafür zeigt sich das Gericht gnädig. Ein wechselseitiger Verzicht auf Rechtsmittel verhindert, daß höhere Instanzen die Sache doch noch anstößig finden könnten.

„Zwischen Tür und Angel", so ein Frankfurter Rechtsanwalt, werde im Landgericht der Stadt schon vor einem Prozeß häufig über Schuld und Sühne entschieden. Viele Richter geben den Anwälten deutliche Hinweise, daß sich der Angeklagte nur mit einem Geständnis die Aussetzung der Freiheitsstrafe zur Bewährung erkaufen könne. Mitunter werden solche Arrangements von Staatsanwälten und Richtern geradezu erzwungen. „Mafiose Androhungen" habe er schon erlebt, sagt der Frankfurter Verteidiger Rainer Hamm, „Angebote, die man als Nötigung oder Erpressung bezeichnen muß".

Die Ansichten darüber, ob der Strafprozeß einem derartigen Vergleich überhaupt zugänglich ist, sind unter Juristen geteilt. Nicht wenige glauben, wie der „Strafverteidiger" berichtet, daß der Öffentlichkeit ein „Theater", wenn nicht ein „Schmierentheater" vorgespielt werde – „nach vorher einstudierten Rollen mit ausgehandeltem Ergebnis".

Viele Absprachen, meint Rechtsprofessor Schünemann, seien „mit der geltenden Rechtslage nicht zu vereinbaren". Doch er glaubt auch, daß der Deal im Strafprozeß nicht einfach „wieder zum Verschwinden" gebracht werden kann. Die Praxis müsse „wie jedes Gewohnheitsrecht in seiner Entstehungsphase" zunächst „das Stadium der Illegalität durchlaufen".

Der Stuttgarter Oberstaatsanwalt Werner Schmidt-Hieber weist den Vorwurf der „illegalen Kungelei" zurück. „Das



Palmer und Rolex. Der Erfolg hat Namen.

Arnold Palmer ist heute in der Geschäftswelt mit den gleichen Qualitäten am Ball, die ihn im Golf an die Spitze gebracht haben. Zielbewußt, ideenreich, bereit zum kalkulierten Risiko – so handelte er schon immer.

Arnold Palmer widmet sich weltweit Dutzenden von Unternehmungen. Oft fliegt er seinen Privatjet eigenhändig zu den Konferenzen.

Zu seinen wichtigsten Betätigungsfeldern gehören der Bau und die landschaftliche Gestaltung von Golfplätzen. Das ungewöhnlichste seiner Projekte ist zweifellos der Golfplatz Chung Shan. Die erste neue Golfanlage in China seit Ende der dreißiger Jahre.

Darüber hinaus gibt es Arnold-Palmer-Golfkleidung. Sein Name ist mit Golfschlägern, einem Charter-Flugdienst, einer Immobilienfirma verbunden. Und mit vielem mehr.

Bei aller Liebenswürdigkeit, die ihm die Herzen des Publikums gewann, ist Arnold Palmer ein hervorragender Geschäftsmann, der stets mit minutiöser Genauigkeit vorgeht.

Auch auf dem Golfplatz erweist er sich immer noch als ein starker Konkurrent. Er bleibt ein Zuschauermagnet und eine Herausforderung für die Spitzenspieler.

Präzises Timing ist äußerst wichtig für Arnold Palmers Lebensstil. Eine Aufgabe, die er seiner goldenen Rolex Oyster Day-Date anvertraut hat. „Meine Rolex vermittelt mir ein ebenso starkes Gefühl von Tradition wie ein berühmter Golfplatz", sagt er. „Und sie erfüllt ihre Funktion hervorragend."

Von einem Mann, dem Zeit kostbar ist, ein hervorragendes Lob.

ROLEX



DIE ROLEX DAY-DATE. IN 18 KARAT WEISSGOLD. MIT PASSENDEM TRIDOR-ARMBAND IN WEISS-, ROT- UND GELBGOLD.
ROLEX UHREN GMBH. BAHNHOFSTRASSE 1-9. 5000 KÖLN 1. SCHREIBEN SIE UNS. WIR SENDEN IHNEN PROSPEKTE.

strenge Ritual des Strafverfahrens" sei „kein Selbstzweck", meint er, sondern diene „der Konfliktlösung". Deshalb müsse keineswegs das gesamte Verfahren „auf das Austragen von möglicherweise gar nicht vorhandenen Gegensätzen angelegt sein".

Der Karlsruher Revisionsanwalt Gunter Widmaier sieht das ähnlich. Der Kompromiß brauche „nicht erst legalisiert zu werden", er sei „existent". Wirtschaftsprozesse ließen sich oft nur bewältigen, „weil reichlich von den Instrumenten der Kooperation" Gebrauch gemacht werde. Widmaier meint, daß unter dem Strich auch nach einem aufwendigen Prozeß kaum andere Urteile herauskämen: „Genieren ist falsch."

Aber üblich. Wer über das heikle Thema nicht nur theoretisieren will, bleibt vorsichtshalber anonym, wie jener Anwalt, der als erster im „Strafverteidiger" darüber schrieb – unter dem Pseudonym „Detlef Deal" aus „Mauschelhausen". Er berichtete, ohne Namen preiszugeben, aus seinem Erfahrungsschatz – über erfolgreich abgewickelte, aber auch über gescheiterte Vergleiche.



Richter Terhorst: „Akzeptable Lösung gefunden"

Der Angeklagte, der – Fall eins – wegen Handelns mit Betäubungsmitteln vor Gericht stand, mußte auf das Schlimmste gefaßt sein. Seine Mittäter waren bereits rechtskräftig zu Strafen zwischen drei und sieben Jahren verurteilt und standen nun als Zeugen gegen ihn bereit. Die Chance, ihre Glaubwürdigkeit zu erschüttern, war gering.

Ohne ein Arrangement hätte der Angeklagte mit einer Strafe rechnen müssen, „die sich an den höchsten bisher ergangenen Urteilen orientierte" – also sieben Jahre. Doch es kam anders. Der Staatsanwalt offerierte dem Verteidiger in einer Verhandlungspause: Wenn der Angeklagte gestehe, werde er nur fünf Jahre beantragen. Der Delinquent räumte daraufhin einige Vorwürfe ein, andere bestritt er. Ergebnis des Handels: vier Jahre, sechs Monate.

So ein Vergleich kommt nur zustande, wenn die Vorzeichen günstig stehen – etwa weil ein Gericht in Zeitnot geraten ist, wie in diesem Fall. Der Vorsitzende hatte zwei ganze und zwei halbe Verhandlungstage eingeplant – erkennbar zu wenig, für den schwierigen Prozeß.

In einem anderen Prozeß gab die verfahrene Beweislage den Ausschlag. Zwei Franzosen waren mit Heroin erwischt worden. Offen blieb bis zuletzt, ob sie mit dem Stoff hatten Handel treiben oder ihn nur transportieren wollen. Ihre Behauptung, sie seien von einem polizeilichen Lockspitzel angestiftet worden, war unwiderlegbar: Der V-Mann durfte nicht vor Gericht erscheinen.

Der Prozeß war bereits einmal gescheitert und drohte erneut zu platzen. Entscheidend sei dann, so erinnert sich der Anwalt, die Intervention eines richterlichen Beisitzers gewesen. Der habe „mit sorgenzerfurchter Stirn und händeringend" an die Beteiligten appelliert: „Meine Herren, können Sie sich denn nicht einigen?" Die Herren konnten, und die Angeklagten wurden „entsprechend ihrer Einlassung verurteilt".

Vergleichsträchtig in einem dritten Fall waren prozessuale Fehler des Gerichts. Der rauschgiftsüchtige Angeklagte hatte teils gestanden, teils bestritten. In einem Gespräch auf dem Flur meinte der Ankläger, er halte „vier Jahre und mehr" für angemessen. Der Verteidiger widersprach: Er werde „drei Jahre und keinen Tag mehr akzeptieren". Sein Hinweis, das Gericht habe „bereits einen absoluten Revisionsgrund" geliefert, bewog den Staatsanwalt, einzulenken.

Meist besteht der Deal nur in einem augenzwinkernden Einverständnis. Schriftliche Abmachungen verbieten sich bei den Geschäften am Rande der Legalität von selbst. Und wenn sich das Gericht nicht an die Absprache hält, steht der Anwalt dumm da. Auf ihn vor allem kommt es an, auf seine Nerven und seine Taktik, wenn ein Deal gelingen soll.

Dennoch ergreifen nach eigenem Bekunden mehr als 70 Prozent aller Verteidiger „bei jeder sich bietenden Gelegenheit" die Initiative. Da die Angeklagten, so die Mannheimer Studie, nur in 10 bis 20 Prozent aller Fälle eingeweiht werden, gehen die Anwälte ein großes Risiko ein. Läßt der Mandant den Vergleich scheitern, muß er mit „negativen Konsequenzen" rechnen. 66 Prozent der Verteidiger befürchten dann eine „Strafverschärfung", 22 Prozent eine „Verschlechterung des Verhandlungsklimas".

Anonymus „Deal" belegte so ein Mißgeschick. Ein Mandant hatte mit Freispruch gerechnet, weil er hoffte, daß ihm der wissentliche Transport von Rauschgift nicht nachzuweisen wäre. Für den Fall eines Geständnisses hatte der Staatsanwalt versprochen, er werde „auf eine Freiheitsstrafe mit Bewährung und sofortige Aufhebung des Haftbefehls" plädieren. Der Angeklagte weigerte sich, daraufhin präsentierte der Staatsanwalt ein Beweismittel, das er an sich nicht hatte preisgeben wollen. Das Urteil: Freiheitsstrafe ohne Bewährung.

Alle Kompromisse haben eine Gemeinsamkeit: Ohne einen Wink vom Richtertisch geht nichts.

Tips vom Experten Widmaier: „Die Unterwerfungsgeste" des Angeklagten müsse „zum richtigen Zeitpunkt" kommen, nicht „zu früh", also nicht etwa drei Wochen vor der Hauptverhandlung: „Dann erwartet das Gericht auch ein rundum schönes Geständnis." Aber auch nicht zu spät, denn der „große Strafnachlaß" werde unter mehreren Beschuldigten nur dem gegeben, „der als erster das Leugnen aufgibt".

Kurzum: Ein zu spätes Geständnis sei „keinen Groschen mehr wert".

AFFÄREN

Der letzte Mann

Der niedersächsische CDU-Abgeordnete Vajen, verurteilt wegen Wahlfälschung, hat schon wieder Ärger mit der Staatsanwaltschaft.

Kurt Vajen alias Knobel-Kurt, 52, ist der prominenteste Hinterbänkler des niedersächsischen Landtages. Erst vor dreieinhalb Monaten war der CDU-Abgeordnete unter anderem wegen Wahlfälschung verurteilt worden, jetzt hat der vorbestrafte Parlamentarier, dieser „Schandfleck", so ein Parteifreund, schon wieder die Staatsanwaltschaft auf dem Hals.

Vajen ist nicht irgendwer: Er gilt Parteifreunden als unverzichtbare Stütze der niedersächsischen CDU/FDP-Koalition, die mit ihrer Ein-Stimmen-Mehrheit im Parlament Ernst Albrecht noch an der Macht hält. Nun wird gegen Vajen erneut ermittelt – wegen versuchter Nötigung, Paragraph 240 des Strafgesetzbuchs.

Zur Belastung für die Union war der Bürgermeister von Brockel im Landkreis Rotenburg an der Wümme spätestens geworden, als das Landgericht Verden ihn im Juli zu 18 000 Mark Geldstrafe

Ein sicheres Zeichen führt zu Ihrer Rolex

ROLEX
OFFIZIELLE VERTRETUNG

Das Rolex-Zeichen an jedem dieser Fachgeschäfte – sorgsam von Rolex ausgewählt – ist ein Ausweis für qualifizierte Beratung und erstklassigen Service.

Aachen, Juwelier Lücker, Am Elisenbrunnen
Ahlen/Westf., Gold Fischer, Oststr. 69
Aschaffenburg, Vogl GmbH, Herstallstr. 18
Augsburg, Hörl, Karolinenstr. 1-3
Augsburg, H. Jaufmann, Rathausplatz 6
Augsburg, Herbert Mayer, Rosenaustraße Ecke Pferseer Str.12 und Annastraße 35
Aurich (Ostfriesland) Georg Kittel, Markt 21
Baden-Baden, Uhren Thoma, Lichtenthaler Str. 5
Bad Godesberg, J. Schrottka, Alte Bahnhofstraße 28
Bad Godesberg, Schumann KG, Alte Bahnhofstraße 12
Bad Homburg v. d. H., Juwelier Scheurenbrand, Louisenstraße 48
Bad Pyrmont, F. W. König Held, Brunnenstr.42
Bad Reichenhall, Max Gastager, Ludwigstr. 36
Bamberg, L. Schmitt, Lange Straße 33
Berlin 41, Juwelier Hans Lorenz, Rheinstr. 59
Berlin 15, Axel Sedlatzek, Kurfürstendamm 45 Ecke Bleibtreustraße
Berlin 15, Juwelier Wempe, Kurfürstendamm 215
Bielefeld, Fritz Böckelmann, Alter Markt 5
Bochum 1, Ludwig Mauer, Kortumstr. 61
Bonn, Clüsserath-Gerdum, Sternstraße 38
Bonn, Uhren Toussaint, Sternstraße 68
Braunschweig, „Die Uhrenecke", Inh.: Karin Föhring, Sack 24
Bremen, A. Haase KG, Hutfilterstr. 15
Bremen, Juwelier Wempe, Sögestr. 47-51
Bremerhaven, J. Wilzius, Bürger 32
Brühl, Juwelier Böhm, Steinweg 27
Coburg, Juwelier Bauschatz, Mohrenstr. 36
Darmstadt, Uhren Techel, Ernst-Ludwig-Str. 16
Detmold, Juwelier Dodt, Bruchstr. 11, Am Markt
Dortmund, GERWI im Glockenspielhaus, Kampstr. 30
Dortmund, Juwelier Rüschenbeck, Westenhellweg 45
Düsseldorf, H. D. Blome, Königsallee 30
Düsseldorf, Juwelier René Kern, Königsallee 26
Düsseldorf, Juwelier Wempe, Königsallee 14
Duisburg, Robert Lepping, Königstraße 1
Duisburg, Juwelier Rüschenbeck, Königstr. 6
Erlangen, Juwelier Winnebeck, Inh.: R. Schmauch, Universitätsstr. 1, am Hugenottenplatz
Essen, Juwelier Deiter, Glockenspielhaus, Kettwiger Str. 22
Essen, Juwelier Mauer, Handelshof zur Kettwiger Straße
Esslingen, Rudolf Lepple, Pliensaustr. 30
Euskirchen, Juwelier W. Seifert, Berliner Str. 30
Flensburg, Peter Jürgensen, Große Str. 45-47
Frankfurt/M., Juwelier Christ GmbH, Roßmarkt 5, Rhein-Main-Flughafen
Frankfurt/M. 70, Juwelier Riede, Schweizer Str. 29
Frankfurt/M., Juwelier Wempe, An der Hauptwache 7
Frankfurt/M.-Höchst, Juwelier Buchwald, Königsteiner Straße 26
Freiburg, Adolf Kühn, Kaiserstr. 211/213
Fulda, Juwelier Fitze, Universitätsstraße 5
Fürth, Juwelier Kuhnle, Königstraße 141
Garmisch-Partenkirchen, Josef Stöckerl, Bahnhofstraße 93
Gelsenkirchen-Buer, Juwelier Weber, Blindestr. 1/Ecke Hochstraße
Gießen/Lahn, Reinhold Balser, Seltersweg 5
Gladbeck, J. Exner, Goldschmiede, Hochstr. 20
Göttingen, Wilichowski, Groner Str. 24
Gütersloh, Martin Dodt, Eickhoffstr. 20-22
Hagen/Westf., Juwelier Rüschenbeck, Mittelstraße 13
Hamburg 1, Becker & Co., Gerhart-Hauptmann-Platz 12
Hamburg 90, Juwelier Christ GmbH, Lüneburger Str. 18
Hamburg, Juwelier Wempe, Jungfernstieg 8, Spitaler Straße 28, Reeperbahn 103
Hameln, Juwelier F. W. König Held, Osterstr. 46
Hamm 1, Wilhelm Kneer, Weststraße 56
Hanau/M., Willy Stickelmayer, Fahrstraße 10
Hannover, Diedrich-Scheuerle, Rathenaustr. 12
Hannover, Juwelier Wempe, Georgstr. 27/29
Heidelberg, Juwelier Rieth, Hauptstraße 21
Heidenheim, J. Scheuble & Söhne OHG, Eugen-Jaekle-Platz 20
Heilbronn, Juwelier Luithle, Deutschhofstr. 2
Immenstadt im Allgäu, Juwelier Hollfelder, Marienplatz 10
Ingolstadt, D. Dührkoop, Rathausplatz 9
Kaiserslautern, Walter Lembach, Fackelstr. 28
Karlsruhe, Karl Jock, Kaiserstraße 179
Karlsruhe, Kamphues, Inh.: Liedke KG, Kaiserstraße 201
Kassel, Juwelier Schmidt, Obere Königstraße 47
Kempten/Allgäu, Juwelier Müller, Schlößlepassage
Kiel, Franz Happe KG, Holstenstr. 71
Koblenz, Hofacker, Schloßstraße 16
Köln, Heinrich Hölscher KG, Hohe Straße 114
Köln, Carl J. Linnartz, Komödienstraße 9
Köln, Juwelier Wempe, Hohe Straße 66
Konstanz, J. N. Müller, Hofjuwelier, Kanzleistr. 6
Krefeld, A. Giessmann, Rheinstraße 82
Landshut, Aigner, Altstadt 104
Lübeck, Th. Köhler & Sohn, Kohlmarkt 15
Lüdenscheid, Juwelier Hohage, Inh.: K. E. Feld, Wilhelmstraße 34
Lüneburg, Haag, Inh.: B. Golumbeck, Große Bäckerstraße 16
Ludwigsburg, Hunke, Kirchstraße 17/19
Ludwigshafen, Albert Hoch, Bismarckstr. 54
Mainz, Jean Weiland, Große Bleiche 28
Mannheim, Juwelier Braun GmbH & Co. KG, O 7, 10, Planken
Mannheim, Hubert Nitsch, D 1, 2, Paradeplatz
Marburg, Harald Klein, Wettergasse 36
Marl-Hüls, Juwelier Brinkforth, Inh.: H. J. Classen, Victoriastraße 6
Mettmann, August Kortenhaus, Flintropstr. 4
Minden/Westf., Adolf Laufer, Bäckerstr. 36
Mönchengladbach, Heinz Simon, Hindenburgstr. 128
Mühldorf/Inn, Paul Knappe, Katharinenplatz 10
Mülheim/Ruhr, Juwelier Deiter, Schloßstraße
München, Juwelier Christ GmbH, Neuhauser Straße 23
München, Uhren Hauser, Marienplatz 28
München 40, Carl Hilscher, Nordendstr. 50
München, Andreas Huber, Residenzstraße 11, Weinstraße 8, Neuhauser Straße 53
München, Adolf Scheuring, Bahnhofplatz 2, Marienplatz 17, Stachus-Einkaufszentrum
München, Andreas Schmid, Lenbachplatz 9
München 2, Uhren Sonntag, Sendlinger Str. 18
München 2, Juwelier Wempe, Kaufinger Str. 28
Münster/Westf., GERWI, Prinzipalmarkt 47
Münster/Westf., Wilhelm Nonhoff, Haus Rothenburg 12/13
Münster/Westf., Oeding-Erdel, Bahnhofstr. 10
Neuss/Rhein, Juwelier Badort, Niederstraße 3
Neuwied, Heinz Knobloch, Marktstraße 36
Nürnberg, J. Wallner, Hefnersplatz 4
Nürnberg, Juwelier Wempe, Königstraße 12
Oberhausen/Rheinl., Schmiemann, Elsässer Straße 26 a
Oberstaufen/Allgäu, H. Hollfelder, Hugo-von-Königsegg-Straße 5
Oberstdorf/Allgäu, H. Hollfelder, Nebelhornstraße 14
Oberstdorf/Allgäu, Juwelier Müller, Weststr. 7-9
Offenbach/M., Juwelier Bauer, Bieberer Str. 10
Oldenburg, Fritz Ludwig, Lange Straße 33-34
Osnabrück, Franke & Middelberg, Kamp 3-4, Nikolai-Zentrum
Paderborn, Hermann Ritter, Am Marienplatz 16
Ravensburg, Bartels Schmuck und Uhren, Adlerstraße 5
Recklinghausen, Adolf Vortmann, Markt 7
Regensburg, Kappelmeier, Neupfarrplatz
Reutlingen, Juwelier Depperich GmbH, Wilhelmstraße 123
Rüsselsheim, O. Pflug, Inh.: Armbruster, Bahnhofstraße/ Ecke Grabenstraße
Saarbrücken, Juwelier Eckstein, Berliner Promenade 15
Schweinfurt, Julius Memmel & Söhne, Spitalstraße 31/33
Siegburg, Juwelier Körsgen, Markt 16-19
Siegen/Westf., Walter Jäger, Markt 55-57
Stuttgart 1, Juwelier Christ GmbH, Königstr. 62
Stuttgart, Juwelier Pfister, Inh.: Weiss, Königstraße 78
Stuttgart, Juwelier Wempe, Königstraße 41
Sulzbach, Juwelier Buchwald, Main-Taunus-Zentrum
Sulzbach, Juwelier Christ GmbH, Main-Taunus-Zentrum
Timmendorfer Strand, Juwelier Lindner, Am Rathaus und im Hotel Maritim
Trier, Juwelier Pesé, Glockenstraße 18
Ulm, Uhren Roth, Münsterplatz 46
Westerland/Sylt, Fritz Krause, Friedrichstr. 32
Westerland/Sylt, Rud. Ostermann, Friedrichstr. 12
Wiesbaden, Juwelier Christ GmbH, Langgasse 2
Wiesbaden, J. Rothfuss, Rheinstraße 33/ Ecke Bahnhofstraße
Wilhelmshaven, Friedo Frier, Marktstr. 32
Wolfsburg, Karl H. Moser, Porschestr. 64
Würzburg, Ernst Hüfner, Domstraße 1
Wuppertal 1, Glockenspielhaus Abeler, Poststr. 11
Wuppertal-Barmen, Meckenstock, Werth 100

November '88

ROLEX UHREN GMBH,
Bahnhofstraße 1–9, 5000 Köln 1.



Wir senden Ihnen gern Informationsschriften über Rolex Uhren.

AXE.

DAS ERSTE MÄNNERSHAMPOO

. . . DAS FRAUEN PROVOZIERT!



verurteilte. Die Latte war lang genug: Urkundenfälschung, Wahlfälschung, Verleitung Dritter zur falschen eidesstattlichen Versicherung, vorsätzliche Trunkenheit im Verkehr, Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Diese Delikte waren Vajen, Landwirt von Beruf, allesamt unterlaufen, während er „im Interesse des Gemeinwohls" unterwegs war, das er oft im Mund führt.

Bei der Kommunalwahl im Oktober 1986 hatte der Christdemokrat in seiner Samtgemeinde Bothel zwei alte Männer überredet, Papiere zur Briefwahl für andere auszufertigen, mit dem Kreuz an der rechten Stelle.

Für das Gemeinwohl in Fahrt war Vajen, der seit zehn Jahren als Volksvertreter im Landtag sitzt, auch im August 1987, als er vom Kreisschützenfest mit 2,12 Promille in seinem ebenso blauen Audi 100 heimwärts rauschte. Die Polizeistreife, die ihn stellte, mußte ihn in Handschellen abtransportieren.



CDU-Politiker Vajen*
„Einfach strukturierte Mechanismen"

Anders war der „schwerblütige, erzkonservative Mann", als der er daheim eingestuft wird, nicht zu bändigen. Erst ging er auf dem Hof der Dorfkneipe „Waidmann's Ruh" hinter Bierkästen in Deckung, dann warf er einen Beamten in das Leergut. Schließlich drohte er den Polizisten, wie sie bekundeten, die Sache werde für sie Folgen haben, denn er werde „mit Hasselmann reden", seinem Freund, damals noch Innenminister; an Beförderung sei dann nicht mehr zu denken. Vor Gericht bescheinigte ein Sachverständiger dem Politiker „einfach strukturierte Mechanismen".

Seinen blauen Audi hat Vajen, laut Anzeige, auch beim jüngsten Vorfall als Tatwerkzeug benutzt. Mit Hilfe seines Fahrzeugs wollte der Politiker verhindern, als Person der niedersächsischen Zeitgeschichte im Fernsehen vorgeführt zu werden.

* Bei der Behinderung eines TV-Teams in Rotenburg.

Wegen eines Berichts im „extra drei"-Programm des Norddeutschen Rundfunks hatte sich Ende September ein TV-Team des hannoverschen „Mediendienstes" auf den Weg nach Brockel gemacht. Vor der Dorfkirche trafen die Journalisten auf den Abgeordneten.

Was dann geschah, schildern Augenzeugen so: Angesichts der Reporter sei der Abgeordnete „schnell in sein Auto" gestiegen und habe sich „mit überhöhter Geschwindigkeit durch Brockel und über Feldwege" aus dem Staub gemacht. Nach 30 Minuten war er zurück, öffnete „während des Anfahrens . . . die Fahrertür und stieß damit gegen den Kameramann, der dies auch aufnahm".

In Rotenburg holte das TV-Team den Flüchtigen ein. Dort versuchte der Abgeordnete, „den Kameramann und die Kamera umzustoßen". Anzeigeerstatter Hinrich Lührssen hörte den Politiker schreien: „Schmeißt den Kram doch endlich auf den Müll."

Als Bürgermeister der Samtgemeinde Bothel, zu der Brockel gehört, war Vajen im August abgewählt worden, auch die CDU stimmte dafür: „Kurt macht uns die Partei kaputt", befanden die Freunde.

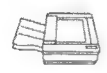
In Hannover hingegen ist ihm nicht beizukommen. Obwohl Josef Stock, bislang Vorsitzender der CDU-Fraktion im Landtag und nun Hasselmann-Nachfolger im Innenministerium, Vajens Affären für „gravierend und problematisch" hält, gelang es ihm nicht, den Volksvertreter zu veranlassen, sein Mandat herzugeben.

Vajen will auch im Parlament weiterhin im Interesse des Gemeinwohls wirken. Stock blieb die Feststellung, seine Partei könne „Mandate genausowenig entziehen, wie sie sie vergeben kann". Und aus der Fraktion mögen die Parteifreunde den rechtskräftig verurteilten Wahlfälscher auch nicht ausschließen.

Denn auch wenn ihm die Fraktionsmitgliedschaft entzogen wird, so fürchtet die CDU, würde der Bauer auf seinem angestammten Platz 44 im Landtag beharren und erst recht tun und lassen, was ihm beliebt – mit seiner einen Stimme, von der abhängt, ob Ernst Albrecht weiterregieren darf oder nicht.

Josef Stock wirbt nun um Verständnis dafür, „daß Politiker fehlerhaft sind". Im übrigen ist er sicher: „Unsere Einstimmigkeit steht." Denn, so schildert der neue Innenminister die Eigenart von Ein-Stimmen-Mehrheiten, „jeder ist der letzte Mann". ◆

„Wenn ich doch nur die Routinearbeiten irgendwie eindämmen könnte, hätte ich mehr Zeit für meine Kunden."

varix Bürokommunikation für Bildschirmarbeitsplatz,  Betriebsdatenerfassung,  Fernkopierer,





Umstürzler Eisner, Eisner-Gedenkstätte in München, Arbeiter-Erschießung durch Freikorpssoldaten: „Am Kraterrand des

PROPAGANDA

Blutiger Karneval

Eine Münchner Ausstellung dokumentiert, wie Photos aus der Zeit der bayrischen Räterevolution 1918/19 von Nationalsozialisten zu Geschichtsfälschung und Propaganda eingesetzt wurden.

Die Schriftstellerin Ricarda Huch fand es „besonders widerlich an unserer Zeit", daß „nichts geschehen kann, ohne daß sofort photographiert und kinematographiert würde". Dies sei „ein deutliches Zeichen der Entartung unserer Zivilisation".

Anlaß zu ihrer Empörung gaben, im Februar des Jahres 1919, Pressebilder von der bayrischen Räterevolution. Die Schriftstellerin, die damals in München lebte, erregte sich insbesondere über eine Aufnahme aus der Promenadestraße vom 26. Februar. Auf dem Bild zu sehen war jene Stelle, wo der geistige Urheber des Umsturzes und erste republikanische Ministerpräsident Bayerns, der Sozialist Kurt Eisner, ermordet worden war. Das Photo empfand Ricarda Huch als „äußersten Grad schamlosen Bewußtmachens".

Die Abscheu vor dem Abgelichteten war charakteristisch für die Einstellung vieler intellektueller Zeitgenossen, insbesondere der Linken. Sie begriffen die aktuelle Nachrichtenphotographie, die „Bildberichterstattung", die im Ersten Weltkrieg und in den revolutionären Nachkriegswirren zu Berlin und München erstmals einen massenmedialen Einsatz erreichte, als kulturelle Fehlentwicklung.

Daß der zeitgenössische Bildreporter damals schon „am Kraterrand des Vulkanausbruches" oder „im Schußwechsel zwischen Spartakus und Regierungstruppen" zu stehen hatte, wie die „Berliner Illustrirte Zeitung" 1919 befand, hatte die Publizistik der Linken noch nicht ausgemacht. Die „Illustrationsphotographie" war und blieb vorerst eine Domäne der bürgerlichen Blätter und Bildberichter.

Mit Nachwirkungen von womöglich historischer Bedeutung: In München trug die rechtslastige Optik jedenfalls wesentlich dazu bei, daß aus der Revolutionsmetropole die „Hauptstadt der Bewegung" und aus Bayern die „Ordnungszelle des Deutschen Reiches" werden konnte. Eindrucksvolle Belege dafür bietet jetzt eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, zu der die Kunsthistoriker Rudolf Herz und Dirk Halfbrodt das Bildmaterial zusammengetragen haben.

„Fotografie und Revolution. München 1918/19", so zugleich der Titel eines von Herz und Halfbrodt recherchierten und verfaßten Katalogbuchs, erhellt zweifellos ein düsteres Kapitel der bayrischen Zeitgeschichte – den Hintergrund und die Wirkung nationalsozialistischer Feindbildklischees und Greuelhetze. Den Nazis boten die Münchner Revolutionsereignisse, so die Autoren, „eine ideale ideologische Konstellation, aus der sie prägnante Formeln für ihre anti-



„Rote Armee"-Soldaten, Polizei-Beschriftung: Rechtslastige Optik



Vulkanausbruches“



Räte-Revolutionär Leviné (Polizei-Photo), getötete Rotarmisten in München: „Lotterbuben der Revolution“



Münchner Kommunisten (Polizei-Photo)*: Mittel der Denunziation

kommunistische und antisemitische Propaganda ableiten konnten“**.

Im Mittelpunkt der Retrospektive steht einer der ersten und agilsten Kameraprofis jener Zeit, ein junger Münchner, der damals stets ruhelos „mit meiner Kamera durch die Straßen strich“ und „wie wild fotografierte, überall und nirgendwo“, der immer zur Stelle war, wo es spektakuläre Aufmärsche und Demonstrationen gab: Heinrich Hoffmann, Inhaber der Firma „Photobericht Hoffmann“, der 1920 der NSDAP beitrat, alsbald zum „Leibphotographen“ Adolf Hitlers avancierte und sich nach 1933 als privilegierter „Reichsbildberichterstatter“ ein Millionen-Vermögen erwirtschaften konnte. Der junge Hoff-

* Bei einer Demonstration der Kommunistischen Partei auf der Theresienwiese am 16. Februar 1919.
** Rudolf Herz/Dirk Halfbrodt: „Fotografie und Revolution. München 1918/19“. Verlag Dirk Nishen, Berlin; 320 Seiten; 58 Mark.



P R 1 0 0 C L A S S I C D E S I G N

QUALITÄT DER ZEIT.

W A S M O M E N T E Ü B E R D A U E R T

TISSOT PR 100. Ein Klassiker von zeitloser Eleganz und bleibendem Wert. Klares Design.



Quartzpräzision. Saphirglas, wasserdicht bis 100 Meter. In Damen-, Herren- und Medium-Größe. Auch mit Daydate und Mondphase. In ausgewählten Fachgeschäften erhältlich.





Hoffmann-Photo vom Einsatz der Regierungstruppen: Passanten wegretuschiert



Brennender Stachus-Kiosk am 1. Mai 1919: „Flugfeuer aus russischen Steppen“



Hoffmann-Postkarte vom Freikorps Werdenfels: „Gegen das Untermenschentum“

mann, aus dessen Nachlaß ein Großteil des Münchner Ausstellungsmaterials stammt, fand über den frühen NS-Ideologen Dietrich Eckart zum Führer. Der Hitler-Mentor protegierte auch den Photographen und veröffentlichte in seiner Gazette „Auf gut deutsch“ erste Revolutionsphotos. In engeren Kontakt zu Hitler kam Hoffmann durch die letztendliche Führer-Gemahlin Eva Braun, die zeitweilig in seinem Bilderbetrieb beschäftigt war.

Doch ideologisch war Hoffmann keineswegs festgelegt. Der anpassungsfähige Bildjournalist, von einem ausgeprägten Geschäftssinn beseelt, verkaufte seine aktuellen Aufnahmen und die – damals ungemein populären – Photopostkarten genausogern an linkssozialistische Zeitungen und Revolutionäre.

Im November 1918 diente er seine Fertigkeiten dem Münchner „Arbeiter- und Soldatenrat“ an – „im Hinblick, daß die illustrierte Presse sich den Umwälzungen anpassen muß“. Nach dem Attentat auf Eisner offerierte Hoffmann „die beste photographische Aufnahme des ermordeten Ministerpräsidenten“ als „Kunstblatt“ für drei Reichsmark. Photos von ehemaligen russischen Kriegsgefangenen im Trauerzug für Eisner beschriftete er in kyrillischen Buchstaben, um mit den fremden Soldaten besser ins Geschäft zu kommen.

Diese Bilder verschwanden freilich schnell in den Archivmappen, als Reichswehrtruppen und Freikorpsverbände, über 20 000 Mann hoch, am 1. Mai 1919 in München anrückten und der kurzlebigen Räterepublik an einem einzigen Tag den Garaus machten. Hoffmann präsentierte nun Porträts des Eisner-Attentäters Anton Graf von Arco-Valley – „ein Mann vom Scheitel bis zur Zehe“, „etwas anderes als die Lotterbuben der Revolution“.

Die präzisen Aufnahmen von Truppenaufmärschen und Schauposen der Rotgardisten waren nach Niederschlagung der Räterepublik gut geeignet für die geistige und politische Bewältigung der Revolution. Einerseits sollten sie die Militanz und Gefährlichkeit des Gegners beweisen, der in Wahrheit größtenteils die Waffen gestreckt hatte. Zum anderen landeten die Bilder als Mittel der Denunziation und des Erkennungsdienstes in den Ermittlungsakten der Polizei.

Zufällig entdeckten Herz und Halfbrodt da auch ein bislang unbekanntes Dokument, das die früheste politische Tätigkeit des Gefreiten Hitler als Spitzel der Reichswehr belegt: Am 23. Mai 1919 gab „Gefr. Hietler“ vor einem Standgericht zu Protokoll, daß der Kamerad Georg Dufter aus seinem Regiment zu den „radikalsten Hetzern“ gehört habe.

Photos von der Erstürmung der „Roten Festung“ München suggerierten ein wildes Kampfgetümmel, das so nicht stattgefunden hatte. Für eine Postkarte „Ausheben eines Spartakistennestes“, das einen patrouillierenden Geschützwagen der „Eroberer“ zeigte, retuschierte Hoffmann schon mal störende Passanten


BÜFFELSTARK!
Das hat nur Grasovka: den echten Büffelgrashalm. In jeder Flasche. Das verleiht ihm sein urwüchsig-würziges Aroma und seinen typischen Geschmack. Und das unterscheidet Grasovka von allen anderen Wodkas.
Probier-Coupon
Ja, ich möchte den büffelstarken Wodka Grasovka
Name
Vorname
Straße
PLZ / Ort
Alter
Unterschrift
(Abgabe nur an Personen ab 18 Jahre) Einsendeschluß: 31.1.1989
Coupon auf ausreichend frankierte Postkarte kleben und
Am Rohlesbusch 1, 4040 Neuß 21
GRASOVKA
Polmos
Grasovka – der Echte aus Polen.

aus dem Bild. Hoffmanns Bilderserie vom brennenden Kiosk auf dem Stachus sollte den Eindruck erwecken: „Flugfeuer ist über das Bayernland dahingegangen mit versengender Glut, Flugfeuer aus russischen Steppen . . ."

In Wahrheit rührten nahezu alle schweren Schäden an Gebäuden vom massiven Artilleriebeschuß durch Reichswehrtruppen, der vermeintliche Widerstandsnester treffen sollte. Barrikaden-Bilder, die Straßengefechte vermuten lassen sollten, zeigten Sicherungssperren der eingerückten Regierungstruppen. Während Aufnahmen unbekannter Amateure von erschossenen und malträtierten Rätesoldaten nie veröffentlicht wurden, arrangierte Hoffmann Szenen des revolutionären Vandalismus und vor allem, ganz suggestiv schaurig, den Tatort der Ermordung von zehn Geiseln der Rotgardisten im Münchner Luitpold-Gymnasium – ein Ereignis, das bis heute nicht restlos geklärt ist.

So verdichtete sich das publizistische Bild der Räterepublik, das die bürgerliche Klischeevorstellung vieler konservativer Bayern noch heute prägt: Es war nur, wie sich der Historiker Eberhard Kolb mokierte, „ein ebenso grotesker wie blutiger Revolutionskarneval", „inszeniert von landfremden Agitatoren, Schwabinger Bohemetypen und zügelloser Soldateska", die dem ruhebedürftigen Bayernvolk eine „bolschewistische Terrorherrschaft aufzwingen" wollten.



Photograph Hoffmann (1947): Enger Kontakt zu Hitler

Die Nazis verwoben das Faschingsgemälde geschickt mit der Dolchstoßlegende von den an der Front unbesiegten Weltkrieg-I-Soldaten, denen die „Novemberverbrecher" daheim in den Rükken gefallen seien. Zwar wurde der Schlag gegen die Räterepublik fast ausschließlich durch preußische Reichswehreinheiten und württembergische Freikorpstruppen unter dem Oberbefehl des sozialdemokratischen Reichswehrministers Gustav Noske geführt. Doch die NS-Propaganda stilisierte – mit Hoffmann-Bildern – die bayrischen Werdenfelser und Oberlandler zu den „Befreiern Münchens", zu den „ersten Soldaten des Dritten Reiches" im Kampf „gegen das tobende Untermenschentum". Zerrbilder der roten Revolution und ihrer Rädelsführer eigneten sich daneben vortrefflich für die antisemitische und antikommunistische Feindbild- und Greuelpropaganda der NSDAP. NS-Publizisten stellten nur die wenigen jüdischen und russischen Beteiligten wie etwa den Räterevolutionär Eugen Leviné oder den Anarchisten Towia Axelrod heraus.

Diese „Söhne der Wüste" und „fremdrassigen Agenten" taugten zum Feindbild, das war's, was die Nazis brauchten – die „jüdisch-bolschewistische Anarchie", den „Wahnsinn der roten Blutdiktatur". Da konnte NS-Ideologe Alfred Rosenberg („Der Mythus des 20. Jahrhunderts") denn auch seine wahnwitzige Verschwörerthese draufsetzen: Die Münchner Revolution sei von einer „Handvoll verbrecherischer Juden inszeniert" worden, mit dem Ziel, „eine Ausrottung des gehaßten deutschen Blutes planmäßig durchzuführen".

„Leibphotograph" Hoffmann war auch da zu Diensten: Er vermittelte die „Rädelsführer"-Photos, auch polizeiliche Fahndungsbilder, die Vorlagen für NS-Hetzkarikaturen hergaben. Und er beschaffte auch die gerichtsmedizinischen Aufnahmen der Geiselmord-Opfer, deren Obduktionsschnitte als „schändliche Verstümmelung" gedeutet werden sollten, etwa als „jüdischer Ritualhalsschnitt".

Nach dem Untergang des „Dritten Reiches" stufte eine Münchner Entnazifizierungs-Spruchkammer den Reichsbildberichterstatter zunächst als „Hauptschuldigen" ein, doch im Wiederaufnahmeverfahren kam Hoffmann als „Belasteter" davon. Er hatte mit Erfolg vorgetragen, daß er schon während der Münchner Rätezeit mehr der Chronistenpflicht und dem Geschäftstrieb gefolgt sei. Hoffmanns Rechtfertigung: „Ob rot, ob braun – ich war immer dabei." ◆



The art of writing.

MONT BLANC

AUSSIEDLER

Aktion Willkommen

Die Deutschen aus dem Osten, denen die CDU „Herzen und Türen" öffnen wollte, leben in Campingwagen, Containern und Dirnenunterkünften.

Ein Hamburger Hinterhof der häßlichsten Sorte: fast fußballfeldgroß, flächendeckend zubetoniert und von verblichenen Kachelfassaden umgeben. Aus der Ödnis ragt, scheinbar ohne Sinn, eine überdachte Säule. Der funktionslose Pfeiler mit dem spröden Charme einer verlassenen Tankstelle war einst der Stützträger eines vier Häuser umspannenden Daches: Darunter bändelten fast 20 Jahre lang Freudenmädchen mit ihren Freiern an.

Vor gut einem Jahr gingen im Kontakthof des Eros-Centers jedoch die Rotlichter aus – mangels Kundschaft, das Aids-Virus hatte die Männer vertrieben. Der Laden wurde dichtgemacht.

Seit einigen Wochen wird auf dem Puffgelände wieder rund um die Uhr gearbeitet. In dem 400-Betten-Komplex an der Reeperbahn werden Wände durchbrochen und Bäder saniert. Neben dem Kontaktpfeiler sollen bald Schaukeln für Kinder baumeln: Bauarbeiter rüsten das stillgelegte Freudenhaus zu einem Aussiedlerheim um.

Baulöwe Willy Bartels, 73, der Besitzer des maroden Etablissements, kann sich freuen: Sein alter Kasten, der zuletzt so schwer zu nutzen war, bringt bald wieder eine Jahresmiete von über einer Million Mark.

In dem benachbarten Reeperbahn-Hotel Inter-Rast, auch eine Bartels-Immobilie, wurden bereits 140 Aussiedler einquartiert: Sie leben in Zwei-Bett-Zimmern mit Duschbad zwischen sauber geweißten Wänden. „Wohnen", lobt Alexandra, 34, aus Danzig, „ist viel besser als in Polen." Doch ihre zehn- und elfjährigen Töchter läßt die Bautechnikerin nur bis zum Treppenhaus: „Diese Straße ist zu schlimm."

Der Hamburger Senat hatte, wie Sozial-Sprecherin Brigitte Eberle formuliert, „keinen anderen Ausweg" als den Kiez gesehen: Woche für Woche drängen deutschstämmige Bürger aus Danzig und Dschambul, Breslau und Brest-Litowsk in die Hansestadt, längst sind sämtliche 1500 Heimbetten belegt und preiswerte Pensionen ausgebucht.

Ob in Hamburg oder Heilbronn, Duisburg oder Düsseldorf – überall mangelt es an Unterkünften für die rund 200 000 Neu-Bundesbürger, die bis zum Jahresende die Oder-Neiße-Grenze überquert haben werden.

Allein Nordrhein-Westfalen, wo sich seit Jahresbeginn schon 60 000 Aussiedler niedergelassen haben, fehlen 45 000 Wohnungen, Baden-Württemberg, in dem bis Dezember 35 000 Neu-Zuwanderer erwartet werden, möchte dringlich etwa 10 000 Wohneinheiten bauen, Berlin braucht an die 5000 neue Bleiben.

So droht schon jetzt zu scheitern, was Bundeskanzler Helmut Kohl vollmundig zur „nationalen Aufgabe" erklärt hatte. Eindringlich hatte der Regierungschef im Sommer an die Bundesbürger appelliert, gemeinsam „alle Anstrengungen" zu unternehmen, „um den zu uns kommenden Landsleuten dabei zu helfen, hier schnell heimisch zu werden". Jetzt, zum Winter hin, fehlt es an brauchbaren Heimen. Statt



Aussiedler-Familie auf der Reeperbahn: Neue Heimat im alten Eros-Center

deutscher Gemütlichkeit werden den Landsleuten aus dem Osten in der neuen Heimat Stahlblechkästen, ausgeräumte Klassenzimmer und Campingwagen als Unterkünfte angeboten.

Die Aussiedler, die „als Deutsche unter Deutschen", wie Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann (CSU) versprach, bei uns „Mitmenschlichkeit und Solidarität" spüren sollten, hausen, wie in Benrath, gettoisiert in Obdachlosensiedlungen oder zwängen sich, so in Düsseldorf, zu Hunderten in kleinen Container-Dörfern, aufgestellt auf Schulhöfen und Kirmesplätzen.

Weil Düsseldorf, wie Oberstadtdirektor Karl Ranz weiß, auch im Ostblock als „erste Adresse" gepriesen wird, übt die Stadt auf Aussiedler eine enorme Sogwirkung aus: Bis Dezember rechnet Ranz mit 4000 Neuankömmlingen.

Was die erwartet, tangiert die Menschenwürde: je ein Container für vier Personen, 13,5 Quadratmeter groß, darin zwei Etagen-Betten, vier graue Metallspinde und eine Kühl-Koch-Kombination. Die dünnen Metallwände der Blechkästen, mit Düsseldorfer Spracheleganz als „Wohn-Modul" verfremdet, sind nicht nur häßlich, sondern auch hellhörig. „Wenn die Toilettentüren knallen", berichtet eine Bewohnerin, „denke ich immer, da bellt ein Hund."

Zum Winterbeginn, bei sinkenden Temperaturen, wird es in den schlecht beheizbaren Containern noch ungemütlicher: Werden nicht bald andere Heime gefunden, fürchten städtische Mitarbeiter „ein Fiasko". Gegen solche Unbill haben die Ämter im benachbarten Leverkusen vorgesorgt: Der kommenden Kälte wegen ließen sie 25 Campingwagen für Aussiedler gleich in einer ausgedienten Fabrikhalle aufstellen.

In Duisburg, wo die Stadtverwaltung schon sieben Turnhallen beschlagnahmt hat, hausen die Neuankömmlinge Schrank an Schrank, mit Sperrholz und Stoffresten voneinander getrennt. Bei Darmstadt wird eine Autobahn-Raststätte freigeräumt, in Berlin ein altes Kaufhaus umgerüstet.

Im CDU-regierten Frankfurt verteilten Mitarbeiter des Sozialamts ein Formblatt, in dem den Aussiedlern nahegelegt wurde, doch gleich wieder ins völlig überfüllte Aufnahmelager Friedland zurückzukehren. Indessen empfahl die CDU-Bundeszentrale jedem Ortsverband eine „Aktion Willkommen" für Ost-Deutsche, wirbt die Hessen-Union für eine „aufnahmebereite Haltung" aller „Mitbürger".

Der Slogan der CDU – „Öffnen wir den Aussiedlern unsere Herzen und Türen" – wird auch andernorts kaum befolgt: Allenthalben wachsen Ressentiments gegen „Russkis" und „Polacken". In Berlin-Lankwitz wurde in einem Aussiedlerheim, das noch im Bau war, ein Brandsatz gezündet. In Steglitz stoppten Bürger per Gerichtsbeschluß die „Umwidmung" (Amtsdeutsch) einer Villa zur

Heimkehrer-Herberge; aus Angst, es könnte sich noch mehr Zorn regen, hält der Berliner Senat inzwischen neue Planungen streng geheim.

Die vom Bundeskanzler beschworenen „gemeinsamen Anstrengungen" sind längst zu einem kleinlichen Hickhack der Länder und Kommunen um Wohnungsbau-Millionen ausgeartet. Bonn will im kommenden Jahr 750 Millionen Mark ausgeben, 1990 sollen noch einmal 375 Millionen Mark fließen. Die Länder aber, finanziell notleidend, zögern bisher, eine Verwaltungsvereinbarung zu unterzeichnen – einmütig wie nie schieben sie grundsätzliche Erwägungen vor.

Von Hamburg bis Bayern argumentieren Ministeriale, die Kosten für die Aussiedler seien sogenannte Kriegsfolgelasten, gemäß Grundgesetz somit rein rechtlich allein von Bonn zu übernehmen. Die Bundesregierung will aber nur die Hälfte der geplanten Zuschüsse von jeweils insgesamt 50 000 Mark pro Wohnung zahlen, den Rest sollen die Länder beisteuern.

Und das, meinen die Bonner, wäre schon großzügig – schließlich hätten die Länder immer verlangt, „wir sollten aus dem sozialen Wohnungsbau aussteigen", sagt Robert Scholl vom Bonner Wohnungsbauministerium. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau (SPD) fordert hingegen vom Bund „mindestens zwei Drittel" der Gesamtkosten. Andernfalls, so Rau, sei das Programm „eine Mogelpackung".

Ein Verfassungsstreit ums Grundsätzliche wurde gerade noch vermieden. Doch die Frage der Geldvergabe bleibt ein „föderativer Zankapfel" („Frankfurter Rundschau"). Der Krach darüber, wer wieviel von den Bundes-Millionen bekommen soll, verhindert jegliche unbürokratische Hilfe. Der Stuttgarter Innenminister Dietmar Schlee (CDU) moniert, Bonn operiere mit einem „falschen Quotierungsschlüssel". Danach soll Baden-Württemberg nur 17 Prozent des Bonner Geldes bekommen, obwohl beinahe jeder dritte Aussiedler, wie Schlee behauptet, im Ländle landet.

Statt der vom Bund geplanten rund 40 000 Unterkünfte fehlen nach seiner Rechnung etwa „80 000 Wohneinheiten". Der christdemokratische Politiker: „Wir können die Aussiedler nicht einerseits von ganzem Herzen willkommen heißen und andererseits nicht genügend Mittel zur Verfügung stellen, um ihre Eingliederung auch in der Tat zu gewährleisten."

Auch Schlees nordrhein-westfälischer Kollege Herbert Schnoor (SPD) findet, es seien „viel zuwenig Wohnungen, die der Bund vorschlägt". Zugleich beanstandet er, daß lauter „Schlicht-Wohnungen" geplant würden. Schnoor: „Mit 50 000 Mark Zuschuß kann man keine normale Sozialwohnung bauen."

Das sehen offensichtlich auch viele Wohnungsbaugesellschaften so. Sie hal-

"Maybridge"





Aussiedler-Unterkünfte in Düsseldorf: Vier Personen auf 13,5 Quadratmetern

ten sich, wie eine Umfrage der Länder ergab, abgeschreckt von den niedrigen Zuschüssen, mit Investitionsvorhaben zurück. Statt dessen laufen immer mehr Eigenheimbesitzer die Ämter mit Bauwünschen an. „Viele von denen", wähnt ein Beamter, „wollen sicher nur ihren Dachboden billig ausbauen."

Im nordrhein-westfälischen Städtchen Espelkamp (22 000 Einwohner) wird schon jetzt jeder Quadratmeter Wohnraum für die Neu-Bundesbürger herausgeputzt. Die Stadt, 1948 von Flüchtlingen auf dem Gelände einer alten Munitionsfabrik errichtet, fühlt sich den Zuwanderern, wie Bürgermeister Heinz Goroncy, 57, selbst ein Flüchtlingskind, berichtet, „besonders verpflichtet".

Nachdem für die 1250 Aussiedler, die allein dieses Jahr vor allem aus Kasachstan kamen, schon Schulräume, Bürgerhäuser und ein Pfarrsaal hergerichtet wurden, haben die Parlamentarier von Espelkamp jetzt beschlossen, auch die Fraktionsräume im Rathaus mit Betten zu belegen. „Wenn alle Opfer bringen", sagt Goroncy, „dann muß die Politik das auch."

Deutsches Blut, fremde Folter

SPIEGEL-Redakteur Thomas Darnstädt über Aussiedler und Grundgesetz

Horst Waffenschmidt, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium, macht den Zustrom von Fremden, die in der Bundesrepublik ein besseres Leben suchen, zur Herzensangelegenheit: „Wir sollten uns freuen."

Grund zur Freude sieht der CDU-Politiker, wenn er berechnet, wie die Fremden den Arbeitsmarkt beleben und die sozialen Kassen füllen werden: Die „nehmen alsbald Arbeit auf und zahlen dann viele Jahre Steuern und Sozialabgaben".

Ja, mehr noch: „Was allein das Wohnungsbau-Sonderprogramm für die Baukonjunktur bedeutet, liegt auf der Hand".

Waffenschmidts kleine Sozialkunde gilt allerdings nur begrenzt. Seine Freude gilt den Fremden deutschen Blutes aus dem Osten, den Aussiedlern eben.

Ganz anders ist es bei den Asylanten. Da sieht der Staatssekretär „nur einen Weg", wie der Gefahr für das soziale System der Bundesrepublik begegnet werden kann: „Wir müssen die Flut der Asylanten einschränken."

Nicht nur er sieht das so: „Schutz der deutschen Steuerzahler und der Sozialhaushalte vor Ausbeutung durch Ausländer" forderte unlängst Waffenschmidts Unionsfreund, der Bundestagsabgeordnete Lorenz Niegel.

Wo ist der Unterschied zwischen Asylanten und Aussiedlern? So darf man nicht fragen. Sonst geht es einem wie dem SPD-Vize Oskar Lafontaine.

Lafontaine fragte, „ob es entscheidend" sei, daß jemand „in der soundsovielten Vorgängergeneration deutschsprechende Vorfahren hatte", oder ob nicht „die existentielle Not" eines Fremden „vorrangig" für die Aufnahme im Lande sein müsse – egal, ob der aus dem deutschen Osten oder aus Afrika komme. Und wegen dieser Frage bekam er Prügel von den eigenen Parteifreunden.

Eine „verbindliche Tatsache", deklamierte vor dem Bundestag die Genossin

DER OMEGA CARAVAN 3.0i

ALPENEXPRESS MIT 177 PS.



M I T   D S A - S I C H E R H E I T S F A H R W E R K

Steigen Sie ein, und Sie lernen einen der schönsten Wege über Berg und Tal kennen: den Omega Caravan 3.0 i.

Dazu wollen wir uns gleich den kurvenreichsten Paß vornehmen. Daß der Omega Caravan am liebsten hier seine Stärken unter Beweis stellt, liegt natürlich am selbststabilisierenden DSA-Sicherheitsfahrwerk. Es sorgt dafür, daß er sich bergauf, bergab praktisch so spurstabil wie auf Schienen verhält. Dabei hätten wir Ihr Urlaubsgepäck fast vergessen. Sie dürfen 630 Kilo einladen, und am Fahrverhalten ändert sich so gut wie nichts.

WAS SIE SPÜREN, IST DIE KRAFT. Und das bereits in 9,3 Sekunden, wenn der 6-Zylinder-Kat.-Motor von 0 auf 100 beschleunigt. Und selbst wenn Ihr Reisefieber nicht die Höchstgeschwindigkeit von 220 km/h erreicht, ist es gut zu wissen, daß Sie mit diesem Omega den sportlichsten deutschen Caravan fahren.

NATÜRLICH REISEN SIE ERSTKLASSIG. Alles, was eigentlich in die Luxusabteilung gehört, finden Sie beim Omega Caravan 3.0 i schon in der Serienausstattung: ABS, Zentralverriegelung, Check-Control-System, Niveauregulierung, Dachreling und 4 Kopfstützen. Bei umgeklappten Rücksitzlehnen haben Sie eine Fläche von über 2 Metern Länge. Und da Sie Ihre Urlaubsausrüstung bestimmt für sich behalten wollen, schützt eine Laderaumabdeckung vor neidischen Blicken.

DSA-Schräglenker-Hinterachse

EINE NEUE WELTANSCHAUUNG GEWINNT MAN NICHT NUR AUF REISEN. Der Omega Caravan gewährt Ihnen auch im Alltag sehr viele Freiheiten: als elegante Großraumlimousine, als perfekter Sportpartner, als eine neue Form der Mobilität. Machen Sie eine Probefahrt bei Ihrem freundlichen Opel Händler. Bei ihm sind Sie auch in Sachen Leasing und Finanzierung auf der richtigen Spur.

OPEL



DER OPEL OMEGA. WAS FÜR EIN AUTO.

Gerlinde Hämmerle, sei es für die SPD, daß das Grundgesetz gegenüber Aussiedlern „zur Aufnahme und Hilfeleistung verpflichtet". Und Parteichef Hans-Jochen Vogel lehrte: „Wir kommen um die Verfassung nicht herum."

„Buchstabe und Geist der Verfassung", so formulierte für die Unionsfraktion deren Geschäftsführer Rudolf Seiters, seien durch Lafontaines unglaubliche Fragen verletzt. Über diesen Fragesteller war sich sogar die rechte „Welt" mit der linken „taz" einig.

Es sei vom Grundgesetz verboten und außerdem „schlicht nicht denkbar", so analysierte die „Welt" die Lage, „daß man einen Deutschen hinauswirft, um einem Afrikaner Platz zu machen". „Bedenklich", fand die „taz", sei es immerhin, „Bestimmungen des Grundgesetzes in Frage" zu stellen.

Vor lauter Empörung hat offenbar niemand ins Grundgesetz geguckt. Die Verfassung, auf die im heiligen Zorn Hüter des deutschen Volkstums nun pochen, läßt den Inlanddeutschen nahezu freie Hand, wie sie es mit Wolgadeutschen, Siebenbürger Sachsen oder Banater Schwaben halten wollen.

Aussiedler kommen da nicht vor. Artikel 116 spricht dafür von „Flüchtlingen oder Vertriebenen deutscher Volkszugehörigkeit". Die müssen, wenn sie nach Flucht oder Vertreibung im Bundesgebiet Aufnahme finden, (fast) wie deutsche Staatsbürger behandelt werden.

Die Regelung gab es schon vor dem Grundgesetz. Sie entsprach einer ganz pragmatischen Flüchtlings-Vorschrift im besetzten Nachkriegsdeutschland. Die befahl, die massenhaft ankommenden Flüchtlinge aus Osteuropa in den Westzonen so zu behandeln, „als ob sie Deutsche wären". Der Parlamentarische Rat nahm die praktische Regelung in die „Übergangs- und Schlußbestimmungen" der neuen Verfassung auf – und da steht sie bis heute.

Doch schon damals hielt der Redaktionsausschuß in einer Fußnote fest, daß mit der Grundgesetznorm über die „Deutschen im Sinne dieses Grundgesetzes" einer „erforderlich werdenden Neuregelung durch einfaches Gesetz" nicht vorgegriffen werden solle.

Die Fußnote begründet ein verfassungsrechtliches Kuriosum. Die Vorschrift über die volksdeutschen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten wurde unter den Vorbehalt „anderweitiger gesetzlicher Regelung" gestellt.

Die Erlaubnis, einen Grundgesetzartikel durch schlichtes Parlamentsgesetz abzuschaffen, hält der Altmeister unter den Verfassungskommentatoren, Theodor Maunz, im Standardkommentar Maunz/Dürig/Herzog/Scholz für so „überraschend", daß er zu dem Ergebnis kommt, das könne ja wohl „nicht der Sinn" der Vorschrift sein.

Er ist es. Verfassungs- wie Verwaltungsrechtler sind überwiegend der Meinung, daß die Vertriebenenrechte im Grundgesetz mit einfacher Parlamentsmehrheit abgeschafft oder jedenfalls eingeschränkt werden können.

Das Parlament wird sich hüten. Doch aus dem vorsichtigen Umgang der Parlamentsmehrheiten mit den Vertriebenen und ihrer Lobby läßt sich keine Verfassungsgarantie für deutschstämmige Ausländer ableiten.

Solange die nicht hier sind, sind sie nicht mal Deutsche. „Deutsche im Sinne dieses Grundgesetzes" werden Ankömmlinge von der Wolga erst, wenn sie – so Artikel 116 – in Deutschland „Aufnahme gefunden haben".



Ausländer-Politiker Lafontaine
„In der soundsovielten Vorgängergeneration"

Verfassungsrechtlich können solche Aussiedler nicht etwa Aufnahme verlangen, weil sie Deutsche sind – sondern sie dürfen sich Deutsche nennen, weil sie ins Land gelassen wurden. So kommt es, daß statt eines verbindlichen Nationalgefühls Verwaltungsbeamte der Vertriebenenbehörden entscheiden, ob jemand Deutscher ist oder nicht – je nachdem, was für ein Formular sie ausfüllen, ob sie ihn amtlich „aufnehmen" oder nicht.

Die nationale Sache schrumpft zum Verwaltungsakt. Und über den bestimmen statt des Grundgesetzes Verwaltungsvorschriften, wie die des Innenministeriums von Baden-Württemberg. Dort ist in Ziffer 6.1.2. zur Erläuterung für die Amtswalter festgehalten: Deutsch zu sein sei „keine Tatsache, sondern eine Rechtsfolge".

Mit den Rechtsfolgen allerdings wird überaus großzügig umgegangen, wenn einer aus dem Osten kommt. „Vertrieben" muß er sein aus seiner bisherigen Heimat, so verlangt es das Grundgesetz, auf das sich nun alle berufen.

Das Wort „Vertreibung" ist kaum mehr anzuwenden auf die Aussiedler, denen Waffenschmidt bestätigt, „daß sie nach jahrelangen Bemühungen nun endlich zu uns kommen dürfen".

Doch so genau nimmt es keiner mit dem Wort im Grundgesetz: „Eine möglichst wohlwollende Auslegung" empfahl man im bayrischen Arbeits- und Sozialministerium den Anerkennungsbeamten. Und aus Waffenschmidts Innenministerium wurde im Frühjahr 1988 die „Richtlinie" verbreitet, als Vertreibung reiche es aus, wenn „zum Beispiel staatliche Assimilierungsbestrebungen ein Leben als Volksdeutscher in den Vertreibungsgebieten erschweren".

Vertriebener, so die Logik der Rechtsprechung, sei schließlich jemand gerade dann, wenn er nicht aus seiner Heimat vertrieben worden sei, aber die anderen. So ganz allein, entschieden die Juristen, könne er ja auch keine Freude haben.

Dieselben Verwaltungsrichter sind es, die gefolterten Türken nicht helfen wollen, wenn sie sich um Asyl beworben haben. Begründung des Bundesverwaltungsgerichts: Der klare Wortlaut des Asylgrundrechts lasse es nun mal nicht zu, bloße Menschenrechtsverletzungen als Fall politischer Verfolgung anzusehen, „auch wenn mit großer Härte vorgegangen wird".

Tatsächlich gibt es kraft Verfassung einen wichtigen Unterschied zwischen Aussiedlern und Asylbewerbern. Anders als der Volksdeutschen-Artikel 116 sieht der Asyl-Artikel 16 keine Einschränkungen vor. Er steht nicht unter Gesetzesvorbehalt. Es scheint, als hätten die Asylanten die besseren Karten. Anders als Aussiedler haben sie einen verfassungskräftigen Anspruch, eingelassen zu werden, wenn sie an der Grenze stehen.

Doch „Buchstabe und Geist der Verfassung", von Unionsgeschäftsführer Seiters so dramatisch beschworen, gelten zumindest in der Union wenig, wenn sie nicht in den Kram passen. Das Asylgrundrecht soll durch eine Verfassungsänderung abgeschafft und durch eine Ermessensvorschrift ersetzt werden.

Der Geist der vorbehaltlosen Asylgarantie, so befand jetzt der baden-württembergische CDU-Politiker Späth, sei einfach antiquiert: „Wir haben heute eine andere Situation", sagt Späth, „als wir sie nach dem Kriege hatten." Heute müsse man über Asyl neu nachdenken.

Vergleiche zwischen Problemen mit Aussiedlern und Problemen mit Asylanten sind auch hier, natürlich, unzulässig. ◆

Noch nicht ranzig

Ministerrücktritte, Fehlbesetzungen, neuer Spendenärger – der Niedergang der Niedersachsen-Regierung beschleunigt sich. Auch CDU-Staatssekretär Haaßengier hat Spielbank-Gelder kassiert.

Der hannoversche Informationsdienst „Rundblick“, industrienah und regierungsfreundlich, attestierte dem niedersächsischen Ministerpräsidenten Ernst Albrecht, 58, eine „Differenz zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit“.

Letzte Woche, nachdem Albrecht zwei zurückgetretene Minister ersetzt und vier Staatssekretäre teils neu berufen, teils umgesetzt hatte, rügte das über CDU-Interna stets wohlinformierte Blatt, daß der Regierungschef neuerdings Realitäten „nicht in voller Breite“ mehr zur Kenntnis nehme.

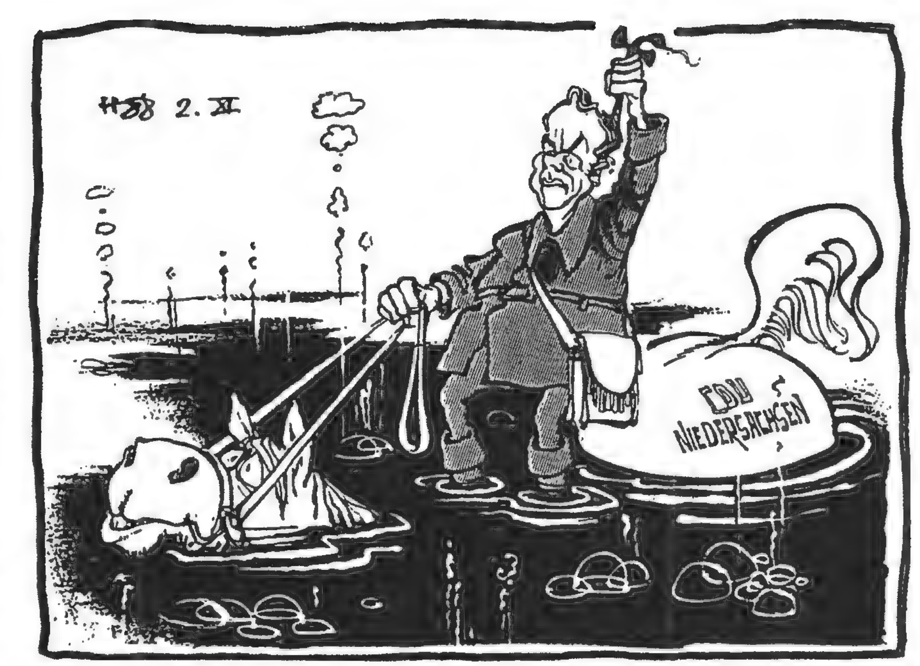
Die Mahnung tat not. Denn mit Selbsttäuschung stemmt sich Albrecht mehr und mehr dem drohenden Machtverlust entgegen. Eine „Regierungskrise“, versicherte er trotzig, „haben wir nie gehabt“; es habe lediglich „eine Regierungsumbildung“ stattgefunden – obgleich ihm das Revirement, im Gefolge von Spielbanken- und sonstigen Skandalen, aufgenötigt worden war.

Noch nicht einmal mehr bei den Personalfragen ist der vormals souveräne Regent Herr seiner Entscheidungen – die Umstände, vor allem die Ein-Stimmen-Mehrheit im Landtag, diktierten ihm auch die jüngsten Umbesetzungen:

▷ Als Nachfolger des am Dienstag zurückgetretenen, extrem erfolglosen Kultusministers Wolfgang Knies, 53, mußte Albrecht den ihm von der Fraktion aufgezwungenen Abgeordneten Horst Horrmann, 47, akzeptieren, den er bei der Knies-Berufung vor 17 Monaten noch mangels „Qualität“ ignoriert hatte.

▷ Für Dieter Haaßengier, 54, den engsten Vertrauten des vorletzte Woche zurückgetretenen Innenministers Wilfried Hasselmann, 64, fand Albrecht eine „angemessene neue Verwendung“ als Kultus-Staatssekretär – nachdem er seine ursprüngliche, allgemein als instinktlos empfundene Absicht, den in die Spielbanken-Affäre tief verstrickten Haaßengier zum Lotto-Toto-Chef zu machen, hatte aufgeben müssen.

▷ Den FDP-Abgeordneten Rudolf Fischer, 48, der schon mal mit der Opposition stimmte und einer der schärfsten Kritiker der Zustände im Innenministerium war, holte sich Albrecht als Staatssekretär für Bundesangelegenheiten in seine Regierung – aus durchsichtigem Grund: Fischer,



tz, München

Der Schimmelreiter

der nun sein Mandat niederlegen muß, galt als Mehrheitsrisiko bei dem von der SPD angekündigten Mißtrauensvotum im Dezember.

▷ Den ablösungsreifen Wissenschaftsminister Johann-Tönjes Cassens, 56, mußte Albrecht im Amt belassen, weil er den Mandatsträger angesichts des Mißtrauensvotums nicht verprellen durfte. Und pfleglich muß der Regierungschef aus demselben Grund auch den als Wahlbetrüger verurteilten CDU-Abgeordneten Kurt Vajen behandeln, gegen den die Staatsanwaltschaft derzeit wegen Nötigung ermittelt (siehe Seite 104).

Nachsicht walten läßt Albrecht vor allem gegenüber seinem Freund und Förderer Hasselmann. Nach dessen Rücktritt als Innenminister beschwor der Kabinettschef den CDU-Landesvorstand, Hasselmann als Parteivorsitzendem weiterhin die Treue zu halten: „Wenn er jetzt fallengelassen wird, haben wir das C für christlich in unserem Namen nicht verdient.“

Der CDU-Vorstand sprach daraufhin, am vorletzten Wochenende, Hasselmann einstimmig das Vertrauen aus. Nun schleppt sich die Landes-Union mit zwei schwer angeschlagenen Spitzenleuten, die eigentlich schon hatten abtreten wollen, in die nächste Landtagswahl.

Albrecht, Westdeutschlands dienstältester Ministerpräsident, wird 1990, wie er ausdrücklich erklärte, entgegen seiner ursprünglichen „Lebensplanung“ noch einmal kandidieren. Hasselmann, Westdeutschlands dienstältester CDU-Landesvorsitzender, hatte schon vor zwei Jahren angekündigt, er wolle 1988, „wenn der Kalk aus der Hose rieselt“, aufhören – nun fühlt sich der Christdemokrat, der keinen Nachfolger aufzubauen verstanden hat, doch noch fit genug: „Der Jahrgang '24“, reimt er jetzt, sei „noch nicht ranzig“.

An der Spitze der größten Regierungspartei steht mit Hasselmann ein Politiker, dem seit seiner Falschaussage über die Entgegennahme von Spielbank-Spenden nicht nur die Grünen bescheinigen, daß er „reif für den Staatsanwalt“ sei. „Nicht zu fassen“, urteilte auch die rechte „Welt“, sei es, daß der CDU-Chef vor dem Untersuchungsausschuß eine „sträfliche Tatsachenbehauptung“ vorgetragen habe; dabei war Hasselmann zuvor vom hannoverschen CDU-Kreisvorsitzenden Ludolf von Wartenberg zweimal an den wahren Hergang erinnert worden.

Schlichtweg verheerend waren letzte Woche auch die öffentlichen Reaktionen auf Albrechts Absicht, ausgerechnet dem affärenbelasteten Haaßengier, früher CDU-Generalsekretär, dann Bundesrats- und zuletzt Innen-Staatssekretär, den hochdotierten Posten des niedersächsischen Lotto-Chefs zuzuschanzen. „Ist der Ruf erst ruiniert, regiert es sich ganz ungeniert“, kommentierte die hannoversche „Neue Presse“ die „Schmierenkomödie“. Selbst „Bild“ protestierte: „Fingerspitzengefühl müßte man haben.“

Nachdem Albrecht auch noch aus der CDU- und der FDP-Fraktion bedrängt worden war, auf den Lotto-Coup zu verzichten, bot er Haaßengier ersatzweise den Staatssekretärsposten im Kultusministerium an. Daß sich der Hasselmann-Mitstreiter – ebenso wie Hasselmann selber – generell für politische Ämter disqualifiziert haben könnte, wollte Albrecht nicht in den Sinn.

Einfach nicht wahrhaben mochte der Ministerpräsident den Stand der Beweiserhebung im Spielbanken-Ausschuß. Den Vorhalt des ZDF-Interview-

TIMBERLAND

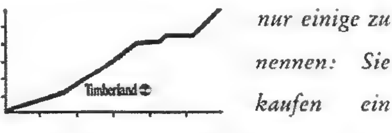
Legen Sie Ihr Geld in Timberland an!

Einige investieren in Aktien, andere in Gold. Und wieder andere haben Schweizer Franken, Yen oder Dollar in ihrem Safe gestapelt. Alles falsch. Wie unglücklich müssen diese Menschen sein, wenn ihr Geld plötzlich weniger Geld wert ist?



Da ist es doch wunderbar, daß es noch Dinge gibt, auf die man sich verlassen kann.

Zum Beispiel: Wenn Sie Ihr Geld in Timberland anlegen, hat das eine ganze Menge Vorteile für Sie. Um nur einige zu nennen: Sie kaufen ein Stück Lebensqualität, das mit den Jahren immer wertvoller wird; Sie unterliegen keinen Kursschwankungen des Zeitgeistes; Sie können Ihren Besitz ohne Gefahr mit sich herumtragen und sich jeden Tag über ihn freuen; und Sie haben die Gewißheit, bei dieser Kapitalanlage immer bestens aufgehoben zu sein.



Wenn Sie dies alles überzeugt hat und Sie Ihr Geld in Timberland investieren wollen, sprechen Sie doch einmal mit unserem Anlageberater. Er ist gleichzeitig auch unser Botschafter, und Sie finden ihn überall dort, wo es sehr gute Schuhe gibt. Oder aber, Sie schreiben unserem Minister für Öffentlichkeitsarbeit:



TIMBERLAND GmbH,
Münchner Str. 3, 8026 Ebenhausen,
Tel.: 08178/4971.



Zwei der bedeutendsten Vertreter von Timberland: Wing Tip mit Komfort-Fußbett und wasserabweisendem, silikongetränktem Oberleder. Black Classic. Der schwarze Klassiker. Echt handgenäht aus wasserabweisendem Rindsleder. Mit weichem Handschuhleder gefüttert und mit stabiler, rutschfester Gummisohle ausgestattet.



In Timberland läßt's sich gut leben.





ers Ruprecht Eser, daß Haaßengiers Ruf nach dessen Ausschuß-Auftritten „ziemlich lädiert“ sei, wollte Albrecht „nicht akzeptieren“: Der Staatssekretär, behauptete der Regierungschef, sei lediglich „beschuldigt worden von diesem ominösen Herrn Rath“.

Albrecht verdrängt, daß Laszlo Maria von Raths Aussagen, soweit sie Haaßengier betreffen, von zwei weiteren Zeugen bestätigt worden sind: von dem ehemaligen Kasinolizenz-Bewerber Rudolf Kalweit sowie von dessen Anwalt Paul Meixner.

Unstreitig ist, daß der „ominöse Herr Rath“, immerhin ein Jahrzehnt lang Werbe- und Finanzberater der CDU, mindestens zwei Treffen des damaligen Partei-Generalsekretärs Haaßengier mit Kalweit beziehungsweise Meixner arrangierte. Zumindest bei dem zweiten Gespräch ging es um die Rolle Raths als Strohmann der CDU in der Gruppe Kalweit und um Raths Gegenleistung, durch seinen Einfluß in der CDU dem Spielbanken-Gesetz zu einer Mehrheit im Landtag zu verhelfen.

Dieser Sachverhalt ist nicht nur durch Anwalt Meixner bezeugt, sondern auch durch Briefe aus jener Zeit belegt. Zwar bestritt Haaßengier, daß Rath im Auftrag der CDU gehandelt habe, aber damit steht – günstigster Fall für den Christdemokraten – lediglich Aussage gegen Aussage. Der Verdacht, daß Haaßengier vor dem Ausschuß die Unwahrheit gesagt hat, ist begründet, auch wenn Albrecht dieses Faktum gern wegdiskutieren würde.

Und nicht zu leugnen ist Haaßengiers politische Mitverantwortung als Innen-Staatssekretär für den Zusammenbruch der Spielbank Hannover/Bad Pyrmont: Der Landesrechnungshof hat dem Hause Hasselmann/Haaßengier schwerste Aufsichtspflichtverletzungen attestiert; überdies wurden rund zehn Millionen Steuer-Mark bei dem rechtlich mehr als fragwürdigen Versuch verpulvert, über einen Strohmann mit Staatsgeld die Mehrheit der Spielbank-Anteile heimlich zu erwerben.

Politisch anrüchtig ist, daß nicht nur der oberste Kasino-Aufseher Hasselmann einst Spielbank-Spenden entgegengenommen hat, sondern auch sein Helfer Haaßengier: Bereits 1971 begann der CDU-Funktionär, sich persönlich um den spendablen Marian Felsenstein zu kümmern.

Bis dahin hatte der Textilkaufmann für seine „Nylon-Vitrine“ regelmäßig Anzeigen in dem CDU-Blatt „Niedersachsen-Zeitung“ aufgegeben – „eine Art Parteispende“, wie Felsenstein heute zugibt. Manchmal verzichtete der Kaufmann generös auf den Abdruck der Anzeige, zahlte aber trotzdem – damals immerhin 4000 bis 5000 Mark pro Jahr.

Wieviel Spendengelder von Felsenstein insgesamt an die CDU geflossen sind, ist vorerst nicht bekannt. Fest steht, daß auch Haaßengier in den Genuß von Felsenstein-Zahlungen gekommen ist. In einem jetzt aufgetauchten Brief vom 9. Juni 1980 bedankt sich Haaßengier, nun schon Hasselmanns Staatssekretär, bei Felsenstein, nun Kasino-Chef, „recht herzlich für Ihr Schreiben vom 30.5.80 und den beigefügten Verrechnungsscheck“: „Sie haben uns damit sehr geholfen.“

Als ähnliche Fehlbesetzung wie die Unterbringung des Spendensammlers



Albrecht-Schützling Haaßengier
Angebot ohne Fingerspitzengefühl



Dieter Haaßengier
Staatssekretär

den 9.6.8o

Herrn
Marian Felsenstein
Freihorstfeld Str. 38
3ooo Hannover 71

Sehr geehrter Herr Felsenstein,

auf diesem Wege möchte ich mich recht herzlich
für Ihr Schreiben vom 3o.5.8o und den beigefügten
Verrechnungsscheck bedanken.
Sie haben uns damit sehr geholfen.

Mit freundlichen Grüßen an Ihre Gattin und Sie

Ihr

Haaßengier-Brief an Felsenstein
Dank für Verrechnungsscheck

Haaßengier im Kultusministerium gilt selbst manchem CDU-Freund der Nachfolger des neuen Innenministers Josef Stock im Fraktionsvorsitz: Der schneidige Hannoveraner Jürgen Gansäuer, 44, ein „instinktgesteuerter Draufgänger“, dessen bevorzugtes Instrument laut „Welt“ der „Dreschflegel“ ist, war im Landtag bisher hauptsächlich durch rüde Zwischenrufe aufgefallen.

Der ehrgeizige Schreibwarenhändler bedachte den Oppositionsführer Gerhard Schröder vorzugsweise mit Injurien wie „Klippschüler“, „Feigling“ und „Oberdröhner“. Zu Gansäuers parlamentarischen Lieblingswendungen zählen Befunde wie „Schiß in der Hose“ oder die Frage: „Haben Sie Pfropfen in den Ohren?“

Der neue CDU-Fraktionschef, befand SPD-Landesvorsitzender Johann Bruns, habe „noch nicht eine einzige Parlamentsrede mit Tiefgang“ zustande gebracht. Bruns über „das letzte Aufgebot“ der Albrecht-Partei: „Die Endzeit der Niedersachsen-CDU ist wirklich angebrochen.“

Albrecht selber, der noch vor wenigen Jahren als möglicher Bundeskanzler galt, scheint den jähen Niedergang seiner Regierung nicht so recht verwinden zu können. So wie das milde Dauerlächeln, das einst seinen Aufstieg begleitete, angestrengtem Grimassieren gewichen ist, verraten seine politischen Aussagen zunehmend verzerrte Wirklichkeitswahrnehmung. Die liberale Hamburger „Zeit“ diagnostizierte bei Albrecht eine Neigung zu „Verschwörungstheorien“.

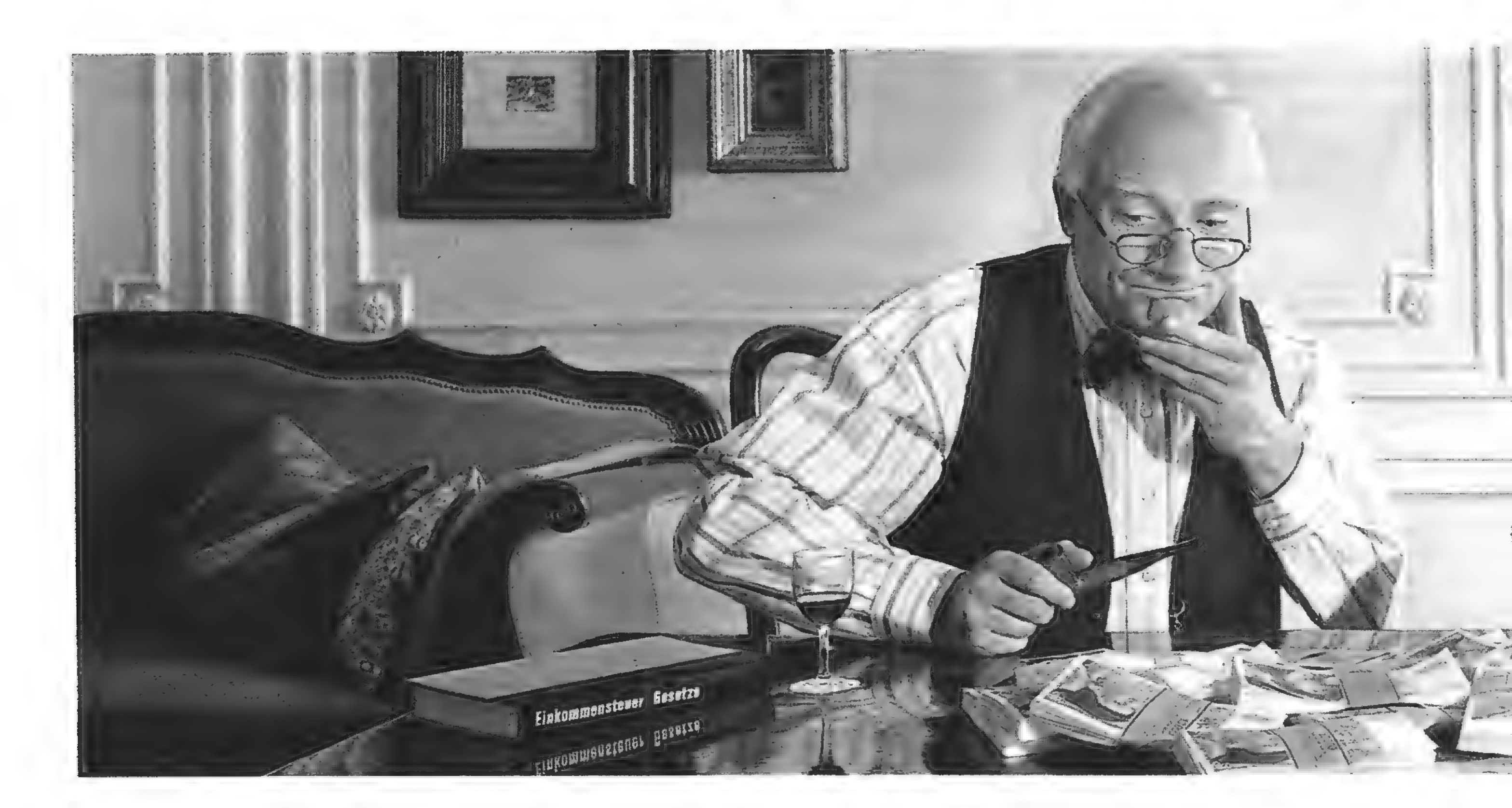
Nicht auf eigene Fehler und Skandale führt Albrecht die Krise seiner Koalition zurück, sondern, so letzte Woche vor Mitgliedern der „Senioren-Union“, allein auf eine „gigantische Verleumdungskampagne“ der linken „Kampfpresse“, die „Lügen“ verbreite. Überzeugen konnte Albrecht damit nicht einmal seine Parteisenioren: Der Beifall war matt, die Mienen blieben skeptisch.

Schließlich hatten die Senioren selbst in keineswegs linksverdächtigen Blättern wie der „Bild“-Zeitung Schlimmes über Albrechts CDU lesen können: „In Niedersachsen zerbröselt ihre Attraktivität zwischen Affären und Rücktritten.“ Auch in der durchweg konservativ gestimmten Provinzpresse, jahrzehntelang ein Hort der Unionstreue, vermag kaum ein Leitartikler dem Albrecht-Kabinett noch Positives abzugewinnen.

Die „Nordwest-Zeitung“ kommentierte: „Der Karren steckt tief im Dreck.“ Die stockkonservative Lüneburger „Landeszeitung“ schrieb: Die CDU/FDP-Koalition „hinkt schwer dahin, zermürbt durch Affären und Skandale“. Die „Goslarsche Zeitung“ befand, Albrechts Kabinett stehe „erbärmlich“ da.

Auch die traditionell unionsfreundliche „Hannoversche Allgemeine“ sorgte nach den jüngsten Albrecht-Schlappen für politische Endzeitstimmung – mit einem Erfahrungssatz aus der Verhaltensforschung: „Wenn ein Leitwolf, der von seinem Rudel anerkannt worden ist, sich erst einmal von einem anderen Wolf hat beißen lassen, dann sind seine Tage gezählt.“ ◆

Wir sind ers
wenn Si



Was tun mit dem Geld aus Ihrer Lebensversicherung? Wir sagen Ihnen gerne, wie Sie noch mehr daraus machen können.

Wenn der Tag kommt, an dem Ihre Lebensversicherung ausgezahlt wird, werden Sie bestens darauf vorbereitet sein. Denn das können wir Ihnen garantieren: Rechtzeitig vor dem Ablauf rechnen wir Ihnen gerne einmal vor, wie Sie Ihr angespartes Kapital

st zufrieden, e es sind.



weiter vermehren können und noch jahrelang davon profitieren. Wir helfen Ihnen also nicht nur von Anfang an, Ihr Geld richtig einzusetzen. Wir sind für Sie da, wann immer es um finanzielle Fragen geht.

Nehmen Sie dies als kleines Beispiel dafür, daß wir mehr für Sie tun wollen als üblich.

COLONIA

Wir sind erst zufrieden, wenn Sie es sind

Autopreise: Konzerne im Rabattkrieg

Nach sechs Jahren Boom kämpfen die Autoverkäufer erbittert um jeden Kunden. Mit versteckten und mit offenen Preisnachlässen, mit Sondermodellen und sogenannten Gebrauchtwagen, die keinen Meter gefahren sind, sollen die Käufer überzeugt werden. Für viele Kunden, das zeigt der Rabattkrieg, sind die Autos inzwischen zu teuer.



BMW-Händler in Hamburg: Wer voll bezahlt, hat selber schuld

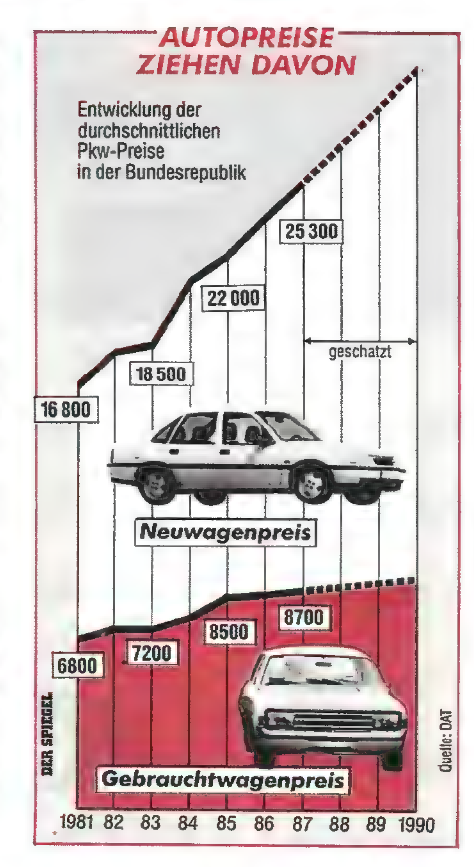
Der Mercedes-Verkäufer in der Hamburger Niederlassung der Daimler-Benz AG gab sich als Mann mit Grundsätzen: „Andere machen das, aber Daimler-Benz gibt keine Rabatte." Auch sein Konkurrent bei BMW-Werner in der Stresemannstraße ließ die Sache eher zögerlich angehen: „Bei uns gibt es nur drei Prozent Rabatt."

Das letzte Wort war es in beiden Fällen nicht.

Das gute Stück, einen Mercedes 420 SE (Listenpreis: 80 028 Mark), gab es fünf Minuten später fünf Prozent billiger; der Wagen sollte nur für einen Tag auf Daimler-Benz zugelassen werden, ohne einen Kilometer zu fahren.

Auch der Preis des BMW 316i (25 950 Mark) war nicht ernst zu nehmen: 5,5 Prozent Nachlaß waren schnell ausgehandelt.

Was bei Mercedes und BMW nun offenbar zur Tagesordnung gehört, ist bei Opel und Ford, bei Fiat und Toyota schon seit langem Routine. Die Preise stehen nur noch auf dem Papier, gefeilscht wird wie im Orient, und wer den vollen Preis bezahlt, hat selber schuld. „Was da läuft", so Ford-Chef Daniel Goeudevert, „das ist nicht mehr normal."



Nach sechs Jahren ununterbrochenem Autofrühling, nach dem Rekord von 2,9 Millionen Neuzulassungen im Inland (1987) wollen Verkäufer und Produzenten den Boom mit Super-Rabatten noch ein Weilchen am Leben halten.

Je deutlicher seit einigen Monaten die Anzeichen für ein Abflauen der Autolust werden, um so hektischer werden die Aktionen der Verkäufer. Das Rekordergebnis vom vergangenen Jahr wird die Branche schon in diesem Jahr um etwa 150 000 Autos verfehlen. Was kommt danach?

So lange es noch geht, versucht jeder mitzunehmen, was zu kriegen ist. Die Fabriken sollen ausgelastet, prestigeträchtige Marktanteile gehalten werden. Die Käufer sollen bei Laune bleiben.

Das Repertoire der Verkäufer für versteckte Preisnachlässe – und die Chance des Autokäufers, ein paar tausend Mark zu sparen – war noch nie so groß:

▷ Alle großen Hersteller haben heute firmeneigene Finanzierungsgesellschaften und benutzen niedrige Zinssätze, um die Kundschaft zu locken;
▷ fast jedes Auto ist im Leasing-Verfahren zu haben, bei dem der Verkaufspreis fast schon beliebig manipulierbar wird;
▷ durch ein ständiges Angebot von Sondermodellen, die in fester Ausstattung verkauft werden, höhlen die Hersteller das offizielle Preisniveau dauerhaft aus;
▷ durch Rabatte, die bei allerlei Sonderaktionen dem Handel eingeräumt werden, herrscht ewiger Ausverkauf;
▷ mit sogenannten Tageszulassungen werden Neuwagen über Nacht zu gebrauchter Ware, die dann mit entsprechendem Nachlaß an den Kunden weitergereicht wird.

Die Automanager klagen zwar über den Rabattrummel. Doch keiner kann es sich erlauben, vornehm auf dem Listenpreis zu bestehen.

Insbesondere Goeudevert von Ford wird nicht müde, über den „Wahnsinn mit den Sondermodellen" zu klagen: „Wer kauft heute noch einen Golf, die Leute kaufen einen Flash, einen Bistro oder wie die Extramodelle alle heißen." Bei Ford heißen sie: Escord Bravo und Fiesta Tornado.

Sondermodelle und Rabatte machen Autos billiger, die fürs Durchschnittspublikum offensichtlich zu teuer geworden sind.

Im Vertrauen auf die scheinbar unbegrenzte Zahlungskraft der Klientel zogen die Hersteller die Preise nach oben. Zwar wurden die Autos reichhaltiger ausgestattet, kurvenfester und vor allen Dingen schneller. „Aber“, so Goeudevert, „es macht keinen Sinn, wenn sie so viel besser werden, daß sie sich keiner mehr leisten kann.“

1981 noch kostete ein statistischer Durchschnittswagen 16 800 Mark, im vergangenen Jahr schon 25 300 Mark. Mittelklasse-Wagen wie der Opel Omega oder der Audi 80 sind, mit ein paar nützlichen Extras, kaum noch unter 30 000 Mark zu haben. Die Firmen haben die Wagen bei jedem Modellwechsel aufgerüstet, mit besseren Fahrwerken und stärkeren Motoren.

Noch schneller als PS-Zahlen und Spitzengeschwindigkeiten stiegen die Preise. Nur, die Schicht der Begüterten, die mal eben einen Scheck über 30 000 oder 40 000 Mark ausfüllt, wuchs nicht mit.

Für ihren Gebrauchtwagen bekommen die Kunden inzwischen zwar auch deutlich mehr (siehe Graphik), der Durchschnittswert stieg von 1981 bis 1987 von 6800 auf 8700 Mark. Doch wer damals nur 10 000 Mark drauflegen mußte, um einen vergleichbaren Neuwagen zu bekommen, muß inzwischen 16 000 Mark zuzahlen. Autos werden unter solchen Verhältnissen länger gefahren, bis sie durch einen Neuwagen ersetzt werden.

Die Autoindustrie versucht, die Kunden mit günstigen Finanzierungsangeboten bei Laune zu halten. Über die Hälfte aller Neuwagen wird auf Pump gekauft. Die Konditionen sind ein verschleierter Preisnachlaß. Die Fiat Kredit Bank etwa verlangt von Uno-Käufern, die ein Viertel des Preises anzahlen und sich den Rest vorstrecken lassen, nur 1,9 Prozent effektiven Jahreszins. Da lohnt es selbst für den, der den Uno bar bezahlen könnte, den Kredit in Anspruch zu nehmen. Das Geld bringt in festverzinslichen Bundesanleihen mehr – mindestens sechs Prozent.

Daß Sonderangebote nötig sind, um Kunden zu ködern, haben auch die japanischen Konkurrenten schnell erkannt. Nachdem Mitsubishi und Toyota in der Bundesrepublik eine eigene Bank eröffnet haben, will Nissan dem Beispiel folgen.

Noch geringer als bei der Kredit-Finanzierung sind die monatlich fälligen Raten bei Leasing-Verträgen. Nach einer Anzahlung von rund 6000 Mark ist beispielsweise ein VW Golf schon für 60 Mark Monatsrate, ein Opel Kadett für 98 oder ein Ford Sierra für 134 Mark zu haben. Für viele wird das scheinbar billig geliehene Fahrzeug bei Vertragsende noch richtig teuer. Wenn der Händler es nicht zum festgelegten Restwert verkaufen kann, muß der Mieter die Differenz zahlen.

Mit seiner „Herbst-Offensive ’88“ hat Opel eine neue Runde im branchenweiten Preispoker eröffnet. Allein für den Omega, der erst vor zwei Jahren auf den Markt kam, haben die Rüsselsheimer, wie sie den Händlern in einem Brief („streng vertraulich“) mitteilten, neun verschiedene „Verkaufsmaßnahmen“ vorbereitet.

Das Management bietet den Händlern beispielsweise den „Gebrauchtwagen-Eintauschplan“. Wer einen neuen Omega oder Senator verkauft und den Gebrauchtwagen des Kunden in Zahlung nimmt, bekommt „Bonusbeträge“ gutgeschrieben. War der Kunde zuvor schon Opel-Fahrer, gibt es 1000 bis 1500 Mark; hatte er einen Audi, BMW, Mercedes oder einen Ford Scorpio, gibt es 1500 bis 2000 Mark. Der Händler kann, gefüttert mit solchen Prämien des Herstellers, seinem Kunden extrem günstige Preise für den Gebrauchtwagen bieten.

Gleichzeitig sorgt der Hersteller dafür, daß die Händler kräftige Preisnachlässe bei Neuwagen gewähren können. Opel ermöglicht das beispielsweise mit dem „Omega Caravan Erstzulassungsplan“, der den Verkäufer vom dritten Wagen an, den er an den Mann bringt, 1000 Mark Bonus einspielt. Diese „Sonderprämie“ gilt, wie Opel versichert, „zusätzlich zur Eintauschprämie“ für Gebrauchtwagen.

Das Rabattgesetz erlaubt zwar nur einen Abschlag für Barzahler von drei Prozent. Doch die Hürde ist für findige Autohändler leicht zu umfahren. Sie müssen ja der unverbindlichen Preisempfehlung des Herstellers nicht folgen und können einen eigenen Preis für den Wagen kalkulieren, von dem sie dann erst die genehmigten drei Prozent Rabatt abziehen. Oder der Händler meldet das Auto für einige Tage auf den eigenen Namen an und bietet es dann, mit kräftigem Preisnachlaß, als sogenannten Tageswagen an.

Opel versucht gleichzeitig, den Verkauf mit einem ganzen Bukett von Sondermodellen anzukurbeln. Die Verkäufer verlieren schon gelegentlich den Überblick. Sie bieten den Kadett „Tiffany“ und einen Kadett „Miami“ an, einen Kadett Caravan „Club“ und den Corsa „City“, den Omega „Edition“ und den Omega „Diamant“. Mit derlei Sondermodellen läßt sich der Absatz für ein paar Wochen um 10 oder gar 20 Prozent steigern.

Was Opel macht, wird Folgen haben. Etwa in Wolfsburg. VW hat bei dem erbitterten Kampf um Marktanteile in diesem Jahr schon viel verloren. In den ersten neun Monaten verschlechterte sich VW von 22,3 Prozent auf nur noch 21,4 Prozent Anteil an allen inländischen Neuzulassungen.

VW-Chef Carl H. Hahn kann bei neuen Preisaktionen auf Beifall aus dem eigenen Haus rechnen. „Runter mit den Preisen“, fordert der Gesamtbetriebsratsvorsitzende Walter Hiller, „das erhöht die Produktionszahlen und bedeutet mehr Sicherheit für die Arbeitsplätze.“

Zumindest einer, der es wissen muß, denkt schon einmal an den Tag, an dem der Faden reißt. Für Goeudevert ist das in der Branche so beliebte Rabattspiel eine Seuche, die Folgen haben muß. Normal sei für die Bundesrepublik ein jährliches Zulassungsniveau von 2,1 bis 2,2 Millionen Autos. Wenn jetzt noch einmal gut 2,7 Millionen Stück verkauft werden, dann sei das doch nur hochgepuscht – mit „den Blauen und den Riesen“ der Verkaufsförderer. ◆

Ford-Chef Goeudevert, Ford-Händler: „Was da läuft, ist nicht mehr normal“

FUSIONEN

Selber fressen

Amerika im Fusionstaumel: Philip Morris ist, nach der Übernahme des Multis Kraft, der größte Lebensmittelkonzern der Welt.

Die beiden Herren aus dem nahen Glenview warteten bereits, als Hamish Maxwell die Suite 1284 im Chicagoer Airporthotel „Westin" betrat. Die Begrüßung war kühl. Maxwell, Chef des New Yorker Zigarettenmultis Philip Morris, kam gleich zur Sache: „Laßt uns das Spiel beginnen."

Es war ein Milliarden-Spiel, um das es am Sonntag nachmittag der vorvergangenen Woche zwischen Maxwell sowie John Richman und Michael Miles, den beiden Chefs des Lebensmittelkonzerns Kraft, ging. Maxwell war fest entschlossen, Kraft zu kaufen – auch gegen den Willen seiner Verhandlungspartner, und noch an diesem Tag.

Erfolgsmensch Maxwell bekam am Ende, was er haben wollte. Für den unvorstellbaren Betrag von 13,1 Milliarden Dollar fällt der Multi Kraft in das Reich des Multis Philip Morris: „Merger mania", Fusionswahn, nennen die um griffige Formeln nie verlegenen Amerikaner die seit Jahren in ihrer Unternehmenslandschaft grassierende Sucht des Firmenfressens. Merger mania erlebt mit dem Philip Morris/Kraft-Deal einen neuen Höhepunkt.

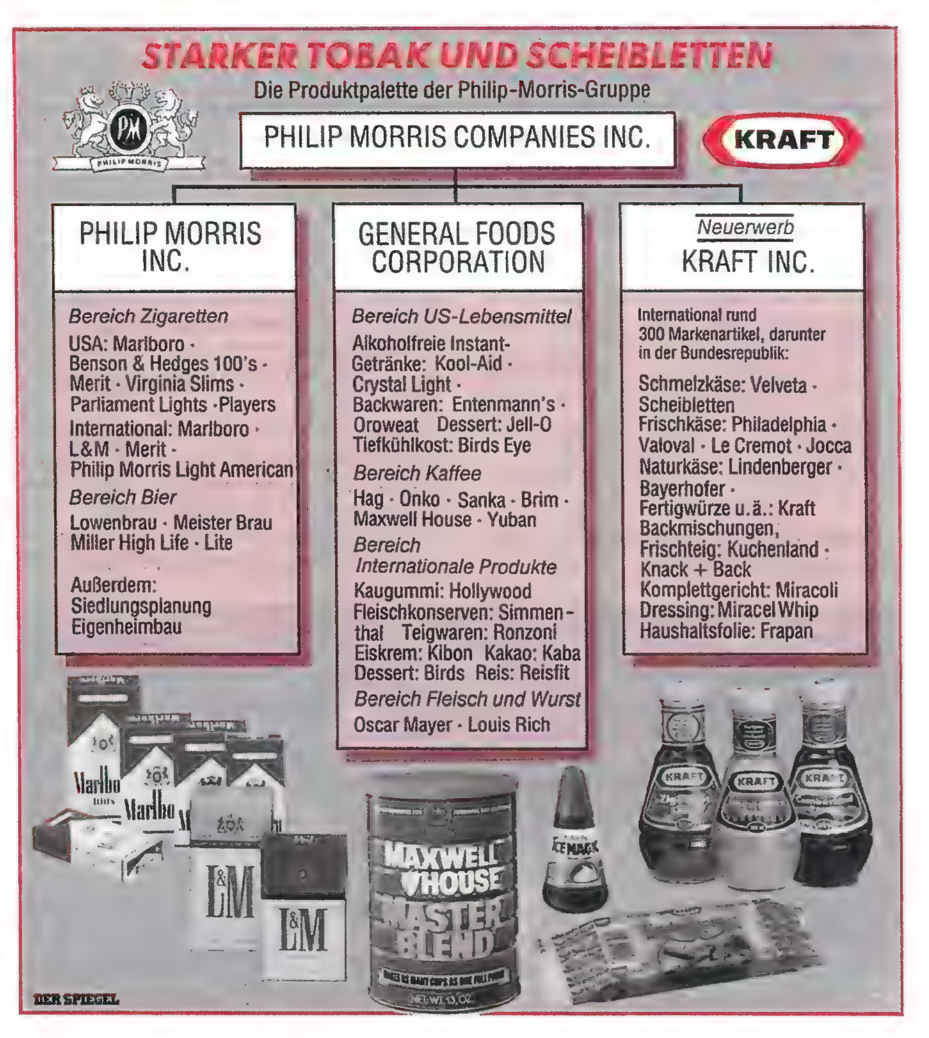
Aufkäufer und Spekulanten haben Hochkonjunktur in Amerika. Mehr als 4800 Firmen sind in den vergangenen Monaten von Wall-Street-Brokern, vom eigenen Management oder von der Konkurrenz gekauft worden. 366 Milliarden Dollar haben die Investoren dafür aufgebracht – weit mehr, als im vergangenen Jahr für Firmenübernahmen bezahlt wurde.

Gigantische Kapitalbeträge wurden an den Börsen und von den Banken bewegt. Es ist geborgtes Geld, das die Aufkäufer in eine ebenso gigantische Verschuldung treibt. Vom Kaufrausch gepackt, zahlen die Erwerber Preise, die häufig den tatsächlichen Wert der Firmen bei weitem übersteigen.

Zur Disposition steht jetzt, nachdem der Kraft-Handel abgeschlossen ist, der Tabak- und Lebensmittelkonzern RJR Nabisco (SPIEGEL 44/1988), der unter anderem die Zigarettenmarke Camel vertreibt. Seit Wochen tobt die Übernahmeschlacht, das „unfriendly take-over".

Bei mehr als 20 Milliarden Dollar liegt inzwischen die Offerte der New Yorker Brokerfirma Kohlberg Kravis Roberts & Co. (KKR). So viel Geld wurde noch nie für ein Unternehmen geboten.

Zu den KKR-Kunden, mit deren Kapital die Nabisco-Übernahme finanziert werden soll, gehören Spekulanten



ebenso wie staatliche Pensionsfonds und die Stiftungen der Harvard University sowie des Massachusetts Institute of Technology.

Die Art der Übernahme von Kraft durch den Philip-Morris-Konzern, der sein Geld vorwiegend mit der Marlboro verdient, unterschied sich kaum von den hemmungslosen Methoden der Wall-Street-Broker. Die Kraft-Spitzenmanager in Glenview nahe Chicago wurden nicht gefragt, der Auftakt fand nach üblichem Muster an der Börse statt.

11,5 Milliarden Dollar bot Maxwell Mitte Oktober den Kraft-Aktionären, rund vier Milliarden mehr, als nach dem damaligen Börsenkurs sämtliche Aktien des Unternehmens gekostet hätten. Mit einem Schlag waren 124 Millionen Kraft-Aktien, die vor dem Angebot für rund 60 Dollar das Stück gehandelt worden waren, 90 Dollar wert. Ein blendendes Geschäft für die Aktionäre.

In der Konzernzentrale von Kraft wußte niemand von den Verhandlungen, die Philip Morris diskret mit einem Konsortium von über 60 Banken geführt hatte, um das Milliarden-Spiel finanzieren zu können. Nicht einmal ein Gerücht vom drohenden Unheil war nach Glenview, Illinois, gedrungen.

So schnell aber wollten sich die Kraft-Anführer Richman und Miles nicht geschlagen geben. Eilig offerierten sie ihren Aktionären ein kompliziertes Gegenangebot, das sich auf angeblich 110 Dollar pro Aktie summieren sollte.

Um das Geschenk an die Aktionäre bezahlen zu können, hätte Kraft Kredite in Milliarden-Höhe aufnehmen und zudem Teile des Konzerns verkaufen müssen. Das wiederum wollte Maxwell verhindern, ihm ging es um das ganze Kraft-Paket.

Per einstweiliger Verfügung durch ein Gericht in Chicago versuchte der Marlboro-Mann, den Kraft-Männern einen Schnellverkauf einzelner Firmen zu verbieten.

Die Zeit drängte. Inzwischen hatten Spekulanten den Kraft-Kurs an der Wall Street weiter nach oben getrieben. Am Freitag vor dem eilig anberaumten Termin im Westin-Hotel wurde die Aktie bereits knapp unter 100 Dollar gehandelt – fast 40 Dollar mehr als vor der Philip-Morris-Offerte.

Stundenlang feilschte Maxwell in der Hotelsuite eines Anwalts in Chicago mit den beiden Kraft-Bossen. „Die haben gar keine Chance", wußte ein in der Westin-Lobby wartender Philip-Morris-Manager, „das Zimmer als Sieger zu verlassen."

So sicher war das offenbar nicht. Wie bei einer ordinären Pokerpartie mußte Maxwell sein Angebot Dollar um Dollar

erhöhen. Die Stimmung war gespannt. Beide Seiten befürchteten, daß der Kurs der Kraft-Aktien am Montag weiter steigen würde.

Spät nachts machte der Zigarettenmanager sein letztes Angebot: 106 Dollar pro Aktie. Das summiert sich auf einen Gesamtpreis von 13,1 Milliarden Dollar. Der Betrag, der zweithöchste, der je für ein Unternehmen ausgehandelt wurde, entspricht in etwa den gesamten Gold- und Devisenreserven Australiens.

Da konnten Richman und Miles nicht mehr gegenhalten. Zermürbt gaben sie auf und unterzeichneten den Vertrag.

Die zwei schneiden selbst nicht schlecht ab. Zum einen halten die Kraft-Manager selbst einige tausend Aktien ihrer Firma, die nun einiges mehr wert sind.

Zum anderen ist der Handel auch ihrer Karriere nicht abträglich: Richman rückt als Maxwells Stellvertreter in den Philip-Morris-Vorstand, Kollege Miles, ein exzellenter Marketing-Stratege, wird alleiniger Präsident des Nahrungsmultis.

Das Kommando aber hat, hier wie dort, künftig nur einer: Hamish Maxwell, 62.

Durch den Kraft-Akt steigt Philip Morris, zu dem bereits der Nahrungskonzern General Foods gehört, zum größten Lebensmittelkonglomerat der Welt auf. Der niederländisch-britische Unilever-Konzern, bislang Spitzenreiter, muß sich in dem wahnwitzigen Kampf um schiere Größe mit Platz zwei begnügen, vorerst jedenfalls.

„Entweder du frißt andere, oder die anderen fressen dich, da fresse ich doch lieber", begründet der gebürtige Brite Maxwell seinen Aufkauf-Eifer.

Die volle Kasse von Philip Morris war diesem Bestreben förderlich. Das Barkapital liegt bei zwei Milliarden Dollar, die Kreditlinie bei den Banken wird auf 25 Milliarden Dollar geschätzt.



Kraft-Chefs Miles, Richman: Zermürbt aufgegeben

Kein Problem war für Maxwell vor drei Jahren schon die nach Wall-Street-Art gewaltsame Übernahme des General-Foods-Konzerns für 5,8 Milliarden Dollar. Inzwischen sind die dafür aufgenommenen Kredite weitgehend zurückgezahlt.

In vier bis fünf Jahren will Maxwell auch die zwölf Milliarden Dollar, die er für den Kraft-Kauf bei den Banken aufnimmt, zurückgezahlt haben. Das Geld fließt vor allem aus dem einträglichen Zigarettengeschäft, die Raucher in aller Welt finanzieren Maxwells Drang zur schieren Größe. Die Haussorte Marlboro gilt als einer der erfolgreichsten und einträglichsten Markenartikel der Welt.

Allein die deutsche Philip-Morris-Tochter in München erwirtschaftete im vergangenen Jahr einen Gewinn von 160 Millionen Mark, vor allem mit der Marlboro.

Gern würde Maxwell auch Tabak-Konkurrenten auf seine Einkaufsliste setzen. Doch die Kartellgesetze in den meisten Industrieländern verbieten weitere Aufkäufe – zu mächtig ist Philip Morris bereits im angestammten Geschäft.

Die Lebensmittelabteilung allerdings bringt noch nicht die gewünschte Rendite. Die Manager in der General-Foods-Zentrale nahe New York leiden unter dem Druck, den ihnen der nimmermüde Maxwell ständig macht. „Wir wurden vom Teufel gekauft", klagen die Puddingproduzenten über die Zigarettenverkäufer aus New York.

Das Zetern wird womöglich noch zunehmen. Der in den Philip-Morris-Vorstand avancierte Kraft-Chef John Richman soll sich künftig vor allem um General Foods kümmern und das Unternehmen stärker auf die erfolgreiche Kraft-Linie ausrichten.

Die Produkte der beiden Unternehmen ergänzen sich vorzüglich. General Foods bietet vor allem haltbare Ware wie Puddingpulver (Jell-O), Getränke-Instant (Ce frisch) oder Kaffee (Maxwell, Hag) an. Kraft hat sich auf Saucen, Käse (Philadelphia, Scheibletten) oder Teigwaren (Knack + Back) spezialisiert. Allein Kraft kommt auf ein Sortiment von rund 360 zum Teil internationalen Markenartikeln.

Gegen die Kombination Kraft/General Foods hat weder die Antitrust-Behörde in Washington noch das Berliner Bundeskartellamt etwas einzuwenden. Eine marktbeherrschende Stellung durch die neue Kombination, heißt es hier wie dort, liege nicht vor.

Konkurrenten wie Nestlé oder Unilever allerdings sehen das nicht so gelassen. Gemeinsam, so die Befürchtung, könnten die beiden Unternehmen erheblich an Macht auf dem wachstumsstarken Weltmarkt für industriell produzierte Lebensmittel gewinnen.

Denn auch geographisch ergänzen sich die beiden Philip-Morris-Töchter prächtig. General Foods ist außerhalb der USA vor allem in Großbritannien und Frankreich, Japan und Korea vertreten. Kraft gehört in Deutschland zu den Großen der Nahrungsmittelindustrie.



Philip-Morris-Chef Maxwell
Für Gegner keine Chance

Vor allem für den geplanten europäischen Binnenmarkt drängen sich gemeinsame Strategien auf. Gegenüber dem Handel hat Philip Morris mit seinen beiden Lebensmittelfirmen eine weit stärkere Position als bisher.

Beim gemeinsamen Einkauf der teuren Werbezeiten im Fernsehen lassen sich zudem entschieden bessere Konditionen und Rabatte aushandeln. Allein durch diesen Mengen-Effekt, so haben Philip-Morris-Analysten ausgerechnet, ließen sich jährlich rund 900 Millionen Dollar einsparen.

Für Hamish Maxwell geht die Suche nach passenden Firmen für Marlboro-Country weiter. „Der träumt davon", sagt ein Kenner des Briten, „seinen Konzern zum größten Multi der Welt aufzurüsten." Die Menschheit soll nicht nur Marlboro rauchen, sie soll auch essen und trinken, was Philip Morris auf den Tisch bringt. ◆

FLUGVERKEHR

Allzu eng

Die alliierten Schutzmächte in Berlin zerstritten sich über den Flugplan – der härtere Wettbewerb drückt bereits auf die Nerven.

Mit Erdbeeren und Champagner bewirtete British Airways (BA) Berliner Passagiere des Fluges BA 3145 – zur Feier des Tages. Erstmals seit 13 Jahren startete die englische Linie, am letzten Sonntag im Oktober, auf der bislang von den amerikanischen Konkurrenten Pan Am und TWA exklusiv beherrschten Strecke nach Frankfurt.

Mehr noch: Es war der erste Schwarz-Flug in der Geschichte der Berliner Luft-Korridore. Die Briten konnten für den Start lediglich auf den Marschbefehl ihres Bonner Botschafters verweisen. Die bisher zwingend erforderliche Genehmigung durch die alliierten Luftfahrtattachés hatten sie nicht.

Die englische Parforce-Tour, die sich seither mit täglich vier Flugpaaren auf Kosten der US-Konkurrenz „erfreulich aufgebaut hat" (ein BA-Sprecher), markiert den Höhepunkt einer skurrilen Auseinandersetzung der drei Berliner Westalliierten. Die haben sich heillos über den Winterflugplan zerstritten.

Zum ersten Mal wird es im Berlin-Verkehr harte Konkurrenz geben. Dafür sorgen nicht nur die Briten mit ihrem Frankfurt-Flug. Auch die von Lufthansa und Air France gegründete „Euroberlin France" soll auf den Strecken von und nach Berlin (jährlich über fünf Millionen Passagiere) dabeisein.

Aus Verärgerung über die freche Konkurrenz blockierten die Amerikaner die Runde der Luftfahrt. Zum Entsetzen ihrer Partner spielten sie dabei sogar eine russische Karte und führten gegen Euroberlin France ins Feld, daß die in der Alliierten Luftsicherheitskontrolle vertretene Sowjet-Union über einen hochgestellten Diplomaten Protest gegen die Mitbenutzung der Korridore durch die Lufthansa vorgebracht habe.

Das brachte wiederum die Franzosen in Rage. Einer ihrer Diplomaten sprach gar von „Wirtschaftsimperialismus". Die Amerikaner andererseits hatten Mühe, ihre Wut über den „sehr bedauerlichen" Frankfurter Luftangriff der Briten zu zügeln.

Den US-Fliegern geht es nicht um Berlin, sondern ums Geschäft. Von Berlin aus erhoffen sich die amerikanischen Fluggesellschaften in den nächsten Jahren, wenn in der Europäischen Gemeinschaft der Luftverkehr liberalisiert wird, einen leichten Zugang zum EG-Geschäft.



Euroberlin-Flugzeug in Tegel: „Feilschen wie auf dem orientalischen Basar"

Die Posse der drei westlichen Verbündeten erregte Aufsehen. Nicht nur in Berlin fielen spitze Bemerkungen.

Bundesverkehrsminister Jürgen Warnke vermerkte, die Luftfahrtattachés seien „offensichtlich überfordert". Gegen „unverantwortliches Gezänk" der Schutzmächte polemisierte Berlins SPD unisono mit Vertretern der Handelskammer und der Arbeitgeberverbände. Dankward Buwitt, Vorsitzender der CDU-Fraktion im Abgeordnetenhaus, belehrte die Alliierten, das „Feilschen wie auf dem orientalischen Basar" sei vielleicht „was für Erdnüsse", kaum aber für „das sensible Gut des Berlin-Flugverkehrs" geeignet. Erst Machtworte aus den Hauptstädten beendeten die Wortgefechte: Die Außenministerien in Washington, London und Paris wiesen ihre Luftfahrtattachés letzte Woche an, den Winterflugplan nun endlich zu verabschieden. Nun besteht kein Zweifel mehr, daß Euroberlin auch fliegen wird.

Der Luftkampf um Berlin gibt einen Vorgeschmack auf künftige Zustände an einem „offenen Himmel", wie ihn die Regierung Ronald Reagan versprochen hat. Der Wettbewerb ist noch gar nicht so recht im Gange, die Zahl der Flüge nur mäßig erhöht, und doch klagen Fluggesellschaften schon über eine abnehmende Auslastung ihrer Maschinen. TWA schickt, nicht zuletzt wegen ungünstig placierter Abflugtermine, oftmals gähnend leere Jets auf die Startbahn.

Was Wunder, daß die Amerikaner den Antritt der deutsch-französischen Euroberlin mit Groll betrachten, zumal sie auch hier wiederum „unfaire Bedingungen" ausgemacht haben. So halten die Amerikaner den anderen Luftfahrtattachés vor, daß der neue Konkurrent „allzu eng mit Lufthansa und Air France verknüpft" sei.

Tatsächlich lassen beide Firmen nichts unversucht, die blau-weiß-rot lackierten Boeings ihrer Tochter mit dem Flair der Staatsgesellschaften zu umgeben. Beide weisen künftige Euroberlin-Passagiere auf Ticket-Verkauf und Umsteigemöglichkeiten bei Air France und Lufthansa hin, Euroberlin-Abflüge sind in den Flugplan-Broschüren der Mütter durch Fettdruck besonders herausgehoben. Und der Hinweis auf „komfortablen" Transport in „modernstem" Gerät (Lufthansa) muß den Amerikanern provozierend in den Ohren klingen – ihre Maschinen sind nicht immer die modernsten.

Doch plötzlich nahm das Spektakel, das die Westalliierten um den Flugplan inszenierten, eine unerwartete Wende. Offensichtlich bestrebt, die Auseinandersetzung nutzen zu können, bot die DDR Ende Oktober den drei Mächten Zusammenarbeit in der Flugsicherung unter Einbeziehung ihres Flughafens Schönefeld an, der zwar in den alliierten Kontrollzonen gelegen, aber von westlicher Überwachungskompetenz ausgenommen ist. Ost-Berlin wies dabei auch gleich noch auf die „Flugregeln der DDR" hin und mahnte zu „strikter Einhaltung" im Berlin-Verkehr.

Der Versuch der DDR-Regierung, sich gleichsam durch die Hintertür in die Berliner Flugkontrolle zu drängeln und damit den seit Blockadezeiten auch von den Sowjets geheiligten Status aufzubrechen, verblüffte die Westmächte über die Maßen. Drei Tage brauchten sie für ihre Antwort.

Das Ansinnen wurde natürlich abgeschmettert. Die drei Mächte schoben die Noten des DDR-Außenministeriums, wie ein französischer Diplomat befriedigt kundtat, „en bloc" zurück – kommentarlos und nun, im gerechten Zorn, wieder völlig einig.

WERFTEN

Baustein fehlt

Die Einkäufer der Bundesmarine übten sich in Marktwirtschaft und spielten zwei norddeutsche Großwerften gegeneinander aus.

Friedrich Hennemann, im vorigen Herbst an die Spitze des Bremer Werftenverbundes und der Vulkan AG berufen, muß mit vielen Unbekannten rechnen. Ungewiß sind Aufträge für Handelsschiffe, ungewiß auch die Chancen in der Produktion neuer, nichtmaritimer Güter.

Nur mit einem konnte Hennemann bei der Rettung der Werftbetriebe fest rechnen: mit einem 2,5-Milliarden-Mark-Auftrag für den Bau von vier neuen Fregatten, den sich der Vulkan und die Hamburger Blohm + Voss AG (B + V) als Generalunternehmer teilen sollten.

Am Freitag vorvoriger Woche war es aus mit dieser Gewißheit. Das Bonner Verteidigungsministerium teilte offiziell mit, die vier F-123-Fregatten würden von Blohm + Voss, den Howaldtswerken-Deutsche Werft AG (HDW) in Kiel und den Thyssen Nordseewerken in Emden gebaut. Vom Bremer Vulkan war keine Rede mehr.

Seitdem herrscht im beschaulichen Bremen hektische Aktivität, gepaart mit Zorn über die Bonner Entscheidungsträger und die Hamburger Konkurrenten.

Vulkan-Chef Hennemann bezichtigt Blohm + Voss des Vertragsbruchs und droht mit einer Schadenersatzklage; Bremens Bürgermeister Klaus Wedemeier bekniet die Ministerpräsidenten der Küsten-Bundesländer, das gemeinsame Interesse am Erhalt des Schiffbaus zu erkennen und die Aussperrung der Bremer Werft zu verhindern. Und Ex-Bürgermeister Hans Koschnick, heute als Bundestagsabgeordneter tätig, will den Bundesrechnungshof prüfen lassen, ob das siegreiche Hamburger Angebot nicht unter Selbstkosten kalkuliert wurde und damit ungültig ist.

Für Bremen geht es nicht nur um Prestige und Geld; es geht um das Überleben eines der größten lokalen Arbeitgeber.

Der erst kürzlich neu organisierte Werftenverbund Unterweser mit seinem Herzstück Vulkanwerft braucht den einträglichen Marineschiffbau, um in den neunziger Jahren schwarze Zahlen zu erwirtschaften und neue Arbeitsplätze – in der Schiffsreparatur und im nichtmaritimen Maschinenbau – zu schaffen.

Ohne den einträglichen Fregattenauftrag kann das nicht gelingen. Milliardenbeträge, die Bonn und das Land Bremen als Subventionen in das Unternehmen gepumpt haben, wären verspielt. Vulkan-Vorstandschef Hennemann bilanziert knapp: „Ohne den Marineschiffbau fehlt uns ein entscheidender technologischer und finanzieller Baustein für unser Zukunftskonzept."

Der kühle Hennemann, dem als Bilderbuch-Norddeutschen dramatische Worte wie Existenzgefährdung nur schwer über die Lippen kommen, spricht von „unklaren Perspektiven" für den Bremer Schiffbau, falls das Verteidigungsministerium bei seiner Entscheidung bleibt.

Während der Handelsschiff-Neubau seit über zwölf Jahren schrumpft und die relativ teuer produzierenden deutschen Werften ihren asiatischen Konkurrenten nur noch selten Aufträge abtrotzen können, ist der Marineschiffbau ein letzter sicherer Stützpfeiler aller verbliebenen Küstenwerften.

Nachteil der Militäraufträge ist, daß sie nur in großen Abständen eingehen. Es war für die deutschen Werften stets eine Zitterpartie, bis die quälend langen Jahre bis zum nächsten Bundeswehrauftrag durchgestanden waren.

Die 16 Kriegsschiffe der Zerstörerflottille, die jeweils nach rund 20 Jahren wegen Materialermüdung und technologischer Überalterung ausgetauscht werden müssen, werden nach dem Willen der Planer in vier Schichten erneuert. Alle fünf Jahre wird mithin eine neue Generation von schwimmenden Gefechtsständen in Dienst genommen.

Mitte und Ende der sechziger Jahre wurde dieser Rhythmus eingehalten, insgesamt liefen sieben Zerstörer vom Typ Z 101 und Z 103 vom Stapel. Doch dann bestellte die Marine 13 Jahre lang keine großen Schiffe mehr, bevor sechs Fregatten des Typs F 122 – unter Bremer Leitung – auf Kiel gelegt wurden.

Um den absehbaren Folgeauftrag, vier Fregatten F 123, die 1994 die dann 30 Jahre alten Zerstörer ablösen sollen, bewarben sich alle Großwerften. Besonders Blohm + Voss, zu 73 Prozent dem Thyssen-Konzern gehörig und zu 12,5 Prozent der Firma Siemens, lag daran, die traditionelle Vorherrschaft des eingespielten Teams Bremer Vulkan/AEG beim Marineschiffbau zu brechen und in diesem gewinnträchtigen, technologie-intensiven Terrain Fuß zu fassen. Zu-



Blohm + Voss-Chef Rohkamm
Griff in die Trickkiste?



Fregatte der Klasse F 122: Zerstören die Militärs den deutschen Schiffbau?

nächst aber arbeiteten Bremer und Hamburger, von Bonn zusammengeführt, gemeinsam an der Fregatte F 123. Die erzwungene Kooperation der beiden Konkurrenten brach auseinander, als das Verteidigungsministerium die Werften am 15. September dieses Jahres aufforderte, auch Alternativen zur F 123 vorzustellen. Damit nutzten die Marineoberen einen Disput, der in der Arbeitsgemeinschaft zwischen den Bremer und den Hamburger Schiffbauern im Herbst vergangenen Jahres ausgebrochen war.

Die beiden Werften entwickelten nämlich nicht nur gemeinsam die F 123, ihre Ingenieure dachten auch im Teamwork über die Gestaltung der Folge-Fregatte F 124 nach. Dort kam zwangsläufig die Frage auf, ob denn die F 123 überhaupt noch sinnvoll sei. Denkbar sei ja auch, alle Anstrengungen auf die hypermoderne Fregatte 124 zu konzentrieren und, statt eine F 123 zu bauen, die bereits entwickelte Fregatte 122 mit neuem Waffensystem auszurüsten.

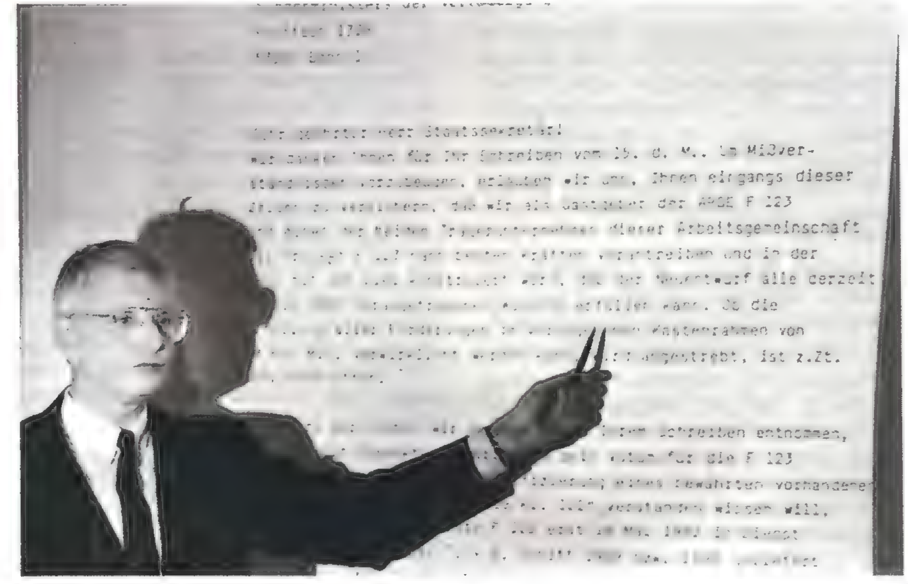
Die Vulkan- und die AEG-Manager unterstützten die Idee. Die Kollegen von Blohm + Voss lehnten diese Variante ab, denn zweifellos wäre der General-Auftrag für eine modifizierte F 122 wieder nach Bremen gegangen. Der Streit der Hansestädter wurde jedoch begraben, als die Hardthöhen-Offiziere sich schließlich auf den Bau der F 123 festlegten.

Nicht lange. Im September schwenkten die Militärs um. Verteidigungsstaatssekretär Manfred Timmermann wandte sich in gesonderten Schreiben an den Bremer Vulkan, an Blohm + Voss und an die AEG. „Ich bitte auch Sie um Ihre Stellungnahme“, hieß es darin, „ob ein Schiff der Klasse F 122 bei vorgegebenen Kosten und einer annähernd vergleichbaren Kampfkraft wie die F 123 realisierbar ist und welche Randbedingungen dafür zu gelten hätten.“

Damit war der Wettkampf zwischen Vulkan und Blohm + Voss neu entfacht. Denn Timmermann erwartete neue Vorschläge für die 123 nicht von der Arbeitsgemeinschaft, sondern von den einzelnen Unternehmen.

Am 26. September antwortete Hennemann für den Vulkan. Natürlich könne er eine modifizierte F 122 liefern, die billiger sei als eine neue Fregatte. Vorweg aber stellte Hennemann klar, daß er auch weiterhin daran interessiert sei, die F 123 zu entwickeln.

Hennemanns Beschreibung dessen, was die überarbeitete Fregatte leisten könne, überzeugte den Inspekteur der Marine: Er sei bereit, den Umbau als Alternative zum Neubau zu akzeptieren, wenn das entsprechend billiger werde.



Bremer Vulkan-Chef Hennemann*: „Uns fehlt ein Baustein für die Zukunft“

Am 13. Oktober forderte das Verteidigungsministerium deshalb Blohm und Vulkan auf, detaillierte Angebote über den Bau einer modifizierten F 122 abzugeben. Das war der Keil, der die Arbeitsgemeinschaft sprengte.

Im neu entbrannten Kampf um den Auftrag für eine modernisierte Fregatte hatten die Bremer zweifellos die besseren Karten: Die F 122 kennen sie in- und auswendig, auch verfügen sie über ein eingespieltes Technik-Management.

Doch da griff B + V-Chef Eckhard Rohkamm in die Trickkiste. Am 19. Oktober, also nur eine Woche nach der Aufforderung des Verteidigungsministeriums, legte der Fregattenkapitän der Reserve ein detailliertes Angebot vor, das es mit dem Bremer Projekt aufnehmen sollte: eine F 123, die billiger war als das bislang von der Arbeitsgemeinschaft angebotene Schiff. „Das kann nur unser gemeinsam erarbeitetes Schiff

* Während der Pressekonferenz am 1. November, auf der er ein Schreiben präsentierte, das den Vorwurf eines Ausscherens der Vulkan AG aus der Arbeitsgemeinschaft mit B + V widerlegt.

sein, das die Hamburger in Bonn präsentiert haben", meint Hennemann. Es sei unmöglich, innerhalb einer Woche einen völlig „neuen Fregatten-Typ", wie Rohkamm sich und seine Leute gerühmt hatte, zu konstruieren und anzubieten. Schließlich habe das Konsortium Blohm/Vulkan an der gleichen Aufgabe länger als ein Jahr gearbeitet.

Die Militärs scherten sich nicht um Fragen nach dem geistigen Eigentum der Pläne. Sie sahen die nie erträumte Chance, ein Kriegsspielzeug ihrer Wünsche 65 Millionen Mark billiger zu kaufen als geplant. Ein solches Geschäft würden sie nie wieder machen können.

Vermutlich haben sich die Uniformierten zu früh gefreut. Solange das Risiko besteht, daß Vulkan-Chef Hennemann vor Gericht zieht, um den B+V-Kollegen Rohkamm wegen Verletzung der Urheberrechte zu verklagen, können sie das Milliardenprojekt nicht starten.

Fraglich ist sowieso, ob die Einkäufer von der Hardthöhe die notwendige politische Unterstützung in Kabinett und Parlament erhalten. Die geplante Aussperrung der Bremer Werft entwertet nicht nur die bisherige Werfthilfe-Politik. Sie gefährdet auch das erklärte wirtschaftspolitische Ziel der Bonner Regierung, die geschrumpften Schiffbaukapazitäten auf dem derzeitigen Stand zu erhalten.

Würden Marineschiffe nur noch bei Blohm + Voss (über Wasser) und bei HDW in Kiel (unter Wasser) gebaut, was einige Branchenbeobachter als Ziel der Verteidigungsministerialen ansehen, wären die anderen deutschen Werften kaum noch in der Lage, Handelsschiffe zu liefern. Ohne die Gelder und die technologischen Kenntnisse, die der Marineschiffbau bringt, sind sie nicht mehr existenzfähig.

In der Vergangenheit war in Bonn der Werfthilfe-Charakter der Marineaufträge unbestritten. Sie sorgten für die Grundauslastung der Schiffbaukapazitäten und ermöglichten den leckgeschlagenen Werften das Überleben.

Mit dieser Tradition, Aufträge der Marine auch als Instrument der Wirtschaftspolitik zu nutzen, bricht die Fregatten-Vergabe nach Hamburg.

Der Bremer Hennemann versuchte bislang vergeblich, den anderen Werftmanagern klarzumachen, daß es nicht nur um seinen Auftrag, sondern um die Überlebenschancen der ganzen Branche geht. Rohkamm von Blohm + Voss ließ am vorigen Donnerstag verkünden, ein Gespräch mit den Bremern sei „sinnlos", der Auftrag der Bundesmarine „endgültig vergeben".

Da war der Kapitän ein bißchen zu schnell. Aus Bonn war anderes zu vernehmen. „Die Tür für den Bremer Vulkan", so ein Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums, „ist keinesfalls zu."

SÜDAFRIKA

Teufel im Detail

Die Initiative des IG-Metall-Chefs Steinkühler für den Umgang mit schwarzen Arbeitnehmern scheint gescheitert.

So viel Zustimmung hatte Franz Steinkühler, der Chef der IG Metall, wohl noch nie erfahren.

Bonns Außenminister Hans-Dietrich Genscher lobte den Gewerkschafter ob seines Einsatzes; Gerhard Liener, Vorstandsmitglied von Daimler-Benz, bekundete sein Einverständnis; die Presse applaudierte, Steinkühler sei „ein Durchbruch gelungen" („Frankfurter Rundschau"). Der allseitige Beifall galt einem Verhaltenskodex, den der Gewerkschaftsführer für deutsche Unternehmen im Apartheid-Staat Südafrika aufgestellt hatte.



Südafrika-Besucher Steinkühler*: Vier Monate später sieht alles ganz anders aus

Damals im Juli, als Steinkühler bei einem Trip ans Kap sein Programm vorstellte, schienen tatsächlich deutsche Unternehmer wie deutsche Politiker bereit, dem Gewerkschafter zu folgen.

Inzwischen, vier Monate später, sieht alles ganz anders aus. Die Erwartungen, die Steinkühler weckte, haben sich nicht erfüllt. Die Verwirklichung des Kodex stößt bei den deutschen Firmen in Südafrika auf erhebliche Schwierigkeiten, und das Regelwerk wird auch nicht von allen in Bonn gestützt.

Der Gewerkschaftschef hatte, gemeinsam mit schwarzen Metallern, eine Liste mit 14 Forderungen aufgestellt, die über die bisher geltenden Verhaltensregeln der EG hinausgehen. Darunter waren so simple Regeln wie etwa das Recht zu Betriebsversammlungen auf dem Betriebsgelände oder das Recht der schwarzen Gewerkschaftsfunktionäre auf Zugang zu den Betrieben.

Steinkühler forderte aber auch höchst Brisantes von den Managern. Deutsche Unternehmen in Südafrika sollten auf Vorteile verzichten, die sich aus Apartheidsgesetzen ergeben; sie sollten

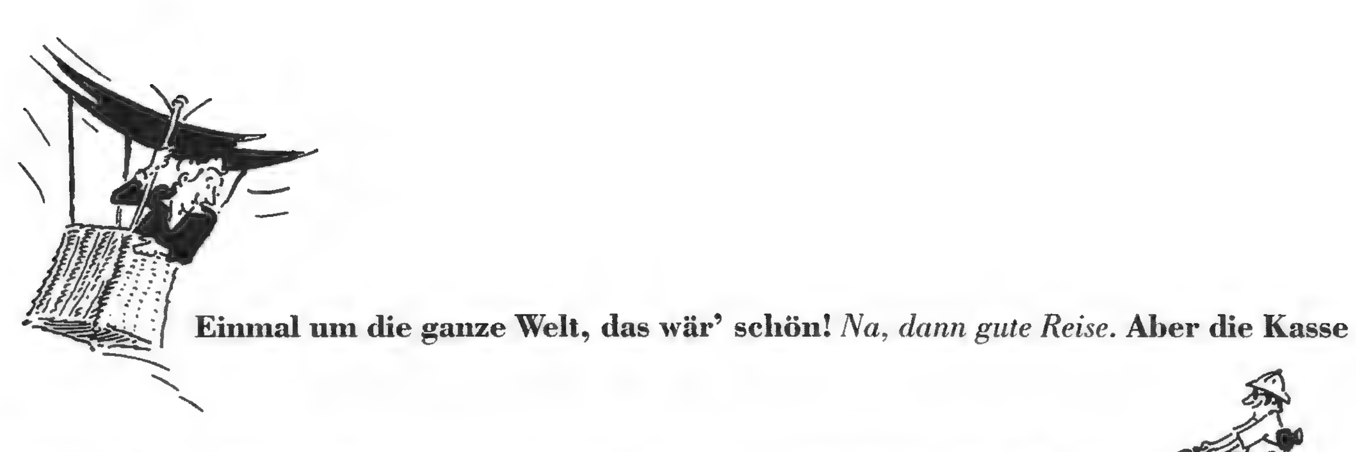
- ▷ rechtsstaatswidrig verurteilten Arbeitnehmern, die nicht mehr ihrer Arbeit nachgehen können, den Lohn weiterzahlen;
- ▷ keine Werktätigen wegen der Teilnahme an Streiks entlassen;
- ▷ den friedlichen Einsatz von Streikposten auf dem Betriebsgelände zulassen (weil außerhalb der Werkstore die Verhaftung droht);
- ▷ die Beilegung von Arbeitskonflikten im Schiedsverfahren ermöglichen (weil Schwarze vor ordentlichen Gerichten geringe Chancen haben).

Die Manager von Daimler-Benz, BMW und – zurückhaltender – auch Volkswagen sagten dem Gewerkschafter sofort zu, daß sie sich an seinen 14 Geboten orientieren würden. Die Deutsch-Südafrikanische Kammer für Handel und Industrie empfahl ihren Mitgliedern, „möglichst bald zu Verhandlungen über die Standards einzutreten". Hochzufrieden bestieg Franz Steinkühler den Jet Richtung Frankfurt.

Er hatte sich offenkundig zu früh gefreut. Ende September trafen sich in Johannesburg die Manager der deutschen Chemie- und Metallunternehmen zu einer „Abstimmungskonferenz". Ergebnis: Die Mehrzahl – darunter die Vertre-

* Mit der Familie eines inhaftierten Gewerkschafters im Juli.

IN 80 TAGEN UM DIE WELT.
MIT BUNDESWERTPAPIEREN.



Einmal um die ganze Welt, das wär' schön! *Na, dann gute Reise.* **Aber die Kasse stimmt noch nicht.** *Legen Sie doch etwas an, z.B. in Bundeswertpapieren.* **Wo kann ich die buchen?** *Bei Vater Staat. Wählen Sie zwischen Bundesschatzbriefen, Bundesobligationen, Finanzierungs-Schätzen und Bundesanleihen.* **Und wann geht's los?** *Das liegt bei Ihnen. Es gibt Laufzeiten zwischen 1 und 10 Jahren. Ihre Bank oder Sparkasse hilft Ihnen gerne weiter.*

Das sind ja schöne Aussichten. *Klar, bei den Zinsen.*

An den Informationsdienst für Bundeswertpapiere, Postf. 70 05 62, 6000 Frankfurt 70, Tel. (0 69) 63 20 01
Bitte informieren Sie mich über Bundeswertpapiere.

Name: ____________________

Straße: ____________________

PLZ/Ort: ____________________

EINE SOLIDE GELDANLAGE.
FÜR ALLE FÄLLE.
BUNDESWERTPAPIERE.

ter von Bosch, Degussa, AEG und Hoechst – äußerten sich kritisch zu dem Kodex. Mercedes und BMW blieben bei ihrem positiven Bescheid.

Als Wortführer der Gegner trat der Siemens-Vertreter auf. Der Chef des Elektromultis in Südafrika, Reinhard Sanne, war als einziger von vornherein auf Distanz gegangen. Siemens liefert dem Apartheid-Regime Elektronikmaterial fürs Militär, für die Polizei und für die Geheimdienste. Mit solchen Kunden muß man pfleglich umgehen.

„Im Grundsatz gibt es keine Schwierigkeiten", lautete die Sanne-Argumentation, „der Teufel steckt im Detail."

Anstoß nehmen Kritiker wie Sanne vor allem an Steinkühler-Forderungen, die aus Sicht der weißen Regenten als eine Art politische Demonstration erscheinen. Dazu zählt das Gebot, Streitigkeiten vor Schiedsgerichten auszutragen; dies wird, zu Recht, als Ausdruck des Mißtrauens gegenüber den südafrikanischen Gerichten angesehen.

Zum gleichen Thema trafen sich unterdessen in der Bundesrepublik Vertreter der deutschen Unternehmenslobby. Martin Bangemann, der scheidende Wirtschaftsminister, hatte um eine „Stellungnahme" gebeten, „wie Sie zu dem Gedanken stehen, den EG-Kodex zu erweitern". Wie die Statthalter in Johannesburg gingen die Unternehmensvertreter bei der Zusammenkunft in Köln, beim Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), in Abwehrposition.

Eine Ausweitung des EG-Kodex, der seit 1977 gilt, betrachten die Spitzenverbände, so BDI-Geschäftsführer Kurt Steves, als „paternalistische Bevormundung". Absprachen sollten allein den Partnern vor Ort in Südafrika überlassen werden, und da, so Steves vieldeutig, „besteht subtiler Klärungsbedarf".

In einem Brief an Bangemann akzeptierte der BDI die Standards lediglich als „Ausgangsbasis für Gespräche". „Als Vertrag für das praktische Verhalten der Unternehmen in Südafrika" sei der Katalog hingegen „nicht geeignet".

Außerdem müßten dann nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten der schwarzen Gewerkschaften vereinbart werden. Die Standards, heißt es vorwurfsvoll, seien „am Modell des deutschen Betriebsverfassungsrechts und des Betriebsrats" orientiert; das aber sei auf Südafrika nicht übertragbar.

In einem Brief an Steinkühler wurde Gesamtmetall-Chef Werner Stumpfe, genauer: Bessere Arbeitsbeziehungen seien „nur in Zusammenarbeit mit verläßlichen Partnern möglich".

Eine weltfremde Forderung. Die jungen Gewerkschaften, deren Führer und auch Mitglieder Verfolgungen des Regimes ausgesetzt sind, können schwerlich mit den Maßstäben deutscher Disziplin gemessen werden.

Auch Steinkühler hatte Schwierigkeiten, sich mit seinen verschiedenen schwarzen Partnern auf einen gemeinsamen Kodex zu einigen. Deren Forderungen gingen über die Mindeststandards des Deutschen hinaus. Und nach wie vor fordern die Schwarzen den Abzug ausländischer Unternehmen, nicht nur deren Wohlverhalten.



Schwarze Mercedes-Benz-Arbeiter*
14 Forderungen an deutsche Manager

Die Manager von Daimler-Benz, deren Südafrika-Statthalter schon vor dem Steinkühler-Besuch durch einen Streik unter Druck geraten waren, ließen sich durch die Verbandsoberen in Köln nicht von ihrer Linie abbringen. „Dem Anliegen Ihrer Organisation", schrieb inzwischen Personalvorstand Manfred Gentz dem IG-Metall-Vorsitzenden, werde „weitgehend Rechnung getragen".

Die Mercedes-Benz of South Africa, versichert Gentz, werde sich „um eine faire Behandlung zum Beispiel verhafteter Mitarbeiter bemühen". Streikposten sollten zwar üblicherweise vor den Toren stehen. Wenn jedoch staatliche Eingriffe drohen, „kann diese Frage neu aufgenommen werden". Voraussetzung sei friedliches Verhalten.

* Während eines Streiks im September 1987.

Und obwohl die südafrikanische Mercedes-Tochter keinen Grund zum generellen Ausschluß der Arbeitsgerichte erkennen kann, ist sie „im Einzelfall oder für bestimmte Streitigkeiten" zum Schiedsverfahren bereit.

Solche Beweglichkeit läßt die Beamten im Bonner Wirtschaftsministerium unbeeindruckt. Bei Gesprächen in Brüssel, wo über eine Neufassung des Kodex für EG-Unternehmen in Südafrika verhandelt wird, vertreten die Bangemann-Beamten die starre Position des BDI.

Ein Beamter aus Genschers Außenamt über die Kollegen im Wirtschaftsressort: „Die sind in solchen Sachen immer auf der Linie der Unternehmerverbände."

FISCHFANG

Schnelles Ende

Umweltschützer fordern einen Boykott isländischer Fischereiprodukte – die deutsche Tengelmann-Gruppe macht mit.

Einen Mann namens Erivan Karl Haub kennt in Island kein Mensch. Und doch hat niemand in den vergangenen Wochen die Öffentlichkeit der Inselrepublik mehr erregt als eben dieser Erivan Karl Haub.

Dem Unternehmer aus Mülheim an der Ruhr gehört eine der größten Lebensmittel-Handelsketten der Welt, die Tengelmann-Gruppe. Haub ist dafür verantwortlich, daß sich die deutschen Tengelmann-Geschäfte dem Umweltschutz verschrieben haben. Er verbannte Schildkrötensuppen und Froschschenkel, phosphathaltige Waschmittel und Spraydosen mit dem Ozon-Killer Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoff aus den Regalen.

Jetzt sind isländische Fischereiprodukte dran. Vom 1. Januar nächsten Jahres an wird es in den rund 3300 Filialen der Handelskette weder Shrimps noch sonstiges Getier aus den Netzen isländischer Fischer geben.

Möglicherweise bleibt Tengelmann mit dieser Aktion nicht allein. Auch andere Handelsunternehmen denken darüber nach, ob sie isländische Produkte boykottieren oder ihre Einkäufe auf der Nordmeer-Insel einschränken sollen.

Die Aktionen verfolgen alle das gleiche Ziel: Die Isländer sollen die Jagd nach Walen einstellen.

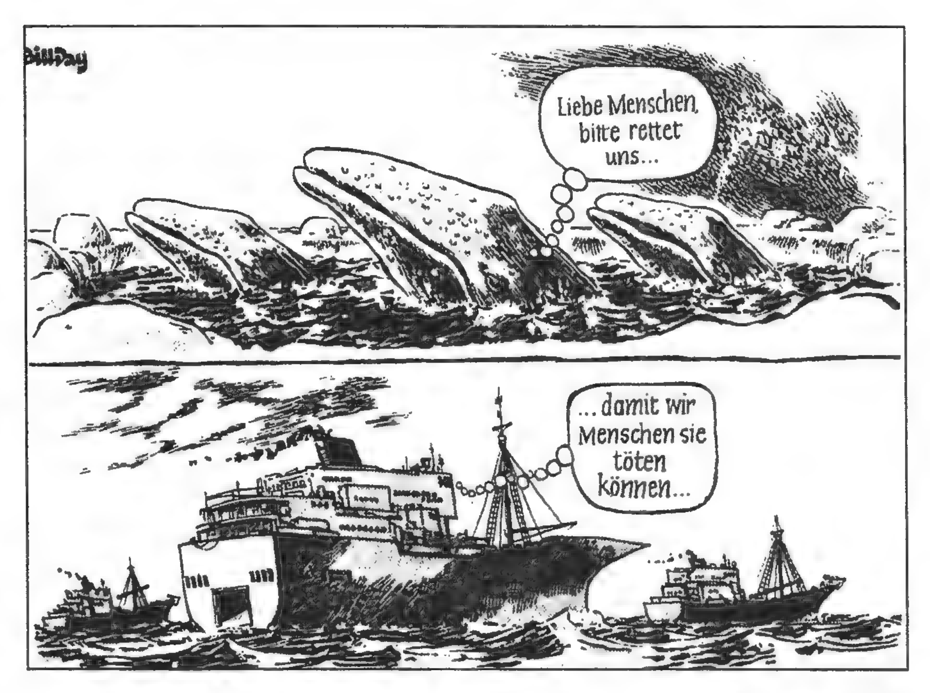
Kommerzieller Walfang ist eigentlich längst verboten. Die Internationale Walfangkommission beschloß 1982 ein von 1986 bis 1990 befristetes Moratorium zum Schutz der vom Aussterben bedrohten Meeres-Säuger.

Es waren die Isländer, die als erste das Schlupfloch in dieser Vereinbarung entdeckten. Da kommerzieller Walfang untersagt war, betrieben die Fischer vom Polarkreis fortan wissenschaftlichen Walfang. Schon im ersten Jahr des Moratoriums töteten sie 120 Wale.

Seither ziehen Islands Walfänger regelmäßig aus, um wissenschaftliche Studien zu betreiben. Das Fleisch dieser Wissenschaftsopfer landet als Spezialität in Japan.

Umweltschützer sehen in Islands so plötzlich erwachtem Forscherdrang nur einen Vorwand, um die Meeres-Riesen weiter abschlachten zu können. Südkorea, Japan und Norwegen schickten fortan ihre Walfangschiffe gleichfalls im Namen der Wissenschaft auf Jagd.

Alle Proteste blieben bisher wirkungslos. Deshalb setzen die Umweltschützer jetzt auf wirtschaftlichen Druck. Seit Beginn dieses Jahres informiert Greenpeace gezielt Handelsunternehmen über die Verquickung der isländischen Fischereiwirtschaft mit dem Walfang.



International Herald Tribune

Isländische Handelspartner und Regierungsmitglieder müssen sich nun unangenehme Fragen von deutschen Kaufleuten gefallen lassen. Kurt Querfeld, Chef der Nordsee Deutsche Hochseefischerei GmbH in Bremerhaven, schickte ein Telex an den Ministerpräsidenten Steingrimur Hermannsson. Er fürchte, schrieb Querfeld, daß sich isländische Waren in der Bundesrepublik bald nicht mehr absetzen ließen.

Die Unilever-Tochter Nordsee will ihren Teil dazu beitragen: Ihre Einkäufer sollen isländischen Rotbarsch nur dann ordern, wenn deutsche Hochseefischer den Bedarf nicht decken können.

Ähnlich vorsichtig taktiert Langnese-Iglo, ebenfalls eine Tochter des Lebensmittel-Multis Unilever. Die Tiefkühlkostfirma will künftig das Herkunftsland auf der Packung angeben. Dann könne, argumentiert Iglo, der Verbraucher selbst entscheiden.

Zum Boykott konnte sich bisher nur Haubs Tengelmann-Gruppe durchringen. Die Mülheimer Händler kündigten auf einen Schlag Verträge über Lieferungen im Wert von fünf Millionen Mark.

Solch eine Entscheidung schmerzt; sie könnte, sollte sie Nachahmer finden, sogar den Nerv der isländischen Wirtschaft treffen. Denn die Insel lebt vom Fisch. Die Meeres-Tiere sind, mit über 75 Prozent, der weitaus wichtigste Exportartikel. Unter den Kunden steht die Bundesrepublik, nach den USA und Großbritannien, an dritter Stelle.



Walschlachtstation in Island: Im Namen der Wissenschaft

Boykott-Druck könnte bei den Isländern durchaus Wirkung zeigen, ihre Wirtschaft ist nicht gerade robust. Die Weltmarktpreise des Exportschlagers Fisch sind verfallen.

Doch vorerst bleibt alles beim alten. In einer Sondersitzung des Kabinetts konnte Fischereiminister Halldor Asgrimsson seine harte Linie durchsetzen.

Die Isländer trösten sich mit der Hoffnung, die Tengelmann-Kette werde mit ihrem Einkaufsstopp eine extreme Ausnahme bleiben. Doch diese Hoffnung dürfte trügen.

Selbst Aldi, bislang nicht gerade als Umweltschützer aufgefallen, hat wegen des Walfangs Kontakt mit der Regierung der Wikinger-Insel aufgenommen. Die Aldi-Märkte vertreiben isländische Herings- und Seelachsfilets sowie Krabben der Marke Almare.

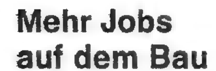
Ende November will Greenpeace den Druck auf die Insel verstärken. Vor Supermärkten sollen die Verbraucher über isländische Produkte und den Walfang informiert werden.

Die Gelegenheit ist günstig. Zwei Wochen lang erregte die dramatische Rettung der beiden Grauwale „Crossbeak" und „Bonnet" aus dem Eis vor Alaska das Fernsehpublikum in aller Welt. So sinnlos die unverhältnismäßig teure Aktion auch gewesen sein mag: Sie hat Emotionen für die Riesen-Säuger geweckt.

Diese Gefühle könnten jetzt dem isländischen Walfang ein schnelles Ende bereiten. „Wenn wir noch zwei Handelsfirmen finden, die sich dem Boykott anschließen", glaubt der Greenpeace-Walexperte Peter Pueschel, „wird die isländische Regierung ihre Haltung ändern." ◆

Bayer gegen Deutsche Bank

Zwischen dem Chemiekonzern Bayer und der Deutschen Bank bahnt sich ein Streit an. Die Manager aus Leverkusen werfen den Bankern vor, ihrer Pensionskasse schweren Schaden zugefügt zu haben. Im Vertrauen auf die Empfehlungen ihrer Hausbank hatten die Verwalter der Bayer-Pensionskasse Genußscheine des Handelshauses Klöckner & Co. erworben. Die waren 1986 von der Deutschen Bank zur Aufstockung des Klöckner-Kapitals angeboten worden. Nun sind die schönen Scheine nur noch wertloses Altpapier, weil das gesamte Klöckner-Eigenkapital bei der Abdeckung der durch Ölspekulationen entstandenen Verluste in Höhe von gut 600 Millionen Mark aufgezehrt wurde. Bayer fordert einen Ausgleich für die in die Millionen gehenden Verluste und bringt die Deutsche Bank damit in arge Verlegenheit. Bei einer Sonderbehandlung ihres Großkunden aus Leverkusen würden die Bankiers einige zehntausend Privatkunden mit Klöckner-Genußscheinen schlechter stellen.



Mehr Jobs auf dem Bau

Den deutschen Bauunternehmen geht es wieder besser. Ende September waren in der Baubranche erstmals seit sechs Jahren weniger als 100 000 Arbeitslose gemeldet. Der Grund: In den ersten sieben Monaten dieses Jahres nahmen die Aufträge real um mehr als zehn Prozent



Bauarbeiter

zu, im Wohnungsbau gar um 16,5 Prozent. Bauherren berichten bereits von merklich steigenden Preisen – vor allem bei den Firmen, die mit Altbau-Sanierungen gut ausgelastet sind. In Bayern etwa kosten derzeit Sanitär- und Fußbodenarbeiten schon rund sechs Prozent mehr als vor einem Jahr. Nur bei den Fensterbauern – dort herrscht noch erbitterter Konkurrenzkampf – blieben die Preise stabil.

Fehlstart der Aero Lloyd

Einen schlechten Start hat die neue Fluggesellschaft Aero Lloyd. Die Frankfurter Firma, die seit vergangener Woche der Lufthansa im Inlandsflugverkehr Konkurrenz zu machen versucht, mußte zahlreiche Flüge streichen. Schon am Dienstag, dem Tag der Premiere, fielen 10 von 16 geplanten Flügen aus. An den folgenden Tagen wurden jeweils zwischen vier und sechs Flüge annulliert. Der Grund für die Streichungen: Es fehlen, trotz der um 10 bis 15 Prozent billigeren Tarife, die Passagiere. Das Bundesverkehrsministerium will diese Erklärung für die gestrichenen Flüge nicht akzeptieren, denn eine Liniengesellschaft muß auch dann fliegen, wenn nur wenige Passagiere gebucht haben. Die Beamten haben die Manager von Aero Lloyd deshalb schon ermahnt: Wenn weitere Flüge gestrichen werden, droht Aero Lloyd bereits kurz nach dem Start der Entzug der Linienflug-Lizenz.



Porsche-Montage

Teurer Rat für Porsche

Ferry Porsche, Aufsichtsratschef der schwäbischen Sportwagen-Firma, holt sich teuren Rat von außen. Nach dem Dollar-Verfall und nach harten Rückschlägen im Verkauf engagierte der Firmen-Senior zunächst die amerikanischen Berater-Firmen McKinsey und Booz Allen & Hamilton. Jetzt wurde Porsche auch noch mit einem dritten Berater handelseinig. Für 1,1 Millionen Mark soll Roland Berger aus München ein Strategie-Papier für eine bessere Zukunft in Zuffenhausen verfassen. Kernfrage dabei: Soll Porsche, wie etwa Ferrari, ein Spezialist für teure Sportwagen in Mini-Serien werden? Oder liegt die Zukunft in der Kooperation mit einem Großserien-Hersteller? Die Ferrari-Lösung scheint kaum möglich. Porsche hat mehr als eine Milliarde Mark in neue Fertigungs- und Lackieranlagen gesteckt. Um die rentabel auslasten zu können, muß das Unternehmen im Jahr an die 30 000 Autos verkaufen. Ferrari kommt schon mit 4000 Wagen zurecht.

Neuer Puma-Deal mit Maradona

Entgegen allen Erwartungen wird Diego Maradona, der Welt teuerster Fußballspieler, auch in den nächsten Jahren in Puma-Schuhen auf Torjagd gehen. Ein langjähriger Vertrag zwischen dem in Neapel aktiven Fußballstar aus Argentinien und dem fränkischen Sportartikel-Unternehmen war 1987 ausgelaufen. Lange Zeit sah es so aus, als werde die Partnerschaft endgültig platzen. Der 28jährige Argentinier verlangte einen Zehn-Jahres-Kontrakt, der ihm jährlich einen Millionen-Betrag sichern sollte. Die Franken dagegen, die nach riesigen Verlusten in den Jahren 1986/87 sparen müssen, boten weniger Geld und eine kürzere Laufzeit. Die Verhandlungen kamen wieder in Gang, als der japanische Handelskonzern C. Itoh die Rechte zur Vermarktung des kickenden Werbeträgers erwarb. Die Japaner und die Franken einigten sich auf einen vierjährigen Sub-Kontrakt, der Maradona verpflichtet, seine Fußballkünste weiterhin in Puma-Schuhen vorzuführen.



Maradona

Weltmacht Droge

Wie die Drogenmafia die Welt überrollt (I): Das 500-Milliarden-Dollar-Geschäft

Die illegale Rauschgiftindustrie ist zu einem der weltweit größten Geschäfte geworden, hat angeblich den phantastischen Umsatz von 500 Milliarden Dollar erreicht. Diesem Imperium ist mit Polizeimitteln nirgendwo mehr beizukommen. Auch die Beschaffungskriminalität, die zunehmend in Raubmord ausartet, gerät außer Kontrolle. Manche ernst zu nehmende Experten sehen nur noch den Ausweg, Rauschgift zu legalisieren – wie Alkohol und Tabak.

Als ich mir vor 20 Jahren, im Alter von 13, den ersten Schuß Berliner Tinke setzte, da war ich zu jung, um zu begreifen, was da mit mir geschah*. Und so konnte ich mich auch von meiner Drogensucht, die sich sehr bald einstellte, nicht mehr befreien. Inzwischen habe ich neun Jahre in Gefängnissen und Psychiatrien verbracht, immer wegen kleinerer Drogendelikte, Diebstahls oder Rezeptfälschung."

„Mehrere Therapien schlugen fehl – was einem zusätzlich angelastet wird, so als ob es ein Spaß wäre, Fixer zu sein und man eine Therapie aus Böswilligkeit in den Sand setzte. Einer Zwangstherapie folgte die Flucht – eine tierische Angst, eine Angst, die wieder nur durch Heroin wegzukriegen war."

„Nennt Ihr das human, was jetzt mit uns Junkies geschieht, möchte ich Euch fragen? Seht Euch meinen Lebensweg oder den Tausender anderer an, dann wißt Ihr, was Euren Kindern bevorsteht, wenn sie drogenabhängig werden. Immer lauter werden die Schreie nach mehr Polizei und härteren Strafen. Was aber wird man erst von den Abhängigen erwarten können, wenn die sehen, daß sie absolut nichts mehr zu verlieren haben?"

Sätze aus dem Brief eines Drogensüchtigen zum SPIEGEL-Titel über die Beschaffungskriminalität Rauschgiftabhängiger in Deutschland (SPIEGEL 30/1988). Unterdessen wird die Drogenszene tagtäglich gewalttätiger und die Beschaffungskriminalität auch – in Deutschland und weltweit. Wo früher eingebrochen wurde, wird jetzt gemordet: In Hamburg gestanden vergangene Woche ein 19- und ein 20jähriger, beide aus gutem Haus, den Raubmord an der Sängerin und Sekretärin Gerlinde Etschmann. Sie waren auf den Schlüssel zu der Firma aus, in der die Frau arbeitete. Dort gab es dann Elektronik im Wert von 5000 Mark zu holen, die, an Hehler verklitscht, für wenige Tage die Heroinsucht der beiden finanzierte.

„Mittelfristig droht da ein Gewalt- und Korrumpierungspotential bisher nicht gekannten Ausmaßes", warnte der oberste Drogenfahnder des Bundeskriminalamtes, Jürgen Jeschke, auf einer Arbeitstagung Ende Oktober vor der Entwicklung an der Rauschgiftfront. Und: „Weltweit sind die zuständigen Behörden von der Entwicklung des Rauschgiftproblems überholt worden, reichen ihre Ressourcen zu einer Lösung des Problems nicht aus."

„Jeden Tag zwei Rauschgift-Tote", meldet „Bild" aus deutschen Landen. In Hamburg allein wurde gerade der 58. Drogentote in diesem Jahr registriert. Er starb an einer „Sieben", wie es im Junkie-Jargon heißt – im Klartext: Er hatte sich eine Überdosis Heroin gespritzt.

7436 Personen wurden 1987 an bundesdeutschen Grenzen unter dem Verdacht des Rauschgiftschmuggels verhaftet, teilte BKA-Chef Heinrich Boge den Kollegen mit – und dabei graut ihm vor 1992, wenn die Grenzkontrollen zu den EG-Nachbarn wegfallen, kein Schlagbaum mehr die Drogenkuriere behelligt, die den Stoff an die Dealer bringen (siehe Interview Seite 166).

Grund zum Grauen gibt's freilich schon jetzt genug: Alle Rauschgift-Daten schnellen steil nach oben. Über 80 Prozent mehr Deutsche als vor einem Jahr gaben im ersten Halbjahr 1988 zu, erstmals harte Drogen genommen zu haben. Eine vielfache Menge an Marihuana, ein Mehrfaches an Heroin und Kokain wurde 1988 bisher von Polizei und Zoll sichergestellt als im gleichen Zeitraum 1987 – kein Erfolgs-, vielmehr ein Alarmsignal.

Denn die Preise fallen, noch nie war Rauschgift so billig und so hochprozentig – das Angebot steigt ungleich schneller als alle Zugriffserfolge der Fahnder.

An deutschen Schulen werden Drogen gehandelt wie eine Ware im Supermarkt. Das Problem wird verdrängt, von Lehrern, Schülern und Eltern totgeschwiegen, obwohl jeder vierte Jugendliche schon mit Drogen zu tun hatte, besonders „an den Hauptschulen alles genommen wird, was dichtmacht", so ein Kenner der Szene.

* Berliner Tinke: Morphinbase, in Essigsäure aufgelöst.





Heroin-Süchtige beim Drücken, Kokain-Süchtiger beim Schnupfen (in den USA): Solange Drogen gefragt sind ...

Die Aufputschdroge Amphetamin wird überall im Land in Kleinstlabors produziert und längst auch exportiert. Die Bundesrepublik ist nicht nur ein zunehmend vom Ausland her überschwemmter Drogenmarkt, sondern auch selber Hersteller und Lieferant von Rauschgift und vor allem von Chemikalien zur Drogenproduktion.

Amerikanische Zustände mit Mordserien und Bandenkriegen in deutschen Städten – das ist keine schiere Horrorphantasie mehr. Denn nach Hasch, Heroin und künstlichen Drogen schwappt nun noch eine riesige Kokain-Welle auf Europa und damit auch Deutschland zu: Lateinamerikas Coca-Barone haben, vom Preisverfall auf dem gesättigten US-Markt getroffen, eine Großoffensive zur Eroberung des europäischen Marktes gestartet.

„Unsere schlechten News von heute sind die euren von morgen", warnt ein Spitzenbeamter der amerikanischen Drogenbehörde Drug Enforcement Administration (DEA). Wie Europas Wirtschaftsbosse, setzen auch die Kokain-Könige große Hoffnungen auf den kommenden europäischen Binnenmarkt – eine mit über 300 Millionen Menschen dichtbesiedelte und reiche Region mit weit offenen Grenzen.

Längst wird der weltweite Drogenmarkt von denselben Mechanismen gesteuert wie die legale Marktwirtschaft. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Die Nachfrage wird angeheizt durch Werbung, etwa bei Kokain als „schicke Droge" für die Szene, durch großzügige Einführungsrabatte, notfalls auch mit nacktem Terror geregelt.

Zwei Kolumbianer-Kartelle schießen derzeit untereinander die Herrschaft über den New Yorker Kokain-Markt aus, den größten der Welt, der allein etwa 20 Milliarden Dollar pro Jahr wert ist. Der Krieg forderte bisher in der Stadt und an der kolumbianischen Heimatfront schon über 120 Tote.

Eines ist mit legalen Geschäften freilich nicht vergleichbar: der Profit. Die Gewinnspanne beträgt jeweils Zehntausende von Prozenten, der Preis vertausendfacht sich etwa vom Produzenten über den Großhändler und Importeur bis zum Kleindealer auf den Straßen.

Harte Drogen sind der einzige Massenartikel, dessen Geldgewicht buchstäblich schwerer ist als die Ware: Die Kubikmeter von Dollarnoten, welche die Syndikate für ihren Stoff kassieren, bereiten ihnen ein schwierigeres Transportproblem als der Stoff selbst – die größte bisher in Amerika auf einmal beschlagnahmte Summe an Narco-Dollars wog eine halbe Tonne.

Gegen diese Rechnung ist nicht anzukommen, weder mit Polizei, noch mit dem Henker, nicht mit Appellen und



... werden sie auch geliefert werden: **Rauschgift-Toter in Amsterdam**

Drohungen. In weniger als zwei Jahrzehnten hat sich das Rauschgiftgeschäft zu einem weltweiten „Untergrund-Empire“ entwickelt, das der amerikanische Autor James Mills in einem 1200-Seiten-Buch detailreich beschreibt. Der „Playboy“ rechnete aus, „daß im illegalen Drogenhandel schon mehr Geld steckt als in jedem anderen Geschäft auf der Erde“.



In Florida beschlagnahmte Drogen-Dollar: Kapital, das ganze Staaten kauft

Auf 500 Milliarden Dollar, das ist eine Fünf mit elf Nullen oder das halbe Bruttosozialprodukt der Bundesrepublik, schätzen US-Experten das weltweite Drogengeschäft. Drogenkartelle haben sich ein halbes Dutzend Staaten gekauft, um dort ungestört produzieren, lagern, weitertransportieren oder Geld waschen zu können. Zu diesen Rauschgift-Staaten zählen Panama und die Bahamas, Belize und Burma, Haiti und Bolivien (das eine amerikanische Zeitschrift als „Narco-Kleptokratie“ schmähte), aber auch der Libanon; das winzige, vom langjährigen Bürgerkrieg verheerte Land gilt als einer der größten Rauschgiftlieferanten der Welt.

In drei Dutzend Ländern reicht der Arm der Rauschgiftbosse bis weit in Regierung und Verwaltung. Dazu gehören große Staaten wie Brasilien, Mexiko, Kolumbien, Kenia, Indien und Pakistan, kommunistische Länder wie Kuba, Bulgarien, Afghanistan und Laos, Diktaturen wie Paraguay oder Chile, linke Regime wie in Nicaragua, rechte wie in Taiwan oder Thailand.

Narco-Banden regieren in Städten wie Medellín und Kali in Kolumbien, Guadalajara in Mexiko oder Santa Cruz in Bolivien. Sie kommunizieren in Geheimsprachen – weltweit etwa ein besonders gewalttätiger israelischer Händlerring in Armee-Hebräisch, den die Polizeibehörden zwischen Amsterdam und Acapulco nicht entziffern können.

Mit Drogengeschäften finanzieren sich Terroristen von Indiens Sikhs und Tamilen bis zur spanischen Eta, Gruppierungen der palästinensischen PLO, schiitische Hisbollah-Organisationen, Kurdenpartisanen und Rebellen in Burma, aber auch in westlichen Augen so edle Befreiungsbewegungen wie die afghanischen Mudschahidin und die Contras in Nicaragua. Die Waffen- und Drogengeschäfte sind dort ebenso undurchsichtig verfilzt wie organisiertes Verbrechen, Regierungen und Geheimdienste.

Und Hunderte Milliarden an Narco-Dollars stecken in respektablen Geschäften rund um den Globus, haben im internationalen cash-flow seit langem die Petro-Dollars überflügelt. Von mindestens 40 Banken, darunter die größten Geldhäuser in Amerika, Asien, Europa und Australien, ist bekannt, daß sie Rauschgift-Milliarden verwahren oder bewegen.

Drogen-Geld steckt in Wolkenkratzern in Manhattan ebenso wie in Frankfurter Hochhäusern, in Touristik-Konzernen und Ferienklubs, Spielkasinos und Fluglinien. Eine Drogenmafia betreibt in Amerika 8200 Hotels und Motels. Ein Fünftel der vagabundierenden Euro-Dollars, so eine Schätzung der DEA, stammt aus Rauschgiftprofiten.

Die Weltmacht Droge ist binnen wenigen Jahren zum größten liquiden Finanzimperium aufgestiegen, ein wildwucherndes Konglomerat von Narco-Multis, das allein ob seines schieren Geld- und damit Korruptionspotentials von niemandem mehr zu kontrollieren, wegen seiner globalen Ausdehnung von keiner nationalen oder internationalen Behörde mehr zu stoppen ist. Überspitzt gesagt, hat die Drogenmafia bereits beträchtliche Teile der Welt im Griff.

Einige simple Zahlen belegen das: Amerikas berühmte DEA, die wie ein Geheimdienst organisierte Drogenbehörde, die dem Rauschgift den Krieg erklärt hat und ihn weltweit führt, kann gut 3000 Beamte einsetzen, davon fast 400 im Außendienst in über 40 Ländern. Ihr Jahresbudget beträgt etwas über 500 Millionen Dollar.

Das aber ist bloß ein Promille des geschätzten Welt-Drogen-Umsatzes. Und auf 3000 Mann bringt es heutzutage jeder bedeutendere lateinamerikanische



Drogen-Einsatz der Polizei in Detroit: Erfolgsquote von zehn Prozent

Kokain-Boß, auch mancher südasiatische Opium-Fürst.

Allein in Bolivien arbeitet eine halbe Million Menschen, ein Drittel des Arbeitskräftepotentials, in der Kokainwirtschaft. In dem bitterarmen Andenland macht der Exporterlös aus dem illegalen Coca-Anbau drei Viertel der Gesamtausfuhr aus, in Peru, Kolumbien und Mexiko ist Rauschgift immer noch Exportartikel Nummer eins, das gleiche gilt für Burma.

So etabliert ist das Geschäft mit der Droge unterdessen, daß selbst Krieg und Frieden kaum noch Unterschiede machen: Aus Afghanistan wird wegen des Abzugs der Russen und des Abflauens der Kämpfe mit einem neuen Opium-Heroin-Schub gerechnet: Die afghanischen Flüchtlinge haben im pakistanischen Exil viel dazugelernt und wollen künftig nicht mehr nur den Rohstoff Opium, sondern gleich das viel lukrativere Endprodukt Heroin liefern, um mit dem schnellen Geld ihre Heimat wiederaufzubauen.

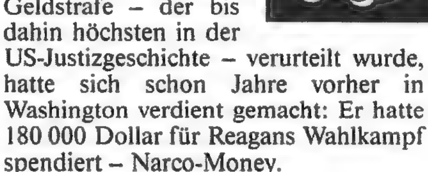
Die nicaraguanischen Contras, die, solange sie gegen die Sandinisten kämpften, immer wieder mit Dollarmillionen aus Washington subventioniert wurden, werden mit der Einstellung des Kampfes, die sie eben verkündeten, diese Alimente wohl verlieren. Sie brauchen künftig eine andere Geldquelle – und die liegt nahe. Denn schon bisher verquickte sich bei ihnen – wie auch bei den afghanischen Mudschahidin – der antikommunistische Kreuzzug aufs beste mit einem blühenden Drogengeschäft.

Gerade am Beispiel der Contras läßt sich am schlüssigsten belegen, weshalb der von Präsident Reagan und seiner Ehefrau Nancy so vollmundig beschworene („Just say no") und von seinem Vize Bush aufgenommene Krieg gegen das Rauschgift nichts als Wortgeklingel ist. Denn ausgerechnet in den acht Reagan-Jahren haben sich die Drogen-Multis zum weltweiten Imperium entwickelt, und das mit tatkräftiger Unterstützung Washingtons.

Reagans schlimmster Skandal während seiner ganzen Amtszeit, die Iran-Contra-Affäre um Waffen für die Ajatollahs gegen Geiseln sowie illegales Geld für die Contras in Nicaragua, bekannt unter dem Schlagwort „Irangate", war auch eine riesige Rauschgift-Affäre.

Unter dem in diesem Skandal allmächtig agierenden US-Oberstleutnant Oliver North, der sich bei seinen Kongreß-Hearings als verfolgte Unschuld gab, nur Gott und Vaterland gedient haben wollte, geschah Unerhörtes: Jene Flugzeuge, die Waffen für die Contra-Verbündeten in den mittelamerikanischen Busch brachten, flogen von dort randvoll mit Rauschgift in die USA zurück. Zum Dank für diese Amtshilfe beim Drogenschmuggel spendeten die Kokainbarone dann reichlich für die Sache der Contras – beispielsweise einmal zehn Millionen Dollar auf einmal.

Eine DC-6, die im März 1986 von Miami aus eine Waffenladung für die Contras nach Honduras brachte, landete bei der Rückkehr auf der Homestead Air Force Base in Florida – einem Luftwaffenstützpunkt, auf dem die zivile Polizei nichts zu melden hat – mit zwölf Tonnen Marihuana im Bauch. Die 75 000 Dollar Lohn für den Waffentransport erhielt der Pilot Michael Tolliver von dem Ollie-North-Vertrauten Felix Ismael Rodriguez persönlich ausbezahlt, einem exilkubanischen CIA-Agenten, der sogar, wie amerikanische Autoren belegen, mindestens zweimal mit dem Vizepräsidenten George Bush zusammengetroffen war.



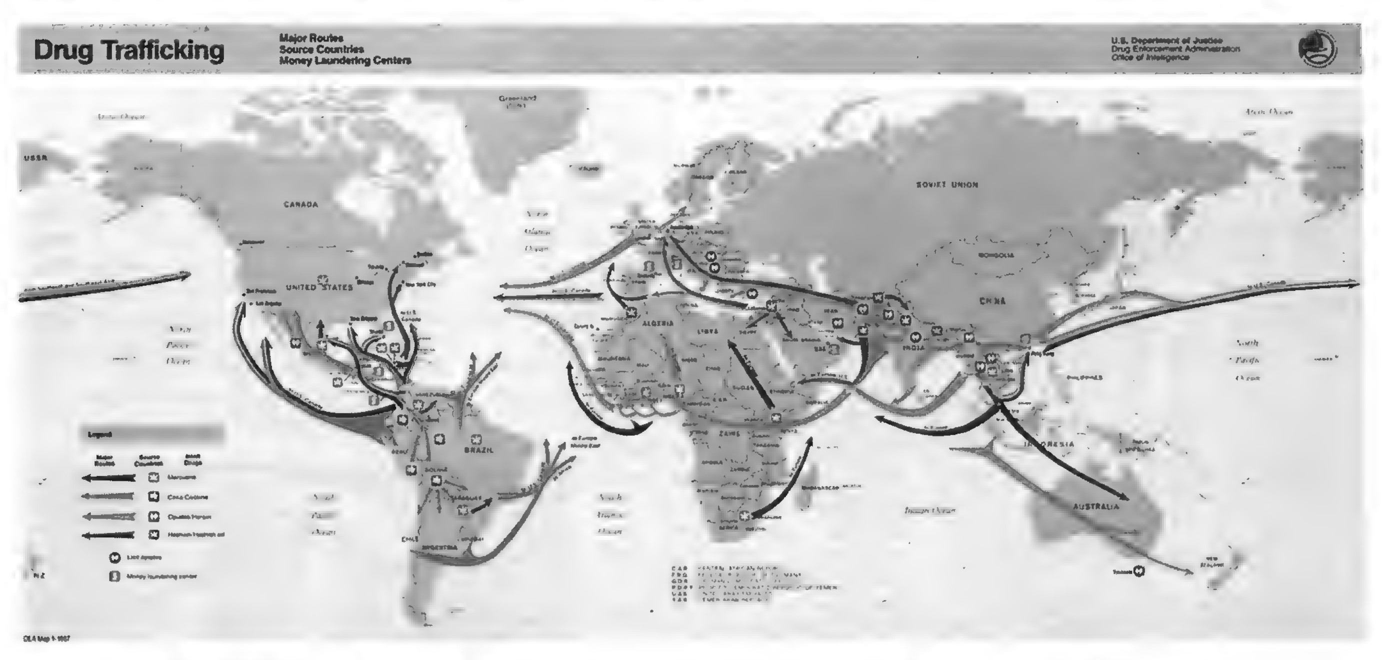
Ein anderer Exilkubaner namens Ramón Milian Rodríguez, der 1983 in Florida verhaftet, danach zu 35 Jahren Gefängnis und 6 495 000 Dollar Geldstrafe – der bis dahin höchsten in der US-Justizgeschichte – verurteilt wurde, hatte sich schon Jahre vorher in Washington verdient gemacht: Er hatte 180 000 Dollar für Reagans Wahlkampf spendiert – Narco-Money.

Sein Beruf brachte ihn trotzdem ins Gefängnis. Er war Geldwäscher für die Drogenmafia, hatte jeden Monat etwa 200 Millionen Dollar in Scheinen von Florida nach Panama geflogen, den dortigen starken Mann, General Manuel Antonio Noriega, mit vier Millionen Dollar pro Monat geschmiert, damit das „money-laundering" über Panama-Banken problemlos verlief.

Dieser General Noriega war seit 1970 eine wichtige Stütze des US-Geheimdienstes CIA, obwohl er schon seit 1972 auf der Liste amerikanischer Drogenfahnder stand – seine Nationalgarde stellte den Drogenbaronen Transportmittel und Lagerhäuser.

Bei einem US-Besuch wollte die Drogenbehörde DEA mit Noriega darüber reden, doch die CIA sabotierte den Treff. Erst in diesem Frühjahr distanzierte sich Washington von seinem Drogen-General in Panama und versucht seither, ihn zu stürzen, bislang vergebens.

Wo Rauschgift und Politik derart intim werden konnten, daß es zu einem staatlich sanktionierten „guns-for-drugs program" (so die US-Journalistin Leslie Cockburn in ihrem Buch „Out of Con-



Interne DEA-Weltkarte über die Wege der Drogen: „Unsere schlechten News sind die euren von morgen"

trol“) kommen konnte, verwischen sich naturgemäß auch die Grenzen zwischen legalen und illegalen Geschäften. Und wo Gewinn das Credo der Gesellschaft ist, stinkt auch Rauschgiftgeld nicht.

Als der extravagante Auto-Manager John DeLorean mit seiner Sportwagenfirma in die Miesen geriet, suchte er das Unternehmen mit einem 150-Millionen-Mark-Kokain-Deal zu retten – kam vor Gericht allerdings frei, weil das FBI bei seiner Festnahme und Überführung zu unlauteren Mitteln gegriffen hatte.

Und Robert Vesco, der einst Nixons Wahlkampf mit 200 000 Dollar schmierte, dann aber, nachdem er die IOS-Investment-Fonds leergeplündert hatte, sich in den USA nicht mehr sehen lassen durfte, wurde zeitweise Dealer-Kompagnon des Kokain-Königs Carlos Lehder auf den Bahamas. Lehder ist jener deutschstämmige Kolumbianer, der als einziger der ganz großen internationalen Drogendealer hinter US-Gefängnisgittern landete. Er wurde im Juli in Florida zu lebenslänglich plus 135 Jahren Gefängnis verurteilt. Dieses Schicksal konnte ihn nur ereilen, weil der besonders rüde Drogenboß sich mit seinen Kumpanen überworfen hatte.

New Yorker Banken und Brokerhäuser pflegten früher Kunden, die mit Koffern oder Golftaschen voller Barem ankamen, bewaffnete Leibwächter zu stellen, um sie vor Belästigungen zu schützen. In der Wall Street wurden schon mehr als ein Dutzend Börsenmakler als Kokain-Händler verhaftet.

Banken in Südamerika, auch staatliche, haben eigene Schalter, „ventanillas siniestras“, und speziell geschulte Beamte für den Umgang mit Drogen-Millionen, die unter Umgehung aller Devisen-Bestimmungen sicher und sauber gebunkert werden können.

Pakistanis und Afghanen unterhalten ein weltweites Untergrund-Bankennetz, „hawala“ genannt, dessen Stützpunkte Reisebüros sind. Allein in Großbritannien werden auf diese Weise mindestens 200 Millionen Pfund im Jahr gewaschen. Als eine Zentrale des Netzes gilt das Golfscheichtum Dubai.

Auf der westlichen Hemisphäre sind nach wie vor Noriegas Panama, die Cayman-Inseln und die Bahamas unter dem von Queen Elizabeth geadelten Sir Lynden Oscar Pindling (über den seine Landsleute lästern „The Chief is a Thief“) bevorzugte Flucht- und Transfer-Punkte des heißen Drogen-Geldes.



Panamas General Noriega
Seit 16 Jahren auf der Liste

In Europa gelten Luxemburg, Liechtenstein, die britischen Kanalinseln, Gibraltar und Zypern, aber auch schweizerische, britische, französische und deutsche Banken als diskrete Anlageplätze. Dank strengster Konten-Anonymität ist Österreich beliebter Anlaufort vor allem für nahöstliche Rauschgiftfürsten. Sogar bis ins kommunistische Ungarn, das namenlose Devisen-Konten offeriert, sikkern die Narco-Dollars.



Contra-Helfer North
Flugzeuge voller Rauschgift

Ganz groß im Geldwasch-Geschäft sind Bankhäuser in Hongkong, Singapur und Australien. Eine einzige Großbank in Bangkok steht im Ruf, täglich im Schnitt fünf Millionen Dollar Drogengeld zu transferieren.

Gewiefte internationale Spekulanten, die früher der Spur der Petro-Dollars folgten, horchen heute auf, wenn an exotischen Plätzen – Bangkok etwa, oder Bombay, Malaysia, Singapur oder Sydney – plötzlich die Börsenkurse boomen: Da sucht dann oft ein größerer Posten vagabundierender Narco-Dollars eine legale und lohnende Anlage. Auch Europas spektakulärste Wachstumswirtschaft – die Spaniens – wird nicht allein von den Erwartungen der Iberer auf den EG-Binnenmarkt genährt.

Spanien ist für kolumbianische Kokain-Könige wie asiatische Heroin-Fürsten zum wichtigen Anlauf- und Transitland geworden. Und wo so viele Milliarden im Spiel sind, bleiben automatisch einige davon hängen, diskret zu bunkern etwa in der Pyrenäen-Enklave Andorra. Im ohnedies dubiosen iberischen Immobiliengeschäft vermischt sich hergebrachte Wirtschaftskriminalität mit heißen Geldschüben aus dem Drogenreich.

Mit all diesen Milliarden können es sich die Rauschgift-Multis trotz aller Polizei-Anstrengungen fast überall gut richten. In Miami, Amerikas Rauschgiftmetropole, steht zumindest jeder zehnte Polizist, der die Drogendealer verfolgen soll, auf deren Lohnliste.

In Mexiko, wo die Mörder eines DEA-Agenten der Verhaftung durch eine 300 000-Dollar-Gabe an die festnehmenden Beamten entgehen konnten, sind zwei Ex-Präsidenten in den Verdacht geraten, von der Drogenmafia gekauft gewesen zu sein. Auch ein thailändischer Ex-Premier war direkt ins Drogengeschäft verwickelt. In Haiti und Bolivien putschten sich Generäle an die Macht, um an der Drogenkasse mitzuverdienen. „In Mexiko", so ein US-Justizbeamter, „ist die Drogenkorruption vertikal, horizontal und total."

Selbst Kirchenfürsten, wie etwa der griechisch-orthodoxe Erzbischof von Beirut, Boutros, konnten der Versuchung nicht widerstehen und wurden unter dem Verdacht des Drogenschmuggels verhaftet, ebenso Spitzendiplomaten (deren CD-Schild in Lateinamerika mit „contrabandista", Schmuggler, gleichgesetzt wird) wie der iranische Chomeini-Vertraute Sadigh Tabatabai.

So gewaltige Ausmaße haben die internationalen Geschäfte des Drogen-Empires erreicht, daß wichtige Wirtschaftsdaten ganzer Staaten – die USA eingeschlossen – nicht mehr stimmen.

Schon 1985 stellte eine geheime Studie verschiedener Regierungsbehörden in Washington fest, daß „die Dollars, die als Drogen-Profite aus den USA in andere Länder transferiert werden, einen beträchtlichen Teil des amerikanischen Bruttosozialproduktes ausmachen und erhebliche Abweichungen von den



offiziellen Daten internationalen Kapitalflusses sowie der Zahlungsbilanzen mehrerer Länder verursachen".

Die chronischen Schuldnerländer Lateinamerikas mit ihren amtlich immer so katastrophalen Zahlungsbilanzen sind dank der Drogen womöglich gar nicht so tief verschuldet, ihre wirklichen Zahlungsbilanzen keineswegs so unausgeglichen, wie es in den Statistiken steht.

US-Nachbar Mexiko, eines der offiziell höchstverschuldeten Länder der Welt, verdient an seinen illegalen Marihuana-, Heroin- und Kokain-Exporten weit mehr als an seiner Erdölausfuhr, die auf dem Papier als wichtigster Wirtschaftszweig gilt. Der DEA sind in Mexikos Drogenprovinzen Farmen bekannt, auf denen Tausende Sklaven für die Drogenbarone jedes Jahr Zehntausende Tonnen Marihuana ernten.

Gegen diese geballte Kapitalmacht, die „ganze Länder kauft und die Geopolitik verändert" („Time"), nehmen sich dann selbst die spektakulärsten Erfolge der weltweiten Drogenfahndung wie peanuts aus.

Im vorigen Monat meldete die amerikanische Zollbehörde einen großen Schlag gegen ein internationales Bankinstitut, das Narco-Dollars „gewaschen" hätte: Nach zweijähriger weltweiter Ermittlungsarbeit wurden 40 Mitarbeiter der Bank of Credit and Commerce International, einer der größten Privatbanken der Welt mit Hauptsitz in Luxemburg, verhaftet, insgesamt 85 Angestellte des Geldinstituts beschuldigt, bei der Wäsche von 32 Millionen Dollar Drogenprofiten aus Kolumbien und Panama geholfen zu haben.

Zum Vergleich: Der in Florida verurteilte Geldwäscher Ramón Milian Rodriguez soll bis zu seiner Verhaftung über zwei Milliarden Dollar zur Wäsche nach Panama gebracht haben. Für diese Summen reichten nicht einmal mehr Geldzählmaschinen aus, die Notenpakete wurden nur noch gewogen.

Und: Eine weltweite konzertierte Aktion von Rauschgiftfahndern gegen die Drogenmultis, zu der Amerikas DEA im August die Polizei- und Zollbehörden von 29 Staaten in Europa, Lateinamerika und Afrika zusammengetrommelt hatte und die zur „größten internationalen Polizeiaktion der Geschichte" ernannt wurde, erbrachte in der Tat spektakulär erscheinende Erfolge.



Militäreinsatz gegen Rauschgiftproduzenten in Bolivien: Die Bosse entkamen

In Spanien wurde ein Lager mit über 15 Tonnen Hasch ausgehoben, in Deutschland blieben Tonnen Marihuana, Dutzende Kilo von Heroin und Kokain im Netz der Fahnder hängen. Auch in Italien, Belgien und Großbritannien wurden mehr Rauschgiftmengen beschlagnahmt und mehr Dealer verhaftet als in normalen Monaten. Im tiefen südamerikanischen Dschungel zerstörten DEA-Kommandos, unterstützt von Militäreinheiten, wieder einmal 13 Kokainlabors; sie ließen sieben Busch-Flugplätze in Flammen aufgehen, besprühten Marihuana-Felder und beschlagnahmten 244 Tonnen von dem Stoff, dazu angeblich auch fast elf Tonnen Kokain.

Solche Großeinsätze hatte es konzentriert auf einzelne Ziele auch schon vorher gegeben: 1986 zerstörten US-Militäreinheiten in Zusammenarbeit mit der bolivianischen Armee Coca-Felder und Drogenlaboratorien im Osten der Anden. Doch die Drogenbosse, rechtzeitig gewarnt, hatten entkommen können. Die Produktion wurde verlagert, das Geschäft nur Monate beeinträchtigt.

Im Februar entdeckten Fahnder in Thailand auf einem Schiff, dessen Gummiballen-Fracht für New York bestimmt war, fast 1,3 Tonnen Heroin mit höchstem Reinheitsgrad – eine unvorstellbare Menge des Stoffs mit einem Straßenverkaufswert von mehr als zwei Milliarden Dollar – „soviel wie wir bisher in einem ganzen Jahr aus Thailand erwartet hätten", gesteht ein DEA-Beamter.

Doch siehe da: Im Gegensatz zu früheren Jahren, wenn große Fischzüge der Polizei den Stoff verknappten und verteuerten, floß nach wie vor hinreichend billiges Heroin auf den Markt – die asiatische Heroin-Mafia konnte den Verlust offenbar mit links wegstecken.

Solange Drogen gefragt sind, werden sie auch geliefert werden – vor allem solange die Gewinnspannen derart astronomische Höhen erreichen. Und Polizei-Erfolge beeinträchtigen diese Profite kaum – allenfalls zehn Prozent des geschmuggelten Stoffs gehen ins Netz.

Den Profit schmälert höchstens das ständig weiter wuchernde Überangebot – das Produktionspotential der Kokainbarone wird bereits auf fast 500 Tonnen jährlich geschätzt. Da können sie auch jene fünf Tonnen verkraften, die mexikanische Soldaten vergangene Woche bei einem Manöver in einer Höhle versteckt fanden – zumal es nach mexikanischem Brauch nicht auszuschließen ist, daß auch dieser Fund wieder auf den Markt kommt.

Kaum ein Land konnte bisher dem Drogenproblem ernsthaft beikommen. In Malaysia wächst die Zahl der Süchtigen und Dealer ständig – schätzungsweise sind zehn Prozent der Bevölkerung betroffen –, obwohl schon Händlern von Gramm-Dosen der Henker droht. In den malaysischen Gefängnissen warten derzeit 353 abgeurteilte Dealer auf ihre Hinrichtung.

In Indien oder Spanien, wo Marihuana und Hasch geduldet sind – Indiens „bhang" ist nicht nur das Bier für die Armen, sondern, wie so vieles im Land, auch noch religiös verankert –, werden zunehmend harte Drogen gepuscht. In den Niederlanden läßt eine liberale Drogenpolitik die Zahl der Süchtigen angeblich sinken, doch der grenzüberschreitende Handel nimmt weiter zu.

Über den immer von neuem verkündeten „Krieg gegen das Rauschgift" können Experten nur noch lachen, ebenso wie über amtlich verkündete Fixerzahlen – in der Bundesrepublik rund 100 000, in ganz Europa etwa anderthalb Millionen, in den USA etwa sechs Millio-

Motor: 3,6-Liter-V8-Zylinder, Einspritzer mit 32 Ventilen, 184 kW (250 PS). 5fach gelagerte Kreuzkurbelwelle. Leichtmetall-Motorblock und -Zylinderkopf. 4 obenliegende Nockenwellen. Motronic, Klopfregelung und automatische Schubabschaltung. 2 Drei-Wege-Katalysatoren mit Lambda-Regelung.

Kraftübertragung: Elektronisch gesteuertes 4-Gang-Automatik-Getriebe mit 3 Wahlstufen. quattro-Antrieb, integriertes Vorderachsdifferential, Zwischendifferential mit Lamellensperre, selbstsperrendes Torsen-Hinterachsdifferential.

Fahrwerk: Viergelenk-Trapezlenker-Hinterachse. Servolenkung mit Zentral-Hydraulik. 7½ J x 15er Leichtmetallräder mit 215/60 ZR 15er Breitreifen.

Bremsanlage: Zweikreis-Bremssystem. Innenumfaßte Scheibenbremsen vorn, Scheibenbremsen hinten, innenbelüftet. Bremskraftverstärker. 2 Bremskraftregler. Anti-Blockier-System (ABS).

Ausstattung: Ledersitzbezüge, lederummanteltes Lenkrad, Wurzelholz-Innenverkleidungen, Bordcomputer, Auto-Check-System, Klimaanlage, Stereo-Audio-Anlage, Wärmeschutzverglasung, Audi Sicherheitssystem procon-ten.

Karosserie: vollverzinkt. 10 Jahre Gewährleistung gegen Karosserie-Durchrostung sowie weitere Gewährleistungen bis hin zur Mobilitätsgarantie. Auch über V.A.G Leasing, Finanzierung und Versicherung informiert Sie Ihr Audi Partner.



Vorsprung durch Technik

✳ 45445 #

806/1055.07.00 · Printed in Germany · 9/88

Jede Revolution beginnt auf der Straße.

AudiV8.

Die neue Alternative in der oberen Klasse. Da werden Erinnerungen wach. An legendäre Automobile, die unter dem Zeichen der vier Ringe Aufsehen erregt haben. An Luxuswagen, wie den 8-Zylinder Horch 853, oder siegreiche Rennwagen, wie die Auto-Union-Silberpfeile. Und überhaupt an deutsche Konstrukteure, die das Automobil entscheidend verändert haben.

Mit dem V8 kehrt Audi heute in die obere Klasse zurück. Audi hat sich gut vorbereitet: Kernstück ist der Motor, ein neuer V8-Zylinder, der mit 32 Ventilen die bullige Kraft von 184 kW (250 PS) entfacht.

Neu in dieser Klasse ist auch der Antrieb: der hochperfektionierte quattro-Antrieb mit automatisch sperrendem Zwischendifferential und Torsen-Hinterachsdifferential.

Er macht diese Limousine zu einem Auto für aktive Fahrer.

Auch ganz nach dem Fahrer richtet sich das Getriebe: eine elektronisch gesteuerte 4-Gang-Automatik. Sie läßt die freie Wahl zwischen sparsamer oder sportlicher Gangart und manueller Schaltung.

Und nun zur Sicherheit. Selbst hier werden neue Klassenziele formuliert: neuentwickelte, innenumfaßte



Scheibenbremsen vorn für erhöhte Bremsleistung, natürlich ABS und das Audi Sicherheitssystem procon-ten. Um nur einige zu nennen. All diese intelligente Technik ist in eine vollverzinkte Karosserie verpackt. 10 Jahre Gewährleistung gegen Karosserie-Durchrostung werden so möglich. Auch das ist einmalig in dieser Klasse. Resümee: Seine Synthese aus technischen Hochleistungen macht den Audi V8 zu einer kleinen technischen Revolution. Und damit ist er eine neue Alternative in der oberen Klasse.


Audi V8





nen. Die Dunkelziffer aber wird auf mindestens hundert Prozent geschätzt.

Das Drogenproblem konnte in Wahrheit noch nie nur das Polizeiproblem sein, als das es vielerorts angesehen wurde. Im Gegenteil: Heute, wo die Drogenmultis zur „schnellstwachsenden und gewinnträchtigsten Industrie der Welt" („Fortune") geworden sind, ist auch die mächtigste Exekutivbehörde mit dem Problem total überfordert. Die Drogenproblematik, immer schon eine gesellschaftliche wie politische Frage, scheint letztlich gerade durch die Kriminalisierung so umfassend und unlösbar.

Die Illegalität verschafft den Rauschgiftkartellen jene Irrsinns-Profite, mit deren Hilfe sie nicht nur Polizisten, sondern schon Regierungen kaufen, ja ganze Nationen korrumpieren können. Längst hat sich der Drogenhandel „zu einem der erfolgreichsten aller multinationalen kapitalistischen Unternehmen" gemausert, wie das Magazin „New York" in einem leidenschaftslos sachlichen Artikel feststellt – in dem es dann für eine Legalisierung der Drogen eintritt, wie dies bei Alkohol und Tabak längst geschah.

Damit würde, räumt der Verfasser Pete Hamill ein, zwar die Zahl der Junkies wahrscheinlich nicht geringer, eher anfangs noch wachsen, doch den weltweiten Verbrecher-Multis wäre das Handwerk gelegt, und die Beschaffungskriminalität, die in den Industriestaaten schon mehr als die Hälfte aller Delikte, in den Gefängnissen zumindest jeden zweiten Häftling ausmacht, würde dramatisch eingedämmt.

In den USA argumentieren stramme Konservative wie der Reagan-Ökonom Milton Friedman („Drogen richten vor allem deshalb Schaden an, weil sie illegal sind") ebenso für eine Legalisierung wie Liberale, die den Krieg gegen die Drogen so aussichtslos sehen, wie er ist.

Verurteilter Drogenhändler Lehder
Lebenslang plus 135 Jahre

Bürgermeister drogenzerfressener Städte wie Baltimore und Washington treten für die Freigabe von Marihuana und Kokain ein, der Harvard-Jurist Alan Dershowitz geht noch weiter: „Wir haben bereits zwei Rauschgifte legalisiert – Alkohol und Tabak. Jetzt ist die Zeit gekommen, ein drittes freizugeben: Heroin." Er will ärztlich ausgewiesene Süchtige gratis mit der Droge versorgen.

Andere freilich, wie Senator John Kerry aus Massachusetts oder der Polizeichef von Los Angeles, Daryl Gates, treten für Eskalation des Antidrogen-Krieges bis in die Erzeugerländer ein.

Auch die neueste Studie des „National Institute on Drug Abuse" drängt unter dem Schlagwort „Globales Problem, globale Bekämpfung" auf die Vernichtung der Ernten schon in den Produktionsländern. „Aber es ist nur schwer vorstellbar, daß wir Panama, Kolumbien, Peru, Bolivien, Mexiko, der Türkei, Thailand und Pakistan gleichzeitig den Krieg erklären, von einer kleinen Expedition gegen die Bahamas ganz abgesehen", so „New York". Schon bisherige Herbizid-Feldzüge gegen Anbauflächen von Marihuana, Opium und Kokain brachten keine Erfolge über den Tag hinaus.

Zwar wurden auch schon richtige Kriege um Opium geführt – im vorigen Jahrhundert überzogen die Briten China zweimal mit Krieg wegen des Rauschgiftes – aber nicht, um eine Drogen-Quelle zu vernichten. Die Chinesen wurden mit Kanonen gezwungen, ihren Markt dem Opium zu öffnen, das England in Indien erntete. Die Folge waren hundert Millionen süchtige Chinesen.

Und Kriege wurden auch – bis in jüngste Zeit – mit Hilfe von Drogen geführt. Deutsche Kampfflieger im Zweiten Weltkrieg hielten sich mit Pervitin wach, einer Aufputschdroge, die auch schon Himalaja-Bezwinger auf die Achttausender trieb. Japanischen Kamikaze-Piloten half die Amphetamin-Variante „Philopon" bei ihren Selbstmord-Stürzen auf US-Kriegsschiffe; danach wurden Hunderttausende Japaner nach dem Stoff süchtig.

Über 100 000 GIs kämpften in Vietnam gegen die Vietcong, vollgepumpt mit Opium oder Heroin. Burmesische Soldaten, die seit Monaten auf rebellische Studenten in den Straßen ihrer Städte schießen, erhalten vor dem Einsatz ihre Opium-Ration. Und auch Hisbollah-Selbstmordkrieger, die ein Auto voller Sprengstoff in israelische Militärkolonnen lenken, helfen ihrem Todesmut mit Drogen nach.

Wenn nun tatsächlich Amerikaner oder andere Industrienationen nicht die Sucht ihrer eigenen Bürger bekämpfen, sondern den Staaten, in denen der Stoff

hergestellt wird, mit Gewalt zu Leibe rücken würden – dann könnten auch manche anderen Staaten aus dem gleichen Grund Krieg führen.

Für gläubige Moslems etwa ist der sonst überall legale Alkohol die schlimmste aller Drogen – die ja in der Tat weltweit noch immer hundertmal mehr Menschen umbringt als Rauschgift. Gäbe das etwa den Saudis das moralische Recht, Mosel-Weinberge zu entlauben, oder den Libyern, bayerische Brauereien zu bombardieren, bloß weil junge Muselmanen dem Reben- oder Gerstensaft nicht entsagen können?

Als Amerika seine Bürger per Gesetz trockenlegte, soffen die nicht weniger. Das illegale Geschäft mit dem Alkohol aber brachte die Mafia hervor. Heute ist die Droge Alkohol legal, obwohl ihre Auswirkungen die Gesellschaft noch immer weit mehr kosten als jene des Rauschgifts. An den Folgen von Tabak und Alkohol sterben in den USA pro Jahr etwa 400 000 Menschen.



Präsidenten-Gattin Nancy Reagan: „Just say no“

Eine Legalisierung der weichen Droge Marihuana (der ohnedies über 20 Millionen Amerikaner verfallen sind) nach dem Beispiel von Alkohol oder Tabak würde, so „New York“, eine halbe Milliarde Dollar Kosten für Polizei und Justiz sparen, dazu bis zu sieben Milliarden an Steuern einbringen.

Eine streng kontrollierte Legalisierung harter Drogen könnte, so die Argumentation von Legalisierungs-Befürwortern, der weltbedrohenden Rauschgiftmafia die Geschäftsgrundlage entziehen, wäre also das Gegenteil einer „Kapitulation“ vor dem organisierten Verbrechen, als die ein solcher Schritt von Vertretern einer harten Linie verurteilt wird. Die nicht mehr zu bändigende Beschaffungskriminalität könnte ausgetrocknet, die Aids-Verbreitung eingedämmt werden, deren gefährlichste Herde injizierende Prostituierte sind.

Ersparnisse aus dem Wegfall dieser Bedrohungen und Steuereinnahmen könnten dazu verwendet werden, Drogenabhängigkeit endlich so zu sehen und ihr so zu begegnen wie dem Alkoholismus – als Krankheit statt als Verbrechen.

Für eine Legalisierung als Ausweg aus einem sonst unlösbaren Weltproblem, das immer mehr Gesellschaften vergiftet, treten durchaus honorige Leute und Institutionen ein: deutsche Drogen-Experten, der Regierungsrat der schweizerischen Bundeshauptstadt Bern, niederländische Polizeichefs, spanische Richter, das britische Medizinerorgan „Lancet“, Englands anerkannte Wirtschaftszeitschrift „Economist“.

Die renommierte US-Zeitschrift „Science“ schreibt: „Sehr viele Amerikaner sind süchtig nach Zigaretten, Alkohol oder Beruhigungsmitteln, aber niemand muß morden, bestechen oder Verbrechersyndikate benützen, um an den Stoff zu kommen.“

Ebenso überzeugend argumentieren freilich auch die Gegner einer Legalisierung harter Drogen: Die Kokain-Abart Crack etwa macht mit der ersten Berührung süchtig, Heroin aus der Apotheke wäre einem weit größeren Personenkreis zugänglich als bei der Beschaffung aus dem kriminellen Umféld, beides ist mit Alkohol nicht vergleichbar. Und wie sollten bei einer Legalisierung Kinder vor Drogen geschützt werden, auf die sich, so meinen DEA- und BKA-Experten, dann gezielt die Anstrengungen weiterbestehender Dealer-Organisationen richten würden?

Deshalb gibt es zwar überall tatsächliche wie selbsternannte Fachleute, die in einer Legalisierung, quasi einem Staatsmonopol für Rauschgift, eine Notlösung für ein sonst unlösbar gewordenes Pro-



Drogendealer, Kundin in Hamburg: Kapitulation vor dem Verbrechen?

blem sehen. Aber noch in keinem Staat, in keiner Gesellschaft, ist die moralische Akzeptanz für die Freigabe harter Drogen da. Zu unkalkulierbar ist das Risiko. Und ein Staat allein könnte ohnehin nicht damit anfangen, er würde zum Mekka aller Junkies dieser Welt.

Doch irgend etwas muß geschehen, denn „der Krieg gegen die Drogen wird zwar mit großen Worten geführt, aber die Erfolge werden immer kleiner", stellt der US-Experte Louis Kraar fest. Und Europa steht der große Drogeneinbruch noch bevor, die Welle der Gewalt, der Einzug der wirklich großen organisierten Kriminalität in die Städte. Es droht die Vergiftung der Gesellschaft auf Jahrzehnte hinaus.

Schweden verbindet den Kampf gegen die Drogen – auch weiche – mit Therapien unter behördlicher Aufsicht. In der Bundesrepublik gewinnt die Anwendung der Ersatzdroge Methadon, kombiniert mit Entzugstherapien, an Boden, doch werden bisher nur Dutzende Süchtige erfaßt, wo Zehntausende immer tiefer in ausweglose Abhängigkeit schlittern.

Was immer sich die Gesellschaft einfallen läßt, der Weltbedrohung Droge zu begegnen – es muß sofort gehandelt werden. Denn das Rauschgift ist zum schnellstwachsenden Wirtschaftszweig der Welt, damit zu einer Macht geworden, die mit den bisherigen Rezepten nicht mehr gebändigt werden kann.

„Wenn es ums Kilo ging, lief das bargeldlos"

SPIEGEL-Interview mit einem Frankfurter Rauschgiftkurier über Drogenhandel und Kriminalität

SPIEGEL: Sie behaupten, Sie hätten kiloweise Rauschgift im In- und Ausland hin- und hertransportiert, seien jahrelang als Drogenkurier unterwegs gewesen.

DROGENKURIER: Das ist keine Behauptung, das ist Tatsache.

SPIEGEL: Wann war Ihre letzte Fahrt?

DROGENKURIER: Vor dreieinhalb Wochen. Da habe ich 30 Kilo Haschisch von Frankfurt nach Hamburg gebracht.

SPIEGEL: Wie lief das ab?

DROGENKURIER: Die Auftraggeber haben mir ein gestohlenes Auto gegeben, da lag das Zeug im Kofferraum. Den Wagen habe ich über die Autobahn nach Hamburg gefahren und in der Barmbeker Straße abgestellt. Morgens um 5 Uhr, wie vereinbart. Ich bin weggegangen, die Empfänger konnten sich das Zeug in aller Ruhe aus dem Kofferraum holen.

SPIEGEL: Wieviel Geld haben Sie dafür bekommen?

DROGENKURIER: 2500 Mark.

SPIEGEL: Nicht eben viel bei diesem hohen Risiko.

DROGENKURIER: Für Haschisch gibt's nicht mehr. Richtig Kohle kann man nur mit harten Drogen machen.

SPIEGEL: Was haben Sie außer Haschisch transportiert?

DROGENKURIER: Heroin, Kokain, alles.

SPIEGEL: Sind Sie selbst süchtig?

DROGENKURIER: Ich trinke abends ab und zu mal ein Bier oder einen Martini, sonst nichts.

SPIEGEL: Sie sind jetzt 23 Jahre alt. Wann haben Sie mit den illegalen Touren angefangen?

DROGENKURIER: So 1982/83. Praktisch mit 17.

SPIEGEL: Und wie sind Sie in das kriminelle Milieu hineingeraten?

DROGENKURIER: Schon als Junge, so mit 13, hat mich das Leben in der Frankfurter Kaiserstraße fasziniert. Dieses Bummeln, nachts die Lichter. Und die Leute da. Abends bin ich zu Hause abgehauen, morgens mit dem ersten Zug zurück. Dann in die Schule gegangen.

SPIEGEL: Sind Sie nicht der Polizei aufgefallen?

DROGENKURIER: Anfangs haben die mich aufgegriffen und meine Eltern angerufen. Die haben mich dann abgeholt. Aber nachdem sie mich 50-, 60mal aufgegriffen hatten, haben sie's aufgegeben. Und mit 16 war ich dann ganz auf der Szene.

SPIEGEL: Wo haben Sie gewohnt?

DROGENKURIER: Seit meinem 17. Lebensjahr in einem Hotel in der Frankfurter Taunusstraße. Das war früher Umschlagplatz für Drogen, gehörte mit zur Szene.

SPIEGEL: Wovon haben Sie gelebt?

DROGENKURIER: Anfangs habe ich Autoradios auf Bestellung geklaut oder VW-Busse mit gestohlenen Videorecordern von einer Stadt in die andere gebracht. Von Frankfurt nach Bielefeld zum Beispiel oder nach Düsseldorf, nach Köln. Aber ich habe mich schnell hochgearbeitet, schon bald Rauschgift gefahren.

SPIEGEL: Wo haben Sie Ihre Aufträge bekommen?

DROGENKURIER: In einem Szene-Lokal im Frankfurter Bahnhofsviertel, wo sich Dealer und Zuhälter getroffen haben.

SPIEGEL: Und wer war Ihr Auftraggeber?

DROGENKURIER: Den nenne ich besser nicht. Aber die Aufträge vermittelt



Frankfurter Drogenkurier*: „Heroin, Kokain, alles"

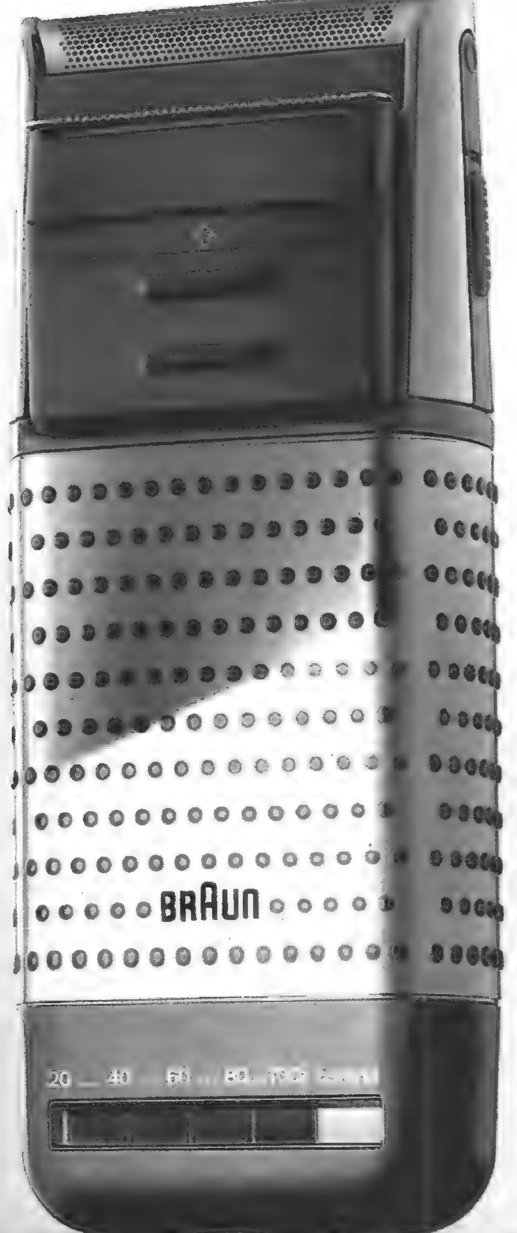
* Mit einem SPIEGEL-Redakteur am Hamburger Hafen.

Der neue Braun.

Der erste Braun mit Frühwarnsystem und LCD-Energieanzeige.



Die Kapazitätskontrolle des neuen Braun überwacht ständig den Ladezustand der Akkus und meldet sich, wenn der Energievorrat unter 20% sinkt. Dann bleiben noch 3 Tage Zeit, um ihn wieder aufzutanken. In nur 60 Minuten, an irgendeiner Steckdose der Welt.



Für weitere 14 Tage sanfte und gründliche Rasur mit dem 3-Stufen-Schersystem. An Hals, Wange und Haaransatz: durch das platinveredelte Scherblatt, die Combi-Schnitt-Rasur und den hoch ausfahrbaren Langhaarschneider. Der neue Braun – der beste Braun. Im guten Fachhandel.

Braun micron® vario 3 universal cc. Unsere neue Nr. 1.

BRAUN

hat mir immer ein Italiener, der heute noch in diesem Lokal arbeitet.

SPIEGEL: Wie ging denn so eine Auftragserteilung vor sich?

DROGENKURIER: Also ich bin in die Kneipe rein und habe gefragt: „Habt Ihr was?“ Und dann hat mir der Italiener so einen Zettel gegeben. Da stand dann beispielsweise drauf: Komm um 3 Uhr da und da hin. Und da bin ich dann hingefahren.

SPIEGEL: Was waren das für Treffpunkte?

DROGENKURIER: Irgendwo auf einem Parkplatz, meistens an der Autobahn. Oft auf der Raststätte Gräfenhausen bei Darmstadt. Da hat der Italiener oder ein anderer schon gewartet.

SPIEGEL: Wurde dort das Rauschgift übergeben?

DROGENKURIER: Ach was, das war ganz anders. Er hat gesagt, da und da holst du ein Kilo Heroin und bringst es da und da hin.

SPIEGEL: Nennen Sie mal ein Beispiel.

DROGENKURIER: Also ich hab' bestimmt 20mal bei einem Griechen in Stuttgart den Stoff abgeholt.

SPIEGEL: Wo haben Sie das Rauschgift hintransportiert?

DROGENKURIER: Je nachdem, von dem Griechen aus meistens nach Hamburg.

SPIEGEL: Wie ging der Transport vonstatten?

DROGENKURIER: Mit Auto, Zug oder Taxi.

SPIEGEL: Wo haben Sie sich in Hamburg hingewendet?

DROGENKURIER: Ich bin zunächst in eine bestimmte Bar auf der Reeperbahn. Habe gesagt: Hier, ich bin aus Frankfurt und suche den und den. Also anfangs, als ich noch nicht genau gewußt hab', wer wer ist. Einer hieß Uwe, der ist heute noch da. Oder Agy, der fährt einen weinroten Porsche 911. Und dann hat mir der Betreffende gesagt: „Alles klar, fahr mir hinterher.“

SPIEGEL: Wo sind Sie hingefahren?

DROGENKURIER: Meistens so außerhalb von Hamburg, Richtung Barmbek oder Bergedorf, oder wie das alles heißt.

SPIEGEL: Wo wurde das Rauschgift übergeben?

DROGENKURIER: Meistens im Freien, selten in Wohnungen.

SPIEGEL: Wie war denn so ein Kilo Heroin verpackt?

DROGENKURIER: Meistens war das in so einer Plastiktüte drin und dann zweimal in Papier gewickelt, oder im Koffer.

SPIEGEL: Haben Sie mal reingeguckt?

DROGENKURIER: In einen Koffer ja. In Pakete nicht, die waren ja meistens so verkordelt und verschnürt, das habe



ich gar nicht riskiert, aufzumachen. Nachher fällt mir die Scheiße im Zug raus oder so. Wenn es ein Koffer war, habe ich es mal aufgemacht.

SPIEGEL: Wie sah es darin aus?

DROGENKURIER: Wie so H verpackt ist. In grauem Papier, mit Kordel rum und Siegel.

SPIEGEL: Was für Siegel?

DROGENKURIER: Einfach so ein rotes Wachssiegel und ein Zeichen drauf. Das ist Thai-H.

SPIEGEL: Heroin aus Thailand?

DROGENKURIER: Ja, also richtig kiloweise. Es gibt ja auch 100-Gramm-Tüten und 50-Gramm-Tüten.

SPIEGEL: Haben Sie noch andere Inland-Touren gefahren?

DROGENKURIER: Von Frankfurt nach Stuttgart, München, Düsseldorf, Köln. Mit einem Abnehmer aus Stuttgart habe ich mich immer in Heilbronn getroffen, erst letztens wieder. In einer Kneipe am Bahnhof, da stehen zwei Billardtische drin.

SPIEGEL: Und dann kam wer?

DROGENKURIER: Ja, der Friedhelm ...

SPIEGEL: Wissen Sie den Nachnamen?

DROGENKURIER: Ich weiß nie von Leuten die Nachnamen. Es gibt keine Nachnamen in dem Job, nur Vornamen oder Spitznamen. Ich kenne nur Friedhelm aus Stuttgart, der einen silbergrauen Mercedes 450 fährt.

SPIEGEL: Und dem Sie Heroin übergeben haben?

DROGENKURIER: Ja, wie immer. Ich bin vorgefahren, er ist nachgefahren – gewechselt und fertig.

SPIEGEL: Und der Preis?

DROGENKURIER: Ja, so für 100 Gramm meistens 15 000 bis 18 000 Mark. Aber cash habe ich nur bei kleinen Posten kassiert. Wenn es ums Kilo ging, lief das bargeldlos. Das haben die Bosse separat abgewickelt.

SPIEGEL: Wer hat Ihnen bei kleinen Posten das Geld gegeben?

DROGENKURIER: Immer die Leute, die den Stoff abgeholt haben.

SPIEGEL: Und wem haben Sie es weitergegeben?

DROGENKURIER: Ich habe es im Briefumschlag in der Frankfurter Kneipe abgegeben.

SPIEGEL: Welche Rauschgiftmengen sind nach Ihrer Schätzung monatlich über dieses Lokal gedealt worden?

DROGENKURIER: Also vier, fünf Kilo Kokain und Heroin. Also das ist das Minimum. Ich kann es nicht beschwören, aber ich denke, es war mehr.

SPIEGEL: Und wie wurde die Kleinverteilung organisiert?

DROGENKURIER: Die meisten Dealer arbeiten auf Kommi, also auf Kommissionsbasis. Die kriegen 100, 200, 300 Gramm – kommt ganz darauf an, wie vertrauenswürdig sie sind. Wenn einer beispielsweise eine Gerichtsverhandlung im Rücken hat, vor der er vielleicht abhaut, kriegt er nicht soviel. Einmal die Woche müssen die Typen das Geld abgeben, freitags oder samstags. Wenn sie nicht alles verkauft haben, oder zu wenig Kohle bringen, müssen sie zeigen, daß der Rest von dem Zeug noch da ist.

SPIEGEL: Wissen Sie, wo das Rauschgift ursprünglich herkam?

DROGENKURIER: Das Kokain aus Kolumbien, das haben Kuriere rübergebracht.

SPIEGEL: In welche Stadt?

DROGENKURIER: Nach Frankfurt, Hamburg. Sind immer verschieden ausgestiegen, die Leute.

SPIEGEL: Was waren das für Leute?

DROGENKURIER: Kolumbianer. Frauen, Kinder mit Puppen dabei. Die meisten hatten das Zeug geschluckt.

SPIEGEL: Sind da nicht viele erwischt worden?

DROGENKURIER: Ja, ein Haufen ist hochgegangen. Das ist normal, wenn da Leute kommen, die kein Gepäck haben, die kein Deutsch sprechen, die nur 700, 800 Dollar Reisegeld und das Rückflugticket dabei haben. Und das Zeug im Magen.

SPIEGEL: Was machten die Kuriere, die durch den Zoll kamen?

DROGENKURIER: Die haben sich sofort beim kolumbianischen Kontaktmann in Frankfurt gemeldet. Der hieß Louis und hatte zur Tarnung ein Reisebüro. Die Leute haben das Zeug dann ausgeschissen oder ausgekotzt und ihm gegeben.

SPIEGEL: Haben Sie auch selber Rauschgift aus dem Ausland geholt?

DROGENKURIER: Ja, Heroin von Amsterdam. Da bin ich immer in kleinen Hotels im Bahnhofsviertel gewesen und hab' auf einen Anruf gewartet. Und dann hieß es, fahre mit dem Taxi in die und die Kneipe.

SPIEGEL: Können Sie sich an Namen solcher Kneipen erinnern?

DROGENKURIER: An eine, glaube ich, schon. Eine hieß „Kajüte". Dann kam derjenige von der Connection, also meistens ein Schwarzer. Und der hat dann gesagt, heute abend, soundsoviel Uhr, die und die Stelle, in dem und dem Auto, mit der und der Nummer, liegt es im Kofferraum. Dann bin ich auf diesen Parkplatz gefahren, hab' den Kofferraum aufgemacht, hab' den Koffer genommen und bin zurück in mein Hotel – Und dann hab' ich meinen Anruf bekommen: „Alles klar?" Sage ich: „Ja", und der Rest war meine Sache, zurück nach Deutschland. Ich hatte ja meine Route.

SPIEGEL: Was heißt das?

DROGENKURIER: Ja entweder mit dem Auto hat mich jemand kurz vor der Grenze rübergeholt. Ich bin aber meistens mit dem IC gefahren.

SPIEGEL: Wurde im Zug nicht Ihr Gepäck kontrolliert?

DROGENKURIER: Die sind doch so doof, da kann man doch alles verstekken. Aber ich hab' ja meistens nie was im Gepäck gehabt. Ich hab' das Zeug vor der Grenze im Zug verbuddelt, an fünf, sechs verschiedenen Stellen. Das waren aus Sicherheitsgründen immer 100-Gramm-Päckchen, die hab' ich dann halt so verteilt. Auf der Toilette meistens, da habe ich oben die Wand aufgemacht und rein. Oder in den Sitzen. Da gibt es diese Lehnen, die man runterklappen kann, mit den Aschenbechern. Da habe ich immer zwei Schrauben rausgeschraubt und das Zeug hinten reingeschoben.



SPIEGEL: Da durfte aber niemand im Abteil sein.

DROGENKURIER: Die Abteile sind ja meistens leer, tagsüber. Ist doch kein Problem. Ich sitze so wie hier jetzt, die Füße übereinandergeschlagen, und schraub grad zwei Schrauben auf ...

SPIEGEL: Und wenn Sie nun die Grenze überschritten hatten?

DROGENKURIER: Dann hab' ich meinen guten Italiener angerufen und das H abgegeben.

SPIEGEL: Was haben Sie selber bekommen?

DROGENKURIER: Für größere Fahrten wie nach Amsterdam 5000 Mark. Aber wenn ich wegen 200 Gramm mal nach Heilbronn gefahren bin, habe ich vielleicht nur 1000 oder 1500 Mark gekriegt. Und wenn ich auf der Reeperbahn mit 100 Gramm Kokain über die Straße gelaufen bin, von einer Bar in einen anderen Laden, habe ich immer noch meine 500 Mark kassiert. Für gerade über die Straße laufen, so.



SPIEGEL: Wie hoch war Ihr monatliches Einkommen?

DROGENKURIER: So zwischen 20 000 und 25 000 Mark. Steuerfrei.

SPIEGEL: Was haben Sie mit dem Geld gemacht?

DROGENKURIER: Gelebt. Porsche gefahren, Rolex-Uhren, Schmuck. Nicht schlecht gelebt.

SPIEGEL: Aber Sie waren zwischendurch im Gefängnis.

DROGENKURIER: Ja, jeweils mehrere Monate in den Jahren 1984 bis 1987. Aber nicht wegen Drogen. Da habe ich für die Justiz nie etwas mit zu tun gehabt.

SPIEGEL: Sondern?

DROGENKURIER: Ist ja egal, oder?

SPIEGEL: Und als Sie aus dem Gefängnis draußen waren ...

DROGENKURIER: Konnte ich sofort wieder als Drogenkurier anfangen. Aber es hat sich viel geändert in der Zeit.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

DROGENKURIER: Früher konnte ich mir meine Routen selber aussuchen. Konnte entscheiden, wie ich fahre und mit wem ich fahre, wenn ich mal der Meinung war, es müßte jemand mitfahren. Aber heute kriege ich einen mit, der hinter mir herfährt. Wenn ich zum Beispiel von Frankfurt nach München muß, fährt einer drei Autos hinter mir her, von Kopf bis Fuß bewaffnet. Ich habe praktisch meinen eigenen Bodyguard dabei, falls was sein sollte. Und einen eigenen Todesschützen, falls ich irgendwas drehen sollte.

SPIEGEL: Man muß Ihnen aber doch sehr vertraut haben, wenn man Sie mit einem Kilo Heroin losgeschickt hat.

DROGENKURIER: Ein Kilo? Ich habe oft fünf Kilo transportiert.

SPIEGEL: Haben Sie nie daran gedacht, mit einer Sendung zu verschwinden?

DROGENKURIER: Ich habe einen guten Namen gehabt, ich habe gutes Geld gehabt, was sollte ich abhauen?

SPIEGEL: Für fünf Kilo Heroin hätten Sie doch Millionen gekriegt.

DROGENKURIER: Nein, nein, nein, wenn du fünf Kilo an den Mann bringen willst, kriegst du, laß es mal gut 600 000 Mark sein. 120 000 Mark pro Kilo. Wenn du einen Abnehmer findest. So einfach ist das nicht, da mußt du schon einen Draht haben – wer hat 600 000 Mark, wer dealt mit so großen Mengen?

Großisrael wurden die zentralen Anliegen der Massen; Aufbau, Einwanderung, Fortschritt, die alten Leitsätze der Arbeitspartei, erschienen als zweitrangig. Die IAP geriet in den Abwind. Linkssozialist Jaakow Chasan: „Sie haben uns den Staat entführt."

Schamir glaubte vorige Woche, seine konservativ-klerikale Koalition schon unter Dach und Fach zu haben. Ein Gegner des Camp-David-Abkommens mit Ägypten, der Großisrael-Ultra Mosche Arens, galt als aussichtsreichster Kandidat für das Verteidigungsministerium. Arens, auch Schamirs Wahl für die eigene Nachfolge, werde „schnell mit der Intifada fertig werden", versprechen sich führende Likud-Leute.

Bei der Postenverteilung muß Schamir auch drei kleinere nationalistische Partner zufriedenstellen:

- ▷ die Tehija-Fraktion von Juwal Neeman mit drei Mandaten, die eine sofortige intensive Besiedlung der besetzten Gebiete verlangt;
- ▷ die „Zomet" (zwei Mandate) des früheren Stabschefs Rafael Eitan, der zahlreiche Wehrsiedlungen fordert, denn „wir wollen alles"; und
- ▷ die „Moledet"-Gruppe (zwei Mandate) des Reservegenerals Rechawam Seewi, der sogar einen „Transfer", also die Ausweisung der palästinensischen Bevölkerung aus den besetzten Gebieten, propagiert: Das sei „eine wunderbare Lösung".

Kein Wunder, daß diese Männer und ihre Programme unter gemäßigten Arabern Bestürzung hervorrufen. „Peres war kein idealer Partner, aber was jetzt geschah, ist ein wahres Unheil", klagte ein arabischer Anwalt in Ramallah. „Das Schicksal des Friedens ist besiegelt. Die Intifada wird weitere vier Jahre oder noch viel länger anhalten", glaubt Elias Fredsch, Betlehems Bürgermeister.

Und in Kairo drohte die oppositionelle Tageszeitung „El-Wafd": „Den Palästinensern und den Arabern bleibt nichts weiter übrig, als sämtliche Positionen und die Friedensstrategie im Nahen Osten zu überdenken."

Die Chancen, daß beim Koalitionsgefeilsche in Israel am Ende doch noch eine Neuauflage des alten Regierungsbündnisses zwischen Likud und IAP herauskommen könnte, schienen Ende voriger Woche verschwindend gering. Die IAP müßte zuvor alle Pläne für eine internationale Friedenskonferenz sowie ihr Programm „Land gegen Frieden" aufgeben und bereit sein, vier Jahre unter Schamir zu dienen.

Nach dem erfolgreichen Ansturm auf die Staatsführung faßte der Likud bereits neue Ziele ins Auge: Er will sich bei der bevorstehenden Kommunalwahl durchsetzen – und dann noch bei den Wahlen zum Gewerkschaftsdachverband Histadrut, dem traditionellen Bollwerk der Arbeitspartei.

„Wir müssen alle Fesseln lösen"

Interview mit Lech Walesa über die Stillegung der Danziger Leninwerft

SPIEGEL: Herr Walesa, Sie werden im Dezember arbeitslos. Die polnische Regierung hat beschlossen, die Danziger Leninwerft, Ihren Arbeitsplatz, wegen mangelnder Rentabilität zu schließen. Was sagen Sie dazu?

WALESA: Zuerst einmal, daß die beabsichtigte Schließung keine wirtschaftliche Entscheidung ist, sondern eine politische. Es ist eine politische Provokation gegenüber der Gewerkschaft „Solidarność", das weiß doch jedes Kind. Unsere Werft war und ist als Symbol des Widerstands gegen staatliches Mismanagement weltbekannt und als Hochburg der „Solidarność" berühmt – deshalb soll sie verschwinden.



Arbeiterführer Walesa*: „Sollen wir den Schwachsinn noch fortsetzen?"

SPIEGEL: Aber die Werft schreibt doch tatsächlich schon seit Jahren rote Zahlen. 1987 wurden nur noch neun Schiffe abgeliefert, die Verluste betrugen mehr als 1,5 Milliarden Zloty, der Staat mußte 5,5 Milliarden Zloty Subventionen zuschießen.

WALESA: Deshalb fordern wir auch die Abschaffung der Nomenklatura in der Verwaltung, die ihren Willen nicht nur den Direktoren der Unternehmen, sondern auch den Politikern aufzwingt.

SPIEGEL: Sie sind also im Prinzip für eine durchgreifende Wirtschaftsreform, die auch Opfer und Härten verlangt, wie sie der neue Industrieminister Mieczyslaw Wilczek angekündigt hat? Er will etwa 150 unrentable Staatsbetriebe zumachen.

WALESA: Wir, die „Solidarność", sind durchaus für vernünftige, ökonomisch bedingte Reformen und wissen, daß dazu auch der Abbau solcher Unternehmen gehört, die mit Verlust arbeiten und auch weiterhin mit Verlust arbeiten müssen. Doch das darf nicht per Befehl geschehen.

SPIEGEL: Wie sonst?

WALESA: Zuerst einmal müssen die politischen und bürokratischen Fesseln abgestreift werden, damit die Belegschaft die Sache in die eigenen Hände nehmen kann. Erst dann kann sich zeigen, ob das betroffene Unternehmen tatsächlich unrentabel arbeitet oder nur ein Opfer von Mismanagement und politisch motivierten Verträgen ist, die zu den Verlusten geführt haben.

SPIEGEL: Das kostet aber viel Zeit, und die hat Polen nicht mehr.

WALESA: Auf diese Weise wird sich sehr schnell zeigen, ob die Entscheidung über die Schließung aufgrund von Sachzwängen oder nach der Kosakenart irgendwelcher Draufgänger in der politischen Führung getroffen wurde. Den Arbeitern der Danziger Leninwerft fällt die Beantwortung dieser Frage nicht schwer.

SPIEGEL: Zu den Draufgängern in der polnischen Führung müßte demnach auch der neue Premier Mieczyslaw Rakowski gehören, denn er hat dem Beschluß zur Stillegung der Werft zuge-

* Bei seiner Arbeit als Elektriker auf der Danziger Leninwerft.



Klar, ich hätte Adressen. Aber da müßte ich das Rauschgift ja wieder wegbringen, ins Ausland. Außerdem spricht sich das rum. Die Leute, die ich kenne, sind auch die Geschäftspartner meines Auftraggebers. So etwas kann ungesund enden.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit?

DROGENKURIER: Ich hatte mal einen Kumpel, der hat versucht, meinen Auftraggeber reinzulegen. Er hat ihm den Fuß gestellt und ist dabei selber auf die Schnauze gefallen.

SPIEGEL: Wer war das?

DROGENKURIER: Er hieß Axel. War so 27, 28, kam aus der DDR. Hing auch immer in dieser Frankfurter Szene-Kneipe rum, war so eine Art Filialleiter. Und Drogenkurier wie ich. Hat genau denselben Dreck gemacht.

SPIEGEL: Hielt er sich nicht an die ungeschriebenen Regeln im Milieu?

DROGENKURIER: Genau. Er transportierte meistens Heroin von Frankfurt nach Hamburg. Und die Leute aus Hamburg, die haben sich halt beschwert, daß die Qualität immer schlechter wird.

SPIEGEL: Wie wurde das festgestellt?

DROGENKURIER: Jeder Verteiler hat sein Labor, will ja gucken, wieviel Prozent sein Heroin hat. Die Junkies kriegen zum Schluß, na, lassen wir es mal 35prozentiges H sein. Vorher wird gestreckt, jeder tut was dazu. Und das Heroin aus Frankfurt war etwa 80 Prozent stark. Und wenn es in Hamburg ankam, noch 70 Prozent.

SPIEGEL: Wie kam das?

DROGENKURIER: Axel hat pro Kilo 100 Gramm H für sich abgezweigt und 100 Gramm Dreck reingemacht. Den geklauten Stoff hat er auf eigene Rechnung verkauft.

SPIEGEL: Wie oft?

DROGENKURIER: Soweit ich weiß, mehrmals. Die ganze Connection mit Hamburg wäre fast geplatzt.

SPIEGEL: Wie hat man Axel überführt?

DROGENKURIER: Die haben in Frankfurt genau gemessen – und in Hamburg auch. Einer hat oben gewartet von den Frankfurter Leuten, da, wo er es abgegeben hat, in einem Hinterzimmer. Die Hamburger haben alles ganz normal entgegengenommen, wie immer. Und dieser Frankfurter hat direkt das Kilo an sich genommen und geprüft. Das war der Beweis.

SPIEGEL: Was passierte, als Axel nach Frankfurt zurückkam?

DROGENKURIER: Der Italiener hat ihm auf den Kopf zu gesagt: Du mixt.

SPIEGEL: Und Axel?

DROGENKURIER: Wurde ganz weiß im Gesicht. Hat was von Spielschulden gemurmelt, hin und her. Hat eine tierische Paranoia gehabt.

SPIEGEL: Und hatte wohl auch Grund, große Angst zu haben.



DROGENKURIER: Also erst hat er eins auf den Kopf bekommen. Und dann ist der Italiener telephonieren gegangen. Ich habe mitgekriegt, wie er gefragt hat: „Was soll ich jetzt machen?"

SPIEGEL: Was geschah weiter?

DROGENKURIER: Sie sind mit ihm weggefahren. Und Axel ist nie mehr aufgetaucht.

SPIEGEL: Was soll das heißen?

DROGENKURIER: Er wurde beseitigt, er mußte weg.

SPIEGEL: Woher wissen Sie das?

DROGENKURIER: Ich habe alles erzählt bekommen, von einem, der dabei war.

SPIEGEL: Was sagte der?

DROGENKURIER: Daß Axel erst ein Messer in den Bauch bekam und dann in eine leere Teertonne geschmissen wurde. Benzin drüber, eine Decke drüber, angesteckt. Bei lebendigem Leib verbrannt.

SPIEGEL: Sie schildern einen Mord.

DROGENKURIER: Damals habe ich mir nichts dabei gedacht, in letzter Zeit denke ich immer öfter darüber nach.

SPIEGEL: Hatten Sie dieses Verbrechen damals vielleicht als angemessene Strafe für Axel empfunden?

DROGENKURIER: Darüber möchte ich nichts sagen.

SPIEGEL: Wann geschah das?

DROGENKURIER: So Mai, Juni 1985.

SPIEGEL: Wurde die Leiche gefunden?

DROGENKURIER: Nie. Die Tonne wurde an einer Autobahn-Baustelle verbuddelt.

SPIEGEL: Hat man Ihnen gesagt, wo?

DROGENKURIER: An der Autobahn Frankfurt-Kassel, nahe der Ausfahrt Gießen.

SPIEGEL: Aber es fällt doch auf, wenn ein Mensch so spurlos verschwindet. Hat denn keiner nach Axel gefragt, wurde er nicht vermißt?

DROGENKURIER: Ein paar Leute, die in der Szene verkehrten, kannten den schon. Ich habe auch noch gehört, wie sich einer nach ihm erkundigte.

SPIEGEL: Was wurde geantwortet?

DROGENKURIER: Es hieß immer, der Axel ist weg nach Berlin.

Im nächsten Heft

Als es Kokain noch in der Drogerie und in der Coca-Cola-Flasche gab – Niemand weiß, warum er süchtig wird – 400 Millionen Hascher auf der Welt – Drei Viertel der Vietnam-Fixer wurden von selber wieder clean

▷ strengere Vorschriften für koscheres Essen,

▷ weitere Beschränkung von Verkehr, Theater, Kino und Sportveranstaltungen am Sabbat,

▷ Verbot archäologischer Forschungen an Grabstätten und

▷ entschiedenen Kampf gegen die Abtreibung.

„Unser Staat macht beachtliche Fortschritte in Richtung Mittelalter", klagte da ein weltlicher Israeli. Der Schauspieler Assaf Dajan, Sohn des einstigen Kriegshelden Mosche Dajan, bedauerte den „Sieg aller Kräfte des Dunkeln". Und der Zentrumsabgeordnete Professor Amnon Rubinstein sagte über den 1. November: „Das ist ein trauriger Tag."

Mit nahezu der Hälfte der 20 Ministerien in seiner künftigen kleinen Koalition wollte Schamir vorige Woche die Frommen ködern. Die Schlüsselressorts für den nun bevorstehenden Kulturkampf – Inneres, Erziehung, Religion – beanspruchen gleich mehrere der religiösen Parteien auf einmal.

Das geistliche Oberhaupt der ultraorthodoxen chassidischen Juden in Williamsburg, US-Staat New York, verkündete unverhohlen, wie hoffnungsvoll er die Zukunft sieht: „Endlich können wir bestimmen, wer in Jerusalem herrschen darf." Und sein Glaubenskollege Rabbi Schimon Ben-Schlomo frohlockte: „Wir werden den Staat erobern."

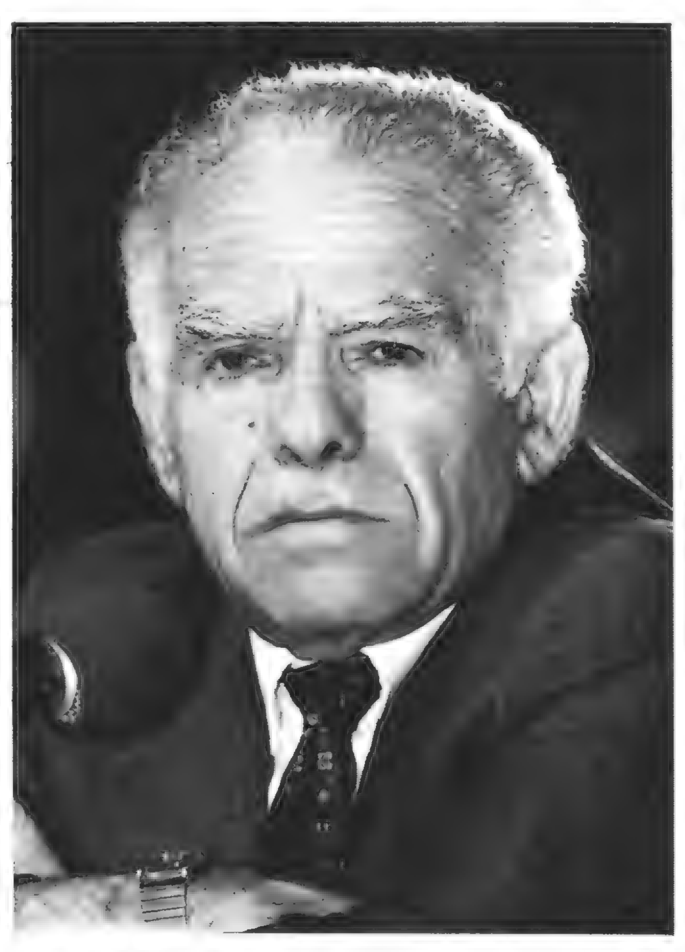
Daß der einstige Pionierstaat Israel, das Land der großen Sozialdemokraten Ben-Gurion und Golda Meïr, eine extremistische Theokratie werden könnte, erfüllt die liberalere Hälfte Israels mit Grauen: „Wir sind auf dem Weg zu einer Mischung von Getto und Chomeini", bangte der Autor Joram Kanjuk.

Ein Regierungsbündnis zwischen dem Likud und einer religiösen Partei wie der kleinen Agudat Israel (fünf Mandate) ist schon deshalb paradox, weil der Likud dem Staat Israel möglichst viel Araberland einverleiben möchte, die Agudat Israel aber 1911 in Kattowitz mit dem erklärten Ziel gegründet wurde, einen zionistischen Staat vor Ankunft des Messias zu verhindern.

So verweigern denn auch die meisten religiösen Gruppen bis heute den Militärdienst: 18 000 Absolventen religiöser Hochschulen sind vom Dienst mit der Waffe befreit.

Die verstärkte Hinwendung der Israelis zu den Religiösen hat Gründe, die in manchem den Erweckungsbewegungen in anderen Religionen, etwa dem Islam, ähneln: In einer von Zweifeln an der Zukunft gequälten Gesellschaft meinen verunsicherte Menschen, in der Religion Trost und Zuflucht zu finden. Denn dort „leben sie in einer abstrakten Welt und ignorieren unsere Existenzprobleme", so der Sozialdemokrat Abba Eban, ehemals Außenminister.

Der Aufstieg der Religiösen ist begleitet vom Niedergang der altehrwürdigen Arbeitspartei – sie hat ihr Wahlziel nicht erreicht, wenigstens eine Koalition der Rechten und Religiösen zu verhindern.



Likud-Chef Schamir
„Der steht uns näher und verspricht uns mehr"

Im Wettstreit um die Verheißung einer sicheren Fluchtburg konnte die IAP nicht mithalten. Denn ihr religiöses Hinterland sind die liberalen jüdischen „Reformgemeinden" in der Diaspora, denen etwa in den USA nahezu zwei Drittel der Juden angehören.

„Reform"-Rabbiner werden von den Gendarmen Gottes im Heiligen Land nicht als religiöse Würdenträger zugelassen. Sie dürfen weder Ehen schließen noch Übertritte zum Judentum beurkunden. Sie gelten als Ketzer. Dieser bislang schon kaum überbrückbare Graben zwischen den beiden Teilen des Judentums dürfte künftig noch tiefer werden.

Die Niederlage der Arbeitspartei ist vor allem auch die Niederlage ihres Chefs Peres, 65, der schon die vierte Wahlschlappe hintereinander einstekken mußte. Der jetzige, schlecht geführte Wahlkampf dürfte der letzte des „ewigen Verlierers" (so seine Widersacher) gewesen sein. Schon begann bei den Sozialdemokraten die „innere Intifada", das Aufbegehren gegen die Alleinführung durch Peres. Er soll endlich neuen Kräften Platz machen. Aber die sind noch nicht zu sehen.

Für das neuerliche Scheitern der IAP gibt es auch äußere Gründe: Mehrere Kleinstfraktionen Unzufriedener hatten sich von der IAP abgespalten und die Partei Stimmen gekostet, ohne Mandate zu erobern. Und der Aufstand der Araber in den besetzten Gebieten benachteiligte die zu Gebietskonzessionen bereite IAP – erst recht nach dem Anschlag bei Jericho zwei Tage vor der Wahl, bei dem eine orthodoxe Frau mit ihren drei Kindern verbrannt war. „Das hat uns Mandate gekostet", vermutete Peres.

Wesentlicher aber dürfte ein Wandel der gesellschaftlichen Grundströmung in Israel sein: Die politische Führungsfunktion der alten sozialistischen Elite mit ihrem Paternalismus wird schon seit längerem in Frage gestellt und bekämpft.

Neueinwanderer und Israelis der jüngeren Generation, besonders die aus dem Orient stammenden Sefarden, erstrebten mehr Mitsprache gegenüber der etablierten Gründergeneration. Das Mißvergnügen der Jüngeren an den Zuständen in Israel wurde schon in den letzten Jahren so stark, daß die Zahl der Auswanderer, besonders unter den geschulten, im Lande geborenen Jugendlichen ständig anschwoll.

Aber auch viele Neueinwanderer fanden in Israel nicht, was sie suchten. 80 Prozent der jüdischen Emigranten aus der Sowjet-Union zog es direkt nach Amerika, nicht ins Gelobte Land. Ähnlich verhielten sich Auswanderer aus Staaten wie Südafrika oder Argentinien. Sogar aus Chomeinis Iran wollten nur wenige in die altneue jüdische Heimat.

Ethnische und soziale Gegensätze trieben die Sefarden deutlich nach rechts – der chauvinistische Likud wurde ihre Wahlheimat, Populismus trat an die Stelle von Sozialismus.

Zwar versuchte die IAP in den letzten Jahren ihrerseits, die aufstrebende Klasse zu umwerben. Aber sie blieb zu unbeweglich und einfallslos. Sicherheit und



Kundgebung von ultraorthodoxen Juden: „Beachtliche Fortschritte in Richtung Mittelalter"

Israel: „Sieg aller Kräfte des Dunkeln"

Die sozialdemokratische Arbeitspartei erlitt ihre vierte Wahlniederlage hintereinander, expansionistische Großisrael-Fanatiker und ultraorthodoxe Splitterparteien werden den künftigen Regierungskurs bestimmen – zum Schrekken liberaler Juden und verständigungsbereiter Araber. Die Hoffnung auf raschen Frieden ist geschwunden.

Durch die Hochburgen der jüdischen Orthodoxie, in Bne Brak bei Tel Aviv und einigen Vierteln Jerusalems, huschten fromme Juden – mit Kaftan, Strejmelhut und Schläfenlocken. Ihren Mitbürgern rieten sie dringlich, bei der Wahl zur 12. Knesset am 1. November ihre Stimme ultraorthodoxen Parteien zu geben – sonst würde „der Fluch Gottes" auf sie gelenkt.

Zitternd erzählte eine Putzfrau: „Ich wollte anders stimmen, aber ich hatte Angst."

Auch David Englander, Kaufmann in Bne Brak, fühlte sich bedroht. „Wer falsch wählt, wird verdammt werden", hatte ihm ein Zelot zugeraunt. Ähnliche Drohungen kamen übers Telephon.

Die religiösen Eiferer scheuten weder Mühe noch Mittel: Es gehe um den jüdischen Charakter des Staates; die Zukunft des Volkes stehe auf dem Spiel; die fortschreitende Verweltlichung Israels müsse aufgehalten werden.

Aus dem Ausland, besonders aus den USA, ließen die frommen Aktivisten rund tausend Wahlberechtigte zur Stimmabgabe einfliegen, die längst aus Israel ausgewandert waren, aber ihr Bürgerrecht behalten hatten. Vereinzelt wurde das rechte Votum gar durch ein Geldgeschenk belohnt.

„Gottes Kosaken", so nannte sie einst Staatsgründer David Ben-Gurion, fanden Gehör: Vier religiöse Mini-Parteien, zwei von ihnen betont antizionistisch, werden künftig 18 der 120 Volksvertreter stellen, 50 Prozent mehr als bei den Wahlen von 1984.

Das war die Sensation der Wahl, während es zwischen den Großen erneut zum Beinahe-Patt kam. Zwar konnte sich das rechte Likud-Lager des Premiers Jizchak Schamir ganz knapp mit 40 gegen die 39 Mandate der sozialdemokratischen Arbeitspartei (IAP) des Außenministers Schimon Peres behaupten. Doch Schamir kann eine regierungsfähige Mehrheit nur durch Koalition mit den so jäh erstarkten Orthodoxen erreichen. Das sei „eine nationale Tragödie", befand die Wochenzeitung „Koteret Raschit". Und „Maariv" sah gar das „Ende des Zionismus" herannahen.

Die meisten Führer der religiösen Parteien neigen zu einem „Bündnis der Gleichgesinnten" mit dem nationalistischen Likud. „Der steht uns näher und verspricht uns mehr", meinte einer ihrer Chefs. Nur der Form halber verhandelten sie auch mit der IAP.

Der Preis für eine Beteiligung der Glaubenskrieger an Schamirs künftiger Koalition wird hoch ausfallen. Die Religiösen verlangen vor allem

- ▷ großzügige Finanzhilfen für ihre sozialen und erzieherischen Einrichtungen,
- ▷ schärfere Kontrolle der Rabbinatsbehörden über das gesamte Personenstandsrecht,

stimmt. Er war wohl nie Ihr besonderer Freund?

WALESA: So würde ich das nicht sagen. Bis auf einen peinlichen Vorfall während meiner Internierung unter dem Kriegsrecht, über den ich nicht sprechen möchte, waren unsere Beziehungen immer korrekt.

SPIEGEL: Aber der Wechsel an der Regierungsspitze hat die angestrebte Verständigung zwischen der Regierung und der „Solidarität" offenbar erschwert.

WALESA: Heute muß ich diese Frage wohl mit Ja beantworten.

SPIEGEL: Ist Rakowski in Ihren Augen auch der Grund dafür, daß es trotz mehrfacher Ankündigung noch immer nicht zu den Gesprächen zwischen Regierung und „Solidarität" am „runden Tisch" gekommen ist? Sie hatten versprochen, gemeinsam nach Auswegen aus der Krise zu suchen.

WALESA: Wir sind nach wir vor zu Gesprächen bereit. Nicht bereit sind wir hingegen zu Scheingesprächen, die zu Scheinreformen führen sollen. Wir haben das endlose, leere Gerede noch in schlechter Erinnerung, das die Regierung mit dem Episkopat über die nie zustande gekommene Kirchenstiftung für die Sanierung der Landwirtschaft geführt hat. Für so etwas sind wir nicht zu haben.

SPIEGEL: Und wofür sind Sie zu haben?

WALESA: Für Gespräche, die nicht nur von unserer Seite konstruktiv geführt werden und ernst gemeinte Konsequenzen haben – ohne die übliche Verzögerungstaktik, in der die Kommunisten bekanntlich Weltmeister sind. Aber das ist es wahrscheinlich, wovor die Regierung Angst hat.

SPIEGEL: Die Vorbereitungen sind angeblich gescheitert, weil Sie sich geweigert haben, an einem Treffen mit Innenminister Kiszczak teilzunehmen.

WALESA: Das ist falsch. Ich war nicht gegen das Treffen mit General Kiszczak. Ich war dagegen, mit ihm über interne Angelegenheiten unserer unabhängigen Gewerkschaft zu diskutieren. Wir haben uns geweigert, auf Bedingungen einzugehen, mit denen uns die Zusammensetzung unserer Delegation vorgeschrieben werden sollte.

SPIEGEL: Die Regierung hat erklärt, daß die „Solidarität"-Berater Michnik und Kuroń nicht an den runden Tisch gehören.

WALESA: Die beiden Namen sind doch nur ein Vorwand, um die Verständigung zu torpedieren. Wären wir auf die Bedingungen eingegangen, hätten sich die Kommunisten schnell etwas anderes einfallen lassen.

SPIEGEL: Wenn Sie so schwarzsehen, warum haben Sie sich dann mit Ihrer Autorität im Sommer so energisch für ein Ende der Streiks und die Aufnahme eines Dialogs eingesetzt? Müssen

Symbol des Widerstands

Rakowskis Schlag gegen die Hochburg der „Solidarität“

Die Danziger Leninwerft ist der älteste Schiffbaubetrieb im Nachkriegspolen – sie wurde 1947 aus den Trümmern dreier Danziger Werften errichtet, darunter der traditionsreichen deutschen Schichauwerft.

Der auf den Bau von Fischfabrik-Schiffen für die Sowjet-Union spezialisierte Betrieb litt von Anfang an unter einem politökonomischen Handicap: Bis heute wird er fast nur mit sowjetischen Transfer-Rubeln bezahlt, zudem in politisch ausgehandelten „Freundschaftspreisen“, die zuletzt weniger als ein Drittel des wirklichen Marktwertes ausmachten.

Für dringend notwendige Modernisierungen der Werft, die erst im Jahr 1967 ihren heutigen Namen bekam, fehlte immer das Geld. Andererseits verlangten die sowjetischen Auftraggeber bei der technischen Ausstattung der Schiffe das modernste Gerät, das nur im Westen zu kaufen war: „Rund eine Million Dollar Devisen haben wir pro Schiff auf diese Weise zugesetzt“, so ein Werftingenieur.

Resultat: Die Zahl der Neubauten ging von 29 im Jahr 1979 auf 9 im Jahr 1987 zurück, die Zahl der Beschäftigten sank von 16 000 auf knapp 10 000. Die Werft machte im vorigen Jahr 9,86 Millionen Mark Verlust, der Staat mußte 30 Millionen Mark zuschießen.

Die politisch bedingte schlechte Wirtschaftslage sowie die damit zusammenhängenden niedrigen Löhne und miserablen Arbeitsbedingungen waren auch der Grund dafür, daß die Beschäftigten während des Arbeiteraufstands im Dezember 1970 an vorderster Front kämpften und die Danziger Werft zum Symbol des Widerstands gegen die kommunistische Staatsgewalt wurde. Mindestens sechs Kollegen wurden auf einem Protestmarsch durch die Danziger Straßen von der Miliz erschossen. Vor dem Werfttor steht heute ein Denkmal, das an ihren Tod erinnert.

Im Sommer 1980 besetzten die Arbeiter unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung die Leninwerft und zwangen die Regierung zu einem „Gesellschafts-Vertrag“ – erstmals in der Geschichte kommunistischer Staaten. Der von der Belegschaft gewählte Anführer der siegreichen Streikenden war Lech Walesa, seit 1967 als Schiffselektriker auf der Leninwerft angestellt und schon einmal aus politischen Gründen gefeuert.

Walesa, kein Parteimitglied, frommer Katholik und Vater von acht Kindern, war es auch, der bei Gründung der „Solidarität“, der ersten unabhängigen Gewerkschaft im Ostblock, den Ton angab und dafür sorgte, daß die schnell auf zehn Millionen Mitglieder anschwellende Organisation politisches Profil bekam: gegen die Allmacht der abgewirtschafteten Staatspartei und für eine pluralistische Gesellschaft.

Das demokratische Experiment dauerte nur ein Jahr, dann wurde es durch Parteichef General Jaruzelski im Dezember 1981 per Kriegsrecht gewaltsam beendet.

Daß sich der neue polnische Premier Mieczyslaw Rakowski jetzt als erstes Opfer seines wirtschaftlichen Sparprogramms ausgerechnet die Leninwerft ausgesucht hat, mag politisch instinktlos erscheinen, ist aber in Wirklichkeit kaltes Kalkül: Rakowski trifft die ungeliebte „Solidarität“ an der empfindlichsten Stelle.

Zum einen kann die verbotene Gewerkschaft, die stets selbst wirksame, notfalls schmerzliche Wirtschaftsreformen gefordert hat, nicht überzeugend gegen die Stillegung der Werft protestieren. Zum anderen hofft Rakowski, mit seinem gezielten Affront die „Solidarität“ von der Teilnahme an den Gesprächen am runden Tisch auszuschließen. Diese Gesprächsrunde zwischen Regierung und Opposition, zu deren Verhandlungsthemen auch die Wiederzulassung der „Solidarität“ gehören sollte, war auf Vorschlag von Walesa geplant worden und hatte im Sommer zu einem Ende der Massenstreiks geführt.

Auch Rakowski, vor dessen Amtsantritt das Arrangement zustande kam, ist zwar im Prinzip für eine Zusammenarbeit mit der Opposition. Aber er denkt dabei an parteilose Universitätsprofessoren oder Partner aus dem katholischen Milieu – auf keinen Fall an Walesa und die „Solidarität“, die, so hat er es mehrfach gesagt und geschrieben, „bloße Neinsager“ seien und denen es nicht um eine Beendigung der Krise, sondern nur um die „Machtfrage“ gehe.

Möglicherweise aber hat sich der Taktiker Rakowski, der immer mehr Populist als Kommunist war, diesmal verrechnet: Auf der bedrohten Leninwerft haben sich – erstmals – der offiziell zugelassene Gewerkschaftsverband OPZZ und die verbotene „Solidarität“ im Kampf zur Erhaltung des Betriebs verbündet. Eine breite Arbeiterfront, die nicht nur Rakowski, sondern ganz Polen in Turbulenzen bringen kann, rückt da zusammen.



Ministerpräsident Rakowski
„Ordentlich einheizen“

Sie nicht fürchten, daß die Zeit gegen Sie arbeitet?

WALESA: Nicht unbedingt, das kommt auf den Vorrat an Autorität an. Die Situation im Sommer, die Sie ansprechen, hat meine damalige Entscheidung gerechtfertigt. Das heißt aber, daß ich in einer veränderten Lage auch anders entscheiden würde.

SPIEGEL: Und wie beurteilen Sie die gegenwärtige Lage?

WALESA: Sie ist schlecht, sehr schlecht sogar. Sie ist so, daß man nicht voraussehen kann, was morgen geschieht. Deshalb sage ich: Wir dürfen keine Zeit mehr vergeuden, es muß unverzüglich gemeinsam gehandelt werden – für echte und nicht für scheinbare Reformen, für die Sicherung der Zukunft Polens.

SPIEGEL: Was soll praktisch geschehen?

WALESA: Für uns steht fest, daß Polen nur durch Pluralismus auf breiter Basis gerettet werden kann. Es gibt keinen anderen Weg. Was zur Zeit stattfindet, ist ein Ringkampf im Dunkeln, ein Weg, der ins Nirgendwo führt. Kein Draufgänger von der Art eines Rakowski wird mit solchen Methoden etwas Positives erreichen können.

SPIEGEL: Was bedeutet Pluralismus konkret für Sie?

WALESA: Woran wir denken, ist ein Pluralismus ohne Adjektiv, also kein sozialistischer Pluralismus und auch kein Konfrontations-Pluralismus. Es geht um einen möglichst reibungslosen Übergang von dem gegenwärtigen zu einem pluralistischen System, ohne Destruktion, ohne Verluste oder gar Anarchie.

SPIEGEL: Und was wollen Sie konkret zur Sanierung der Wirtschaft vorschlagen?

WALESA: Modelle, die sich in der Welt bewährt haben, sollen in Polen ohne Einschränkung eingeführt werden, und zwar nach dem Prinzip der Chancengleichheit. Ein freier Markt, ein vernünftiges Steuersystem und eine angemessene Kapitalverzinsung könnten für eine richtige Weiterentwicklung sorgen. Aber man darf nichts erzwingen, man muß alle politischen und bürokratischen Fesseln lösen, die eine rationelle Lösung im Bereich der Wirtschaft unmöglich machen.

SPIEGEL: Sie fordern also die freie Marktwirtschaft ...

WALESA: Das ist unsere Hauptforderung. Es gibt in der Welt kein effektiveres Modell, und auch die „Solidarność" wird sich kein besseres ausdenken können. Schließlich hat unser Land für das vierzigjährige Experiment mit pseudosozialistischen Modellen einen ungeheuer hohen Preis bezahlen müssen. Sollen wir diesen Schwachsinn noch fortsetzen?

SPIEGEL: Nach dem Regierungsbeschluß, die Leninwerft zu schließen, stehen die Chancen für einen konstruktiven Dialog zwischen Regierung und Gewerkschaft eher schlecht. Was geschieht nun? Was für ein Programm hat die „Solidarität" für den Fall des Scheiterns?

WALESA: Für ein solches Programm wird die polnische Gesellschaft, deren Geduld zu Ende geht, wirkungsvoll sorgen. Das Volk wird der Regierung, der „Solidarność" und auch dem Walesa ordentlich einheizen. Darauf kann man sich verlassen.

USA

Glücklicher Krieger

Siegessicher brachte George Bush seine letzten Wahlkampfauftritte hinter sich. Der Mann, der immer nur anderen diente, sieht sich kurz vor dem Ziel.

Resolut läuft Barbara Bush aus dem Speisesaal des Marriott-Hotels in Los Angeles, den Gatten wie an einem unsichtbaren Faden hinter sich herziehend. Als folgte er seiner Mama, so zockelt George Bush durch die Hotellobby, ein freundliches Grinsen im Gesicht.

Er schafft es nicht, an den ihn bewachenden Polizisten ohne Händeschütteln vorbeizugehen. Denn hinter jeder Hand steckt schließlich ein Wähler, und selbst wenn keiner dahinter steckte: George Bush ist wohlerzogen.

„Beansprucht immer nur seinen fairen Anteil an Zeit und Zuwendung", hieß es in George „Poppy" Bushs Schulzeugnissen. Nach acht Jahren Selbstbescheidung als Vizepräsident möchte „Poppy"



Wahlkämpfer Bush (M.), Showstar Bob Hope (r. neben Bush): „Auf nach Disney World"

jetzt seinen „fairen Anteil" haben: die Präsidentschaft.

Zu diesem Zweck hat George Bush sich einer bemerkenswerten Wandlung unterzogen. „Ein Leben lang" habe er „jede Konfrontation vermieden", schrieb die amerikanische Psycho-Journalistin Gail Sheehy im Frühjahr über ihn – wie richtig in der Vergangenheit und wie falsch im Wahlkampf '88. Seit beinahe drei Monaten haut Bush – ob freudig oder schlechten Gewissens – erfolgreich auf seinen demokratischen Gegner Michael Dukakis ein.

„Respekt", meint da sogar der Witzbold Bob Hope, wahlerfahrener Weggefährte der Nixons und Reagans. In Hopes kalifornischem Wohnsitz macht Bush, ehe er sich ins Hotel begibt, der alten Garde republikanischer Showstars seine Aufwartung.

Mit Wahlkampfthemen werde er sie „nicht langweilen", verspricht der Kandidat, während Robert Mitchum, Pat Boone und Jane Russell zuschauen, wie Hope, dem noch kein republikanischer Präsidentschaftskandidat je mißfallen hatte, den „neuen Bush" salbt: So viel besser als erwartet sei George bei der zweiten TV-Debatte mit Dukakis gewesen, daß „sie ihn auf Anabolika getestet" hätten.

Dabei hatte Bush in der Hafenstadt Tacoma im Pazifik-Staat Washington diesen Wahlkampftag lediglich mit Granola-Müsli, Joghurt und Früchten begonnen – den Amerikanern mit ihrer Vorliebe für Rühreier und fetten Schweinespeck nicht gerade ein volksnahes Mahl.

Daß ihn gleich nach dem Körner-Frühstück die Maate und Mechaniker der Seefahrer-Gewerkschaft zum Ehrenmitglied ernennen, verdankt Bush ebenfalls nicht populistischen Impulsen, sondern seinem Gelöbnis, die marode Handelsflotte der USA wieder auf Volldampf zu bringen. Trotzdem ist Bush,



Wahlkampfmanager Atwater
Bedürfnis nach Machismo

der Mann aus dem Establishment und Feind der Kapitalertragssteuer – um rund die Hälfte möchte er sie senken –, in diesem Wahlkampf ein warmherziger Freund des arbeitenden Volkes geworden.

„Setzen wir die Revolution fort, Bush als Präsident" verheißt das Poster in der großen Halle in Tacoma, während draußen Demonstranten auf Bannern fragen, ob „wir uns einen ehemaligen CIA-Direktor als Präsidenten leisten können".

Für die mittels Eintrittskarten gesiebten Jubelrepublikaner und freundlich gesinnten Neugierigen drinnen ist das eine unflätige Anspielung, zu der sich ein Bush-Freund den Vergleich einfallen läßt, schließlich sei auch Jurij Andropow Nachfolger Breschnews geworden, obwohl er doch das KGB geleitet habe.

Ein uniformiertes Schulorchester dröhnt, derweil die Menge erwartungsvoll des Kandidaten harrt, in der Hand blauweiße Bush-Plakate, auf den Schultern ihre unausgeschlafenen Kleinen, die mal einen Blick auf den Vizepräsidenten der USA werfen sollen.

Hier sind vor allem jene Wähler versammelt, die George Bush den Sieg bescheren sollen: weiß, untere und mittlere Mittelklasse, jene, die sich noch recht genau an den Unglückspräsidenten Jimmy Carter erinnern, der es zu Zeiten explodierender Zinsen wagte, von einer Krise Amerikas zu sprechen.

Dem „glücklichen Krieger" Bush, wie Wahlkampfmanager Lee Atwater den Boß nennt, ist solcher Defätismus fremd. Selbst wenn die Amerikaner nach der nächsten Rezession barfuß zur Arbeit gehen müßten – Amerika wäre für den Vizepräsidenten immer „Number One".

Seit Bush nicht mehr nur ein Mitglied des Reagan-Orchesters ist, sondern selbst dirigieren darf, hat sein Selbstbewußtsein einen gewaltigen Schub erhalten: Das Orchester spielt jetzt für ihn. Schon haben Ronald Reagans Imageboys den Vize die Mores der Telegenität gelehrt, ihm etwa beigebracht, wann er die Brille abzunehmen hat.

Für Bush, der einst mit Barry Goldwater, dem Paten der wilden republikanischen Rechten, flirtete, sich bei dem Vietnamkrieger Lyndon Johnson anbiederte, Richard Nixon bis fast zur Selbstaufgabe verteidigte und bei Gerald Ford zweimal erfolglos um die Vizepräsidentschaft antichambrierte, bevor er den Job von Ronald Reagan endlich erhielt – für diesen George Bush muß ein Morgen wie jener in Tacoma Vorspiel zur Erfüllung eines Traums sein: Gewinnt er die Präsidentschaftswahl, ist er, nach einem Vierteljahrhundert politischer Sklaverei, endlich sein eigener Mann.

Wer verstünde nicht, daß derlei Aussicht „Poppy" ganz atemlos macht. „Noch zehn Tage und acht Stunden bis zur Wahl", ruft er begeistert.

Dabei hat ihm sein Enthusiasmus immer schon Peinlichkeiten beschert, etwa vor Jahren auf den Philippinen, als er Ferdinand und Imelda Marcos zuprostete, er *verehre* ihren „Respekt für die Demokratie". Weil Bush bisweilen übersteuert und dann schrill wird, bremst er sich auch in Tacoma und zwingt sich zu getragener Rede, ohne aber den Eindruck, ein fröhliches Kind zu sein, so recht verwischen zu können.

Bushs Antrittsrede, höhnt der schwarze Komiker Jimmy Walker, könne sich auf einen einzigen Satz beschränken: „Auf nach Disney World." Solange das Publikum ihn dorthin begleiten kann, wird es mit George Bush auch nach der Wahl zufrieden sein.

Wo der liebenswürdige George Bush aufhört und der hartgesottene Politprofi beginnt, wird sich erst herausfinden lassen, wenn der Mann im Weißen Haus sitzt. In Tacoma zeigt sich der andere Bush nur in Nuancen, am ehesten, wenn er über Law and Order redet und Amerikas Kriminellen den Krieg erklärt.

Dann verengen sich seine Augen zu Sehschlitzen, durch die der Mann im Bunker mißtrauisch nach draußen blickt. Das muß der Bush des Iran-Contra-Skandals sein, über den Outsider-Journalist Hunter S. Thompson schrieb, wenn es Gerechtigkeit gäbe, würde „George am falschen Ende eines Golfplatzes für zwei Dollar pro Eimer Golfbälle einsammeln".

Bush-Aficionados in Tacoma aber möchten ihren Mann ab und an mit zusammengekniffenen Augen sehen. Sie jubeln ihm zu, wenn er Michael Dukakis beschuldigt, „dem amerikanischen Volk die Steuersenkungen wieder wegnehmen" zu wollen und dabei die Hände wie Schlachtermesser durch die Luft sausen läßt. Dank kalkuliertem Einsatz der Hände gleicht Bushs Wahlkampf-Show manchmal einer Pantomime – nur die Worte stören.

Spricht er über „protektionistische Mauern", dann bauen die Hände ein kleines Viereck, fällt er Dukakis an, ballen sie sich zu Fäusten, aus denen plötzlich der Zeigefinger herausschießt und wie ein Taktstock den Sprachrhythmus diktiert: „Sieben" – Finger – „hundert" – Finger – „tausend" – Finger – „Jobs" – Finger – gebe es dank High-Tech in Kalifornien.

Reagan hätte des Zeigefingers nicht bedurft; für George Bush, den Kandidaten mit dem Charisma eines Glasblocks, ist der Finger ein kleiner Kraftmeier, dessen Dienste bei Bedarf herangezogen werden.

Zwar schlägt ihm von unten Zustimmung entgegen, wann immer der Vizepräsident den armen Dukakis mit Daumen oder Schlachtermesser meuchelt. Doch unklar bleibt, ob Bush nicht lieber einen Stuntman für den Mordpart hätte. Als er 1983 im Senat einem Regierungsantrag für die Herstellung von Nervengas zum Sieg verhelfen sollte, bat er den

erstaunten Meister Reagan, er möge bitte bei Mutter Bush anrufen – den Sohn plagte das schlechte Gewissen.

Das begab sich indes vor der Zeit, da George Bush begann, vor laufenden TV-Kameras schwere Lastwagen und schnelle Motorboote hin und her zu bewegen, damit jeder sehen könne, welch ein Macher er sei. In der heißen Phase des Wahlkampfs hat Bush sein Bedürfnis nach Machismo zunehmend durch Liebeserklärungen an Waffen und Wehrhaftigkeit gedeckt: Jedem Mann sein Gewehr, fordert der Kandidat landauf, landab. In Tacoma heißt das: „Ich glaube nicht, daß wir ein Bundesgesetz zur Kontrolle von Feuerwaffen brauchen."

Wie sich die Feindbilder ändern: Im Wahlkampf 1980 waren es für die Republikaner die Moskauer Kommunisten, die den Bürgern Tacomas ihren Stolz und ihre Freiheit verkürzen wollten. Jetzt, nachdem Ronald Reagan den Kommunisten Michail Gorbatschow so betörend findet, wollen die Liberalen um Dukakis den Leuten ihre Gewehre nehmen, um sie schutzlos dem Dschungel der Kriminalität preiszugeben.

„Hier", ruft George Bush der Menge zu, „ist das Dienstabzeichen eines ermordeten Polizeibeamten" – bis auf weiteres zieht sich die Front zwischen Gut und Böse nicht mehr durch Mitteleuropa, sondern durch Tacoma.

Da bleibt für Fragen nach anderen Bedrängnissen, etwa dem traurigen Schicksal der amerikanischen Obdachlosen, kein Raum mehr. „Mr. Bush, was ist mit den Obdachlosen?" schreit ein Dissident gegen den von mehreren hundert Watt gepowerten Vizepräsidenten an. Sogleich wird der Saalschutz tätig.

Zwei weitere Störer greift sich die Polizei ebenfalls, einen führt man mit blutender Nase aus der Halle. Bush-Helfer halten vorsichtshalber große Plakate vor die TV-Kameras, damit die Abendnachrichten dem Land keinen falschen Eindruck von der Veranstaltung in Tacoma vermitteln.

Von dem Protest, sagt Bush später, habe er „nichts mitgekriegt". In George Bushs Leben, so bemerkt sein Cousin, der Psychoanalytiker Ray Walker, habe es „keinen moralischen Zwiespalt gegeben; George hat immer auf Sicherheit gespielt und den Status quo bevorzugt".

Den verkauft er auch in Tacoma. Wo sich aber der Status quo nicht verkaufen läßt wie in innerstädtischen Slums oder den Hochburgen der Ostküsten-Intelligenzija, verzichtet der Wahlkämpfer Bush natürlich auf den Einsatz – zu gefährlich für ihn, der im Frühjahr nach einem nur neunminütigen Rededuell mit dem CBS-Fernsehstar Dan Rather eine „Kampfzulage" einforderte.

Später am Tag, als Kandidat und Troß schon nach Kalifornien weitergezogen sind, sinniert Wahlkampfmanager Lee Atwater über den Wahlkampf. „Kaum zu glauben, daß wir es fast hinter uns haben."

SPANIEN

David und Goliat

50 Jahre nach dem Bürgerkrieg trafen sich Veteranen der Internationalen Brigaden in Barcelona.

Die meisten der Männer sind Greise, viele gebeugt, einige gehen am Stock, zwei sitzen im Rollstuhl, manche müssen gestützt werden, doch andere wirken noch wie einst, große, starke Kerle – „unzerstörbare Menschen" hatte ein Dichter sie einst genannt.

Alle haben Gesichter mit tief eingegrabenen Lebensrunen, allen gemeinsam ist ihr Stolz, das Richtige getan zu haben, damals und wohl auch später. Sie stehen vor einem Denkmal, das – fast 50 Jahre nach dem Ende des Spanischen Bürgerkriegs – ihnen zu Ehren geschaffen wurde und lesen in Bronze gehauene Worte, die ihnen in dieser Stadt seinerzeit nachgerufen worden waren:



Brigaden-Veteran Salzman
„Unzerstörbare Menschen"

„Frauen! Mütter! Wenn die Jahre vergangen und die Wunden des Krieges vernarbt sind, wenn die Erinnerungen an die dunklen Wolken dieser schmerzhaften und blutigen Tage in einer Gegenwart voll Freiheit und Liebe wieder hochkommen, wenn der Stolz auf ein freies Land alle Spanier gleich beseelt, dann erzählt euren Kindern von den Internationalen Brigaden. Erzählt ihnen, wie sie über Meere und Gebirge kamen, bajonettstarrende und von Bluthunden bewachte Grenzen überwanden, um für einen Kreuzzug der Freiheit in unser Land zu kommen. Sie haben alles aufgegeben, ihre Liebe, ihr Land, ihr Heim, ihre Zukunft. Heute gehen sie wieder. Viele Tausende von ihnen aber bleiben für immer hier, in spanischer Erde."



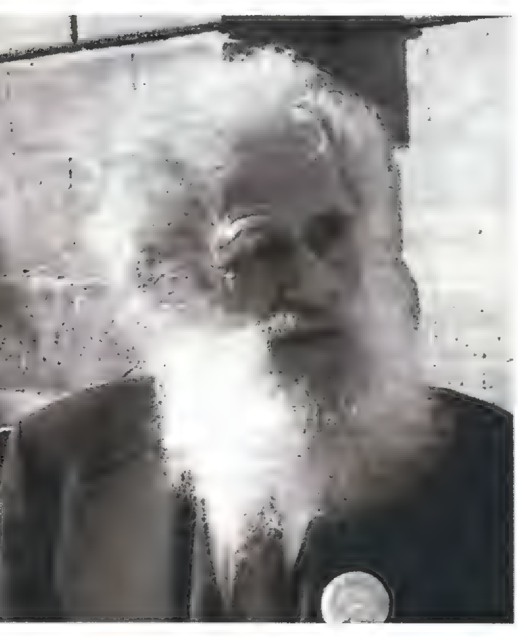
Ehemalige Interbrigadisten vor ihrem Denkmal
„Dieses hat recht"

Die Frau, die ihnen damals diese Sätze unter Tränen gewidmet hatte, ist nicht dabei: Dolores Ibárruri, „La Pasionaria" genannt, harte Führerin der spanischen Kommunisten in jenen Jahren. Sie lebt nach 38jährigem Exil wieder in der Heimat, ist aber noch um ein Stück älter als die Männer, die jetzt und hier ihre Worte wiederfinden.

Vielleicht 500 von ihnen, zwischen siebzig und neunzig, sind aus einem Dutzend Staaten noch einmal zurückgekommen in das Land, wohin damals „all die dummen jungen Menschen gingen, die eine bessere Welt wollten", wie einer von ihnen scherzt, um nicht weinen zu müssen. Sie erleben in der letzten Oktoberwoche die späte Ehre, daß ihnen ein Denkmal gesetzt wird in dem Land, für das Zehntausende von ihnen gestorben sind.

„David und Goliat" nannte der Amerikaner Roy Shifrin seine Skulptur, die er im Auftrag von Veteranen der Abraham-Lincoln-Brigade schuf und für die liberale Amerikaner gespendet hatten: Woody Allen und Harry Belafonte darunter, Leonard Bernstein und Norman Mailer, Gregory Peck und Kurt Vonnegut.

Zunächst sollte sie in New York aufgestellt werden, doch die Stadt hatte keinen Platz dafür. Da wandten sich die Initiatoren an alte Kameraden in Spanien, Veteranen der Spanischen Republik im stets besonders antifranquistischen Katalonien, fragten an, ob nicht im demo-



Brigaden-Veteran Balchowsky
„Ich weiß, wofür ich gelebt habe"

kratischen Spanien inzwischen Platz wäre für ein Monument zum Gedenken an jene Freiwilligen aus 50 Ländern, die damals der Republik gegen den Aufstand der faschistischen Generäle zu Hilfe eilten.

Das Echo war gedämpft. Auch 13 Jahre nach dem Tod des Faschistenführers Francisco Franco verdrängt das offizielle Spanien noch jene furchtbaren drei Jahre von 1936 bis 1939, in denen seine Bürger sich in einen grausamen Bruderkrieg verbissen. Mindestens 600 000 Spanier verloren dabei ihr Leben, bevor der Putschist Franco mit Hilfe Hitlers und Mussolinis gewann und das Land für Jahrzehnte unter seiner dumpfen Herrschaft begrub.

Der Bürgerkrieg blieb in Spanien tabu, junge Menschen wissen so gut wie nichts vom Grauen jener Jahre, die Alten schweigen eisern. Schließlich fand sich Barcelona bereit, Shifrins Denkmal einen Platz zu bieten, nicht gerade im Zentrum, aber draußen im Norden jenseits des Rovira-Tunnels – immerhin.

Der Bürgermeister kam und sprach versöhnende Worte, allzu versöhnend

für einige der Veteranen, die das mit Pfiffen quittierten. Die Stadtkapelle spielte die „Internationale", zu der die Alten noch einmal trotzig die Fäuste ballten. Shifrins Wunsch, daß „alle Davids dieser Welt ihren Goliat besiegen mögen", fand Anklang bei den Männern, die einer übermächtigen faschistischen Militärmaschine getrotzt hatten.

Für die Internationalen Brigaden, zu denen sie sich vor 52 Jahren zusammenfanden, gibt es in der Militärgeschichte kein Beispiel. Aus einem halben Hundert Ländern eilten, vom Herbst 1936 an, fast 50 000 junge Männer in ein Land, das sie nicht kannten und dessen Sprache sie nicht sprechen konnten, für dessen Freiheit sie aber gleichwohl ihr Leben einsetzten.

Viele kamen aus totalitären Staaten, Feinde von Nazismus oder Faschismus. Sie waren geschlagen, gedemütigt, eingesperrt oder vertrieben worden, wollten ihre Ideale aber nicht aufgeben, suchten und fanden in Spanien ein neues und auch symbolhaftes Feld für ihren alten Kampf: Deutsche, die in Spanien das Gewehr auch gegen den eigenen Nazismus erhoben, Italiener, die dort oft Auge in Auge faschistischen Landsleuten gegenüberstanden, Österreicher, die 1934 im eigenen Bürgerkrieg gegen den Austrofaschismus unterlegen waren und den Kampf auf fremder Erde fortsetzten.



Internationale Brigaden in Madrid 1936: Auch Pazifisten griffen zum Gewehr



Kommunistin Ibárruri 1936: „Erzählt euren Kindern von den Brigaden"

Amerikaner, Briten, Franzosen verteidigten in Spanien die Demokratie, Kommunisten kämpften für ihre Gesinnung, Juden gegen den Faschismus, dessen für sie tödliche Bedrohung sie damals schon spürten. Es kamen analphabetische Landarbeiter, emeritierte Professoren, Matrosen, berühmte Schriftsteller, Ärzte und britische Adelige, darunter ein Neffe Winston Churchills. Besonders viele Poeten griffen in Spanien zum Gewehr – die Brigaden waren die „intellektuellsten militärischen Einheit aller Zeiten", wie ihr Chronist Andreu Castells schrieb.

Der deutsche Pazifist Ludwig Renn, Autor des Antikriegs-Buches „Krieg", eigentlich Arnold Friedrich Vieth von Golßenau, war Offizier in den Brigaden, ebenso die Schriftsteller Erich Weinert, Gustav Regler und Alfred Kantorowicz.

Weißrussische Priester kämpften in Spanien Schulter an Schulter mit „Roten". Ein Deserteur der von den Nazis nach Spanien kommandierten Legion Condor, die für Franco bombte, meldete sich in eine jüdische Kompanie der Internationalen Brigaden, um damit zu dokumentieren, daß nicht alle Deutschen Antisemiten seien.

Unter den amerikanischen Freiwilligen waren viele Schwarze und auch einige Indianer. Es kamen Juden und Araber aus Palästina, Inder und Finnen, Griechen, Iren und Balten. Ein Abessinier fand sich aus Rachedurst ein – italienische Kolonialsoldaten hatten daheim seinen Vater gehängt, nun wollte er italienischen Faschisten, die an Francos Seite in Spanien kämpften, die Kehle durchschneiden.

Ende 1936 retteten deutsche, französische, polnische, jugoslawische und österreichische Brigadisten Madrid vor dem Ansturm der Franco-Rebellen. Sie fochten die blutigsten Schlachten des Bürgerkrieges mit, mehr als ein Drittel der Freiwilligen fiel in Spanien.

Im Herbst 1938, mitten in der Schlacht am Ebro, wo noch Tausende von ihnen starben, wurden die Brigaden demobilisiert: Die republikanische Regierung wollte damit Franco zwingen, auch seine faschistischen Hilfstruppen aus Deutschland und Italien heimzuschicken. Der dachte aber nicht daran und gewann ein halbes Jahr später den Krieg.

Die Brigadisten aus totalitären Ländern, die nicht hatten heimkehren können, gerieten teils in Francos Gefangenschaft, teils in französische Lager, wo sie 1940 von den in Frankreich einmarschierten Nazis erbeutet und in deutsche Konzentrationslager verfrachtet wurden.

Die wenigen hundert, die auch noch dieses Schicksal überlebten, ernteten für ihre Taten im Nachkriegsdeutschland keinen Ruhm. Sie hatten in den Augen der Mehrheit ihrer Mitbürger auf der falschen Seite gekämpft – im Gegensatz zu den Condor-Legionären, obwohl die in Francos Diensten die Baskenstadt Guer-

nica zerbombt und damit das erste große deutsche Kriegsverbrechen begangen hatten.

Auch in anderen Ländern galten „Interbrigadisten“ lange als verdächtig. Selbst in Amerika waren sie bevorzugtes Ziel des Kommunistenjägers McCarthy, die Schweiz verurteilte sie wegen Waffendienstes für ein fremdes Land. Selbst in kommunistischen Regimen waren Spanienfreiwillige keineswegs vor Verfolgung sicher, etwa László Rajk, der es in Ungarn bis zum Außenminister gebracht hatte, aber 1949 gehängt wurde.

Denn die Männer blieben, was sie waren, als sie nach Spanien gingen – Idealisten, damit allzeit unbequem. Ein Veteran aus den USA verglich jetzt in Barcelona den Bürgerkrieg von damals mit der heutigen Situation in Nicaragua, wo sein Land faschistoide Partisanen unterstützt. Ein Kubaner, der sich wehmütig an die Zeit erinnert, da er mit linken Amerikanern im selben Schützengraben lag, kämpfte auch zu Hause gegen den faschistischen Diktator Batista.

Der Israeli Salman Salzman trifft in seiner Gedenkrede die spanischen Gastgeber an einem wunden Punkt, weil er darauf hinweist, daß es im heutigen Spanien zwar noch immer eine Menge Franco-Straßen und -Plätze gibt, aber noch keinen Brigaden-Platz. Salzman sorgt sich um rechtsradikale Strömungen in seinem eigenen Land. Er will nicht in einem Apartheid-Staat leben und tritt deshalb dafür ein, den Palästinensern ihren eigenen Staat zu geben. Österreicher, die vor 50 Jahren gemessen an der Einwohnerzahl den höchsten Anteil an Spanien-Kämpfern stellten, leiden an ihrer Waldheimat.

Ungebeugt und unbeugsam zeigt sich ein Alter mit schlohweißem Haar, Ed Balchowsky, ein Pianist aus Chicago. Mit 20 kam er nach Spanien, mit 21 verlor er am Ebro seinen rechten Arm. Er spielte mit der linken Hand weiter und lernte noch, damit zu malen.

Sein Leben lang, versichert er, sei er stolz darauf gewesen, bei den Internationalen Brigaden gedient zu haben, trotz seines verlorenen Armes habe er mehr mitgenommen aus Spanien, als er dort gelassen habe, denn: „Ich weiß, wofür ich gelebt habe.“

Nur unbequeme Deutsche, von denen mehr in Spanien gestorben sind als Freiwillige jeder anderen Nation, fallen nicht mehr auf in Barcelona 1988. Einige aus der DDR sind zum Veteranen-Treff gekommen, keiner mehr aus der Bundesrepublik.

Die wenigen, die Bürgerkrieg und Krieg, Francos oder Hitlers KZs oder auch eine oft demütigende Emigration überlebt haben, sind heute zu alt oder zu krank, als daß sie noch miterleben könnten, wie der spanische Schriftsteller Manuel Vázquez Montalbán in Barcelona sagt: „Alle Denkmäler haben ihre Heroen, aber selten recht. Dieses ist eines der wenigen, die recht haben.“ ◆







Dallas-Besucher John und Jacqueline Kennedy, Mitfahrer Connally vor und nach dem ersten Schuß am 22. November 1963:

Von vorn? Von hinten? Im Kreuzfeuer?

SPIEGEL-Redakteur Heinz P. Lohfeldt über neue und nicht ganz so neue Theorien zum Mord an John F. Kennedy

Schauplatz: eine Bar in Buenos Aires, Argentinien, irgendwann Ende 1965. An einem Tisch vier Ganoven, zwei dikke und zwei kleinere Fische.

Man spricht über dieses und jenes, über die Geschäfte (mit Rauschgift) und dann auch über ein Ereignis, das gerade zwei Jahre zurückliegt: die Ermordung des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy am 22. November 1963 in Dallas, Texas.

Da deutet einer der beiden kleineren Ganoven, Lucien Sarti, mit einer Kinnbewegung auf seinen Kumpanen Roger Bocognani und sagt: „Nebenbei bemerkt, wir waren da."

„Wo?" fragt Christian David, der dickste Fisch, und Sarti antwortet: „In Dallas."

An diese Unterhaltung erinnerte sich, nach mehr als 20 Jahren, im Gespräch mit dem US-Schreiber Steve Rivele der vierte Mann der Runde, der bei dem Treff in Buenos Aires noch Michel Nicoli hieß und, wie Christian David, in großem Stil mit Rauschgift handelte, sich aber später als Informant in Sachen Drogenschmuggel den amerikanischen Behörden andiente und seither, mit neuer Identität, irgendwo in den USA lebt.

Nicolis Erinnerungen stimmten mit dem überein, was Rivele zuvor schon, in einer Gefängniszelle in Leavenworth (USA) und einer in Paris, von Christian David gehört hatte, und mit einem Male gab es – vorletzten Dienstag im britischen Fernsehkanal ITV vorgestellt – nicht mehr nur einen, sondern drei Täter für das amerikanische Verbrechen des Jahrhunderts.

„Die Männer, die Kennedy ermordeten", nannten Rivele und Produzent Nigel Turner ihr Zwei-Stunden-Programm zur besten Sendezeit. Und diese Männer waren die beiden Korsen Sarti und Bocognani, dazu noch, als dritter, ein Sauveur Pironti, den Nicoli nur unter dem Ganovennamen „Der Weiße" gekannt hatte. Lee Harvey Oswald, bislang nach offizieller Lesart der einzige Schütze, habe mit dem Kennedy-Attentat nichts zu tun gehabt.

Die drei, so behaupteten Turner und Rivele aufgrund der Erzählungen von David und Nicoli, seien von der US-Mafia erst angeheuert worden, nachdem der auch als Scharfschütze unter seinesgleichen hochgeschätzte David das vom Marseiller Mafia-Chef übermittelte Angebot, „die größte Kartoffel" auf dem Boden der USA umzubringen, als zu gefährlich ausgeschlagen hatte.

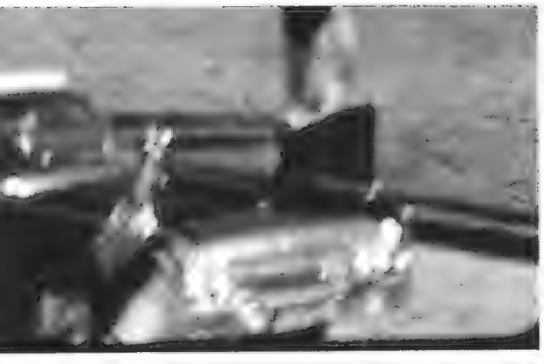
Und wie richtige Mafia-Profis habe das Trio sein Opfer ins Kreuzfeuer genommen: Sarti, als Polizist verkleidet, habe von vorn gefeuert, von jenem Grashügel entlang der Fahrtroute des Präsidenten, wo nach Meinung vieler Augenzeugen tatsächlich die tödlichen Schüsse fielen, die beiden anderen hätten von hinten, aus verschiedenen Gebäuden, auf Kennedy geschossen.

Daß die vermeintlichen Attentäter das wohl sicherste Alibi hatten, das sich ein Verdächtiger nur wünschen kann – Sarti (1972 bei einer Rauschgifttransaktion in Mexiko erschossen) und Bocognani saßen zur Zeit des Kennedy-Mordes in französischen Gefängnissen, Pironti tat Dienst auf einem Minensucher der französischen Marine –, ficht Steve Rivele und Nigel Turner überhaupt nicht an. Turner: „Damit haben wir gerechnet. Die Leute hatten schließlich 25 Jahre Zeit, sich ein Alibi zu besorgen."

Nicht ganz so weit wie Rivele und Turner geht ein anderer Dallas-Mord-Forscher: der amerikanische Mathematiker David E. Scheim. In einem jüngst erschienenen Buch macht zwar auch er die Mafia für den Tod des von ihm verehrten JFK verantwortlich*. Nur wer wann von wo geschossen hat, ist bei Scheim nicht zu erfahren: Er stützt sich ausschließlich auf bereits vorliegendes Material und auf Recherchen im Nationalarchiv der Vereinigten Staaten.

Als dann am vergangenen Mittwoch auch noch der Zar der amerikanischen Enthüllungsjournalisten, Jack Anderson, im US-Fernsehen die Frage aufwarf „Wer ermordete JFK?", da war es – obwohl er, wie anders, die Antwort schuldig bleiben mußte – wieder da, das Gespenst der Verschwörung, das schon seit fast einem Vierteljahrhundert durch die Welt geistert und immer dann besonders wild um sich schlägt, wenn sich die

* David E. Scheim: „Contract on America – The Mafia Murder of President John F. Kennedy". Shapolsky Publishers Inc., New York; 480 Seiten; 19,95 Dollar.







„Die Leute hatten schließlich 25 Jahre Zeit ...



... sich ein Alibi zu besorgen“: **Getroffener Kennedy***

Zweifler an der offiziellen Version anschicken, einen weiteren Kennedy-Todestag mit einem zwanglosen Meeting am Grashügel, dem Tatort ihrer Wahl, zu begehen.

Dann ist jede neu aufkommende Theorie recht, mag sie in Wahrheit noch so alt sein.

Denn schließlich wurde nicht erst jetzt, sondern bereits 1963 die Mafia verantwortlich gemacht für Kennedys Tod, weil der Präsident und sein Bruder Robert („Bobby“) als Justizminister zu energisch gegen das organisierte Verbrechen vorgegangen seien; wurden die Hintermänner sogar in der Umgebung von Kennedys Vize Lyndon B. Johnson gesucht, weil der („Cui bono?“) durch den Mord ins Weiße Haus geschossen worden war; Castro-Freunde wie Castro-Feinde, die Sowjets, die CIA oder texanische Ölbarone hatten angeblich die Fäden gezogen.

Einen schlüssigen Beweis für irgendeine dieser Thesen konnte bislang keiner der Verschwörungstheoretiker liefern. Und wie denn auch?

Hier war ja nicht nur ein normaler Mordfall aufzuklären – was schon schwer genug ist –, sondern das Attentat auf einen Präsidenten, ein von Chaos, Hektik, Kopflosigkeit und Schlamperei begleitetes Ereignis, in dessen Verlauf manches zwangsläufig drunter und drüber gehen mußte.

Und so steht denn, knapp 25 Jahre nach dem gewaltsamen Tod des 35. US-Präsidenten, unstrittig nur fest, daß

▷ am 22. November 1963 um 12.30 Uhr in Dallas mindestens drei Schüsse fielen;

▷ Präsident Kennedy von einem der Schüsse tödlich getroffen,

▷ Texas-Gouverneur John Connally, der mit ihm im Auto fuhr, schwer verwundet wurde;

▷ die örtliche Polizei schon 80 Minuten später einen Lee Harvey Oswald festnahm, der angeblich von hinten, aus dem fünften Stock des Texas School Book Depository, drei Schüsse abgegeben und dann auf der Flucht den Streifenpolizisten J. D. Tippit (der ihn festnehmen wollte) erschossen hatte;

▷ dieser Lee Harvey Oswald nicht einmal 48 Stunden später bei der Überführung ins Gefängnis vor den Augen von 140 Millionen Fernsehzuschauern von dem Nachtklub-Besitzer Jack Ruby mit einem gezielten Schuß niedergestreckt wurde;

▷ der Mörder Ruby, im Januar 1967, nicht auf dem elektrischen Stuhl, sondern – an Krebs – in einem Bett desselben Parkland Memorial Hospital von Dallas starb, in dem gut drei Jahre zuvor Kennedy und Oswald verblutet waren;

▷ die von Kennedys Nachfolger Johnson eingesetzte, nach ihrem Vorsitzenden Earl Warren (dem Chef des Obersten Bundesgerichts) benannte Kommission zur Aufklärung des Kennedy-Mordes Oswald für den Alleintäter hielt und eine Verschwörung ausschloß.

Mit dieser Schlußfolgerung war die Warren-Kommission zehn Monate nach dem Attentat an die Öffentlichkeit getreten – nach Einvernahme von 552 Zeugen und Durchsicht von zehn Kubikmetern Akten, darunter über 20 000 Blatt Beweismaterial mit rund 25 000 Vernehmungsprotokollen. „Keine wesentliche Frage im Zusammenhang mit dem Tod Präsident Kennedys bleibt jetzt mehr ungeklärt“, lobte die „New York Times“ damals. „Die Beweislast für Oswalds Alleinschuld ist erdrückend.“

Ihren Bericht ergänzte die Kommission mit einer 26bändigen Dokumentation. Inhalt: 3154 Beweismittel sowie

* Connally (r.) ist – anders als die Warren-Kommission postuliert – offensichtlich noch nicht getroffen worden, dreht sich nach rechts hinten zum Präsidenten um.



Ermordung Oswalds (M.) durch Ruby (r.): Mafia-Mann vor Ort

489 wörtliche Niederschriften von Zeugenaussagen.

Doch es dauerte nur ungefähr genauso lange, wie es braucht, diese 26 Bände zu studieren, bis die ersten ernst zu nehmenden Kritiken am Warren-Report auftauchten. Mit einem Male ging es um Fakten, nicht mehr um Hirngespinste und Spekulationen, mit denen einige Autoren schon unmittelbar nach dem Attentat einen schnellen Dollar hatten machen wollen. Nun wurde zur Sache gefragt:

- ▷ Warum hatte die Warren-Kommission Dutzende von Aussagen verworfen, die ihrer These vom Einzeltäter zuwiderliefen?
- ▷ Konnte der mäßige Schütze Lee Harvey Oswald mit dem im Texas School Book Depository gefundenen Mannlicher-Carcano-Gewehr tatsächlich so schnell (in nicht einmal acht Sekunden) so präzise gefeuert haben, wie die Kommission unterstellte, oder waren doch mehr als drei Schüsse gefallen und somit mindestens zwei Schützen beteiligt gewesen?
- ▷ Welche Schlüsse ließen sich aus Kennedys und Connallys Wunden ziehen?

Die erste Frage war schnell beantwortet: Die Kommission war von Anfang an vor allem vom finsteren FBI-Chef J. Edgar Hoover – einem Intimfeind der Kennedys –, aber auch vom neuen Präsidenten unter Druck gesetzt worden, ihren Auftrag so schnell wie möglich zu erfüllen. Warren, der integre Jurist, lehnte die Berufung an die Spitze der Kommission anfangs sogar ab, akzeptierte dann aber – mit Tränen in den Augen – doch, als Johnson ihn im Weißen Haus energisch in die Pflicht nahm.

Welches Ergebnis man von der Kommission erwartete, hatte Hoover schon kurz nach dem Mord in die Presse lanciert: Das Attentat sei das Werk eines Einzelgängers gewesen.

Das Problem der Schüsse war schon schwieriger. Folgte man der Warren-Kommission, dann hatte Oswald mit dem dritten Schuß sein Ziel verfehlt und statt dessen einen Bordstein erwischt, mit dem zweiten den Präsidenten tödlich am Kopf getroffen und mit dem ersten ein wahres ballistisches Wunder vollbracht.

Wenn nämlich Kennedy zweimal und der vor ihm sitzende John Connally einmal getroffen worden waren, mußte dieses Geschoß

- ▷ Präsident Kennedy im Rücken getroffen,
- ▷ seinen Hals durchschlagen,
- ▷ den Körper an der Vorderseite verlassen,
- ▷ sodann Connally im Rücken getroffen,
- ▷ seine Brust durchschlagen und dabei eine Rippe gebrochen,
- ▷ den Körper unterhalb der rechten Brustwarze verlassen,
- ▷ das rechte Handgelenk durchschlagen und dabei einen Knochen gebrochen,
- ▷ sich dann in Connallys linken Oberschenkel gebohrt haben und dabei so unversehrt geblieben sein, wie es später von der Warren-Kommission als Beweisstück 399 vorgelegt wurde (siehe Graphik).

Einzig und allein mit dieser verwegenen Theorie ließ sich die These von nur drei Schüssen und nur einem Attentäter aufrechterhalten.

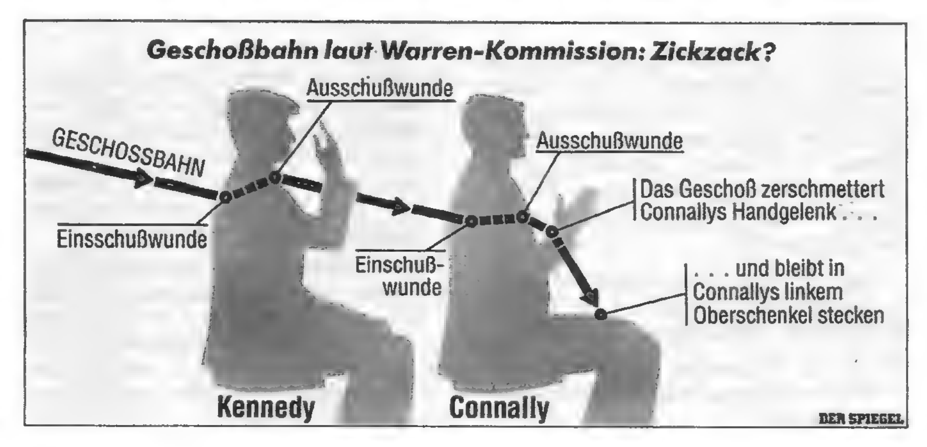
Aber waren wirklich nur drei Schüsse gefallen, hatten nicht mehrere Zeugen vier (einige sogar über 20) gehört?

Waren nicht Kennedys Kopf und Körper beim ersten Schuß nach hinten geflogen, was auf einen Treffer von vorn deutet?

Lagen nicht die Schußlöcher in Kennedys Jacke und Hemd im Rücken *unterhalb* der Stelle, an der das Geschoß nach Darstellung der Warren-Kommission am Hals wieder ausgetreten war?

Hatten nicht die Ärzte im Parkland Memorial Hospital, wohin Kennedy unmittelbar nach dem Attentat gebracht worden war, später erklärt, die Wunde am Hals sei klein und sauber, also wohl eine *Einschuß*wunde gewesen – was ebenfalls bedeutete, daß der Schuß *von vorn* gekommen sein mußte und es einen zweiten Schützen gab? (Leider hatten sie just diese Wunde verändert, um Kennedy mit einem Luftröhrenschnitt künstlich beatmen zu können.)

War nicht Mitfahrer John Connally davon überzeugt, er habe den ersten Schuß – der laut Warren-Kommission



sowohl den Präsidenten wie auch ihn getroffen haben sollte – noch gehört, sich zu Kennedy umgedreht und sei erst dann selbst getroffen worden? Da erst habe er voller Entsetzen ausgerufen: „Mein Gott, sie bringen uns alle um."

Und warum hatte man die Photographien der Kennedy-Autopsie, warum die Röntgenaufnahmen nicht freigegeben, aus denen sich hätte erkennen lassen, ob der Präsident auch von vorn getroffen wurde? Wirklich nur „aus Gründen des guten Geschmacks", wie die Warren-Kommission beteuerte?

Fragen über Fragen, doch mit Antworten konnte die Kommission nicht dienen, allenfalls mit Erklärungen, wie der einstige amerikanische Hochkommissar in Deutschland, John J. McCloy: „Es war von allergrößter Wichtigkeit, der Welt zu beweisen, daß Amerika keine Bananenrepublik ist, deren Regierung durch eine Verschwörung gestürzt werden kann."

Oder mit Mutmaßungen, wie der Abgeordnete Gerald Ford, der später einmal Nachfolger eines John F. Kennedy werden sollte.

Oswald, so trieb Ford Motivforschung, habe sich am Vorabend des Attentats nach einem Krach mit seiner aus Rußland stammenden Ehefrau Marina aussöhnen wollen, doch die habe erklärt, er könne erst dann wieder zu ihr ziehen, wenn er eine Waschmaschine für das gemeinsame Apartment anschaffe. Oswald sei wütend geworden – neuer Ehekrach, und da erst sei bei dem abgewiesenen Ehemann der Mordplan gereift.

Gerade zwei Jahre hatte es gedauert, da schien die Arbeit der Warren-Kommission vollends diskreditiert. 60 Prozent der Amerikaner bezweifelten die Richtigkeit des Reports, 44 Prozent glaubten exakt das, was die Kommission hatte ausschließen wollen: daß John F. Kennedy einer Verschwörung zum Opfer gefallen sei.

Wissenschaftler, Juristen, Politiker und auch die zuvor noch so überzeugte „New York Times" forderten eine Wiederaufnahme des Verfahrens durch eine neue Kommission.

Statt einer Kommission aber bekamen die Amerikaner plötzlich einen leibhaftigen Verdächtigen. Gestützt auf einige fragwürdige Zeugen, beschuldigte Jim Garrison, Oberstaatsanwalt in New Orleans, Anfang 1967 den Kaufmann und einstigen CIA-Informanten Clay Shaw der Verschwörung mit dem Ziel der Ermordung des Präsidenten. Als Hintermänner wollte Garrison „gewisse Elemente" der CIA ausgemacht haben; dem SPIEGEL erklärte er in einem Gespräch: „Kennedy starb im Kreuzfeuer."

Clay Shaw – mit einem Keller voller sadomasochistischer Werkzeuge – mochte abartig gewesen sein, nicht aber kriminell im Sinne der Anklage. Die Jury brauchte gerade 50 Minuten, um ihn freizusprechen, Garrisons Verschwörungstheorie fiel zusammen – und für eine Weile hatten die Hobby-Detektive mit ihrer Fixierung auf eine Verschwörung verspielt.

Kennedy-Brüder Robert, John, FBI-Chef Hoover
Dem Präsidenten die Freundin verboten

Das änderte sich erst im Sommer 1972 mit einem Einbruch ins Hauptquartier der Demokratischen Partei im Watergate-Gebäude in Washington. Da waren, wie sich bald herausstellte, keine Einzelgänger eingestiegen, sondern Handlanger einer Verschwörung an höchster Stelle, die zwei Jahre später – erstmals in der Geschichte der USA – zum Rücktritt eines Präsidenten, des einstigen Kennedy-Rivalen Richard Nixon, führte.

Nach Watergate suchte die Nation nun wieder *alles* aufzuklären – und Ex-Warren-Kommissar Gerald Ford, mittlerweile im Weißen Haus, ging mit gutem Beispiel voran: Er beauftragte einen Ausschuß unter Führung seines Vizepräsidenten Nelson Rockefeller mit einer nochmaligen Überprüfung des Kennedy-Mordes; beide Häuser des Kongresses folgten.

Weder die Rockefeller-Kommission noch der Ausschuß des Senats wurden fündig, und auch die Attentatsforscher des Repräsentantenhauses waren nach 18monatiger Beweiswürdigung (Kosten: 5,8 Millionen Dollar) drauf und dran, sich im wesentlichen die Erkenntnisse der Warren-Kommission zu eigen zu machen. Doch vorher bat man, sicher ist sicher, zehn der Hobby-Detektive nach Washington, um mit ihnen über den besten Weg zur Aufklärung des Attentats zu beraten.

Und die hatten auch in den Zeiten der Baisse nicht aufgegeben, sondern auf der Suche nach geheimnisvollen Attentätern unermüdlich weitergeforscht. Penn Jones jr. etwa, einst Redakteur einer texanischen Provinzpostille, war in Siele und Abwässerkanäle gestiegen und wußte nun, daß gleich *neun* Heckenschützen auf den Präsidenten gefeuert hatten. Das US-Militär, das laut Jones die Macht übernehmen wollte, „hatte vorgesorgt".

Gary Mack wiederum sammelte jedes nur erreichbare Photo, jeden Filmstreifen vom Attentat, die er wieder und wieder kopierte und vergrößerte, kopierte und vergrößerte. Und so wie jemand, der lange auf eine weiße Rauhfasertapete starrt, plötzlich glaubt, bestimmte Figuren zu erkennen, machte Mack auch dort, wo das unverdorbene Auge nur die willkürliche Anordnung von Filmkorn wahrnimmt, Menschen aus, sogar einen Mann in der Uniform der Dallas-Polizei, der gerade vom mysteriösen Grashügel aus sein Gewehr abfeuert – genau das Bild, das Rivele/Turner für ihre Saga von den korsischen Killern brauchten (und das sie, mit Mack als Gast, so präsentierten, als wäre es eben erst aus dem Entwickler gekommen).

Vor allem aber war da die „Dictabelt"-Anlage, jenes Gerät im Polizeihaupt-

DIE NEUE FREIHEIT IN DER SPORT-MODE.

GORE-TEX® BY SCHÖFFEL-SPORTPOWER

Contop, München

Sportbekleidung SCHÖFFEL GmbH, 8930 Schwabmünchen.

Tactel



quartier von Dallas, das den gesamten Sprechfunkverkehr mit den Polizisten im Einsatz automatisch aufzeichnete.

Und eine Mary Ferrell – Dokumentaristin mit der wohl reichhaltigsten Materialiensammlung zum Kennedy-Mord und der Überzeugung, im Oswald-Grab liege ein falscher Oswald – wußte etwas, was der Ausschuß nicht wußte:

Die „Dictabelt"-Anlage hatte auch jene Geräusche gespeichert, die das versehentlich nicht abgeschaltete Sprechfunkgerät eines Krad-Polizisten aus dem Präsidentenkonvoi einspielte.

Anders als die Warren-Kommission beauftragte der Ausschuß des Repräsentantenhauses zwei Akustik-Experten mit der Analyse des Tonsalats, und die erklärten: Mit 95prozentiger Sicherheit sei dem Mitschnitt zu entnehmen, daß vier Schüsse gefallen seien, mithin ein zweiter Schütze auf den Präsidenten gefeuert habe.

John F. Kennedy, so faßte der Ausschuß daraufhin seine Ermittlungen zusammen, sei „wahrscheinlich als Ergebnis einer Verschwörung ermordet" worden. Aber:

„Der Ausschuß sieht sich nicht in der Lage, den zweiten Schützen zu identifizieren oder das Ausmaß der Verschwörung festzulegen."

Das mußte er auch nicht. Denn nun waren die Mord-Forscher nicht mehr zu halten, hatten die Verschwörungstheoretiker Hochkonjunktur – sogar noch, als 1982 die Ernüchterung kam.

Als nämlich nach Mary Ferrell auch Oswalds Witwe Marina wissen wollte, ob in Oswalds Grab wirklich Oswald ruhte, gaben die Behörden ihrem Antrag auf Exhumierung statt. Urteil des Gerichtsmediziners: Oswald ist Oswald.

Und als das Justizministerium die Aufzeichnungen des „Dictabelt" durch andere Akustik-Experten überprüfen ließ, stellte sich heraus: Die Aufnahme war eine volle Minute nach dem Attentat entstanden, als längst keine Schüsse mehr fielen.

Schließlich ergaben Tests mit einem Neutronenbeschleuniger, daß die winzigen im Handgelenk von John Connally verbliebenen Geschoßfragmente eindeutig zum Beweisstück 399 der Warren-Kommission gehören, deren Ein-Geschoß-Theorie also doch stimmen mag.



Mord-Forscherin Ferrell: War Oswald Oswald?

Aber solche Lappalien können die wahren Attentatsforscher – und auch Amerikas Bürger – nicht erschüttern: 1983, zum 20. Jahrestag der Kennedy-Ermordung, wollte das Nachrichtenmagazin „Newsweek" in einer Umfrage wissen, ob sich die Amerikaner möglicherweise eines Besseren besonnen hätten. Irrtum. Nur 11 Prozent der Befragten hielten Lee Harvey Oswald für den alleinigen Täter, 74 Prozent glaubten, er habe nicht allein gehandelt. Verschwörung blieb angesagt.

Allerdings: Während die Mord-Forscher der Vergangenheit in alle denkbaren Richtungen ausgeschwärmt waren und jedes noch so diffuse Phantom gejagt hatten, scheint man sich mittlerweile – mangels besserer Erkenntnisse – auf ein Ziel geeinigt zu haben: Wenn schon Verschwörung, dann Mafia-Verschwörung.

Denn wer, wenn nicht die weltumspannende Mafia, wäre schon in der Lage, ein sorgfältig geplantes Verbrechen so perfekt zu inszenieren und alle Spuren zu verwischen? Wer, wenn nicht die Mafia, könnte Dutzende von Zeugen (laut Penn Jones im Jahre 1983 bereits 188) verschwinden lassen, deren Aussagen die Ermittlungen vielleicht doch noch in eine andere Richtung hätten lenken können.

Marina Oswald glaubt das, die pünktlich zum Jahrestag ein langes Interview gab, und auch David Scheim hat da ganz klare Vorstellungen: Die Entscheidung für den Präsidentenmord wurde von den Paten getroffen, von Carlos





Dallas-Mord-Forscher Jones (mit Assistentin), Mack: Schütze im Siel, Mann im Korn



Der BMW 325i ist ein Automobil, das mit seinen Qualitäten jedem anspruchsvollen Fahrer gefällt.

Die einen schätzen das sportlich abgestimmte Fahrwerk und den „feinen Biß" des Triebwerks. Die anderen schwärmen von der Laufruhe des Reihen-6-Zylinders und dem hohen Fahrkomfort des 325i.

FASZINATION AUF DEN ERSTEN UND DEN ZWEITEN BLICK.

Wer das einzigartige Fahrgefühl in diesem BMW einmal kennengelernt hat, möchte nicht mehr darauf verzichten. Und er wird auch auf den zweiten Blick vieles entdecken, was den 325i besonders faszinierend macht.

Z. B. die Systeme zur umfassenden Information des Fahrers. Wie die Energie-Control, die den momentanen Verbrauch exakt in Liter angibt. Oder die Check-Control, die permanent wichtige Funktionen überwacht und Abweichungen sofort anzeigt.

Die Service-Intervallanzeige, die je nach individueller Fahrweise präzise

den Inspektions- und Ölwechselzeitpunkt ermittelt und anzeigt, gibt es so nur bei BMW. Und weil ein 325i Fahrer perfekt informiert ist, kann er sich besser auf das Wesentliche konzentrieren: auf das souveräne Fahren.

Was BMW Qualität wirklich bedeutet, erfährt der Fahrer eines BMW 325i immer wieder auch noch nach vielen zehntausend Kilometern.

QUALITÄTEN, DIE BEGEHRT SIND.

Denn die in jedem wichtigen Bereich verzinkte Karosserie ist genauso langlebig wie die hochwertige Technik. Schon deshalb wird der 325i auch beim Wiederverkauf gut gefallen. Denn seine Qualitäten sind gefragt.

BMW 325i.
Kauf, Finanzierung, oder Leasing – Ihr BMW Händler ist der richtige Partner.

BMW in Btx ★ 20900 #



Freude am Fahren

Marcello in New Orleans, von Sam Traficante in Tampa, Florida, vermutlich sogar in einem großen Konklave.

Denn die Mafia (Mob) hatte allen Grund, die Kennedys zu hassen, die

- ▷ gar nicht daran dachten, sich dafür erkenntlich zu zeigen, daß es erst die Hilfe der Mobster – in Illinois – gewesen war, die 1960 Kennedys hauchdünnen Wahlsieg gesichert hatte;
- ▷ sich erdreistet hatten, Marcello nur wenige Monate nach der Vereidigung des Präsidenten verhaften und nach Guatemala deportieren zu lassen;
- ▷ härter gegen das organisierte Verbrechen durchgriffen als je eine US-Regierung zuvor – „Bobby" verdoppelte die Personalstärke der einschlägigen Abteilungen seines Ministeriums, das nun nicht mehr nur gegen 40, sondern gegen mehr als 2000 Mobster Prozesse vorbereitete und allein im ersten Halbjahr 1963 dreimal so viele Verurteilungen erreichte wie 1960, dem Jahr vor Kennedys Amtsantritt;
- ▷ im Begriff waren, sich mit jenem Fidel Castro zu arrangieren, der den Mobstern ihr milliardenschweres Kasino- und Bordellgeschäft auf der Zuckerinsel zerschlagen hatte;
- ▷ sich anschickten, das gerade begonnene Engagement in Südostasien durch den Abzug von 1000 Amerikanern aus Vietnam wieder zu beenden, noch bevor die Mafia dort ihr Drogengeschäft richtig aufgezogen hatte.

Im Grunde, so Scheim, ging es ihnen vor allem darum, ihren Intimfeind Robert Kennedy aus dem Weg zu räumen, aber dann – so Marcello in einem Gespräch mit Vertrauten – würde der Präsident eben einen neuen, ähnlich scharfen Justizminister benennen. „Wenn man dem Hund nur den Schwanz abschneidet, wird er dich trotzdem weiter beißen" – aber er wäre tot, wenn man ihm den Kopf abschnitte.

Gleichwohl, meint Scheim, hätten sich die Mafia-Bosse – welche die Todesstrafe im allgemeinen nur für Ihresgleichen reservieren – kaum am Präsidenten der Vereinigten Staaten vergangen, wenn der nicht „eine tragische persönliche Schwäche" gehabt hätte – seine „legendären Freiübungen im Weißen Haus, einmal angeblich sogar in Lincolns Bett mit einer Mitarbeiterin des Nationalen Sicherheitsrates" („Time").

Der „womanizer" Kennedy machte auch nicht halt vor der schönen Judith Campbell, die ihm vom Mafia-Freund Frank Sinatra zugeführt wurde, die bald



Kennedy-Gegner Traficante
Begab sich der Präsident auf eine Ebene ...





... mit den Gangstern?: **Kennedy-Gegner Marcello, -Freundin Exner (1960)**

Canon EOS. Das Autofokus-System der Zukunft.

Die Garantie für Spitzenfotos. Ganz einfach und von Anfang an.

Canon EOS: der logische Vorsprung einer genialen Idee. Lassen Sie sich begeistern. Erleben Sie eine Reflexkamera, die außergewöhnliche Automatikfunktionen bereits eingebaut hat.

- Mit Automatikfunktionen zum Anwählen – für faszinierend einfache Bedienung.
- Automatisches Scharfstellen durch Canon-Autofokus. Superschnell, mit Blitz sogar bei Nacht.
- Schärfe nach Maß für jeden Bildbereich durch Meßwertspeicherung.
- Intelligente Programmautomatik für Spitzenfotos von Anfang an.
- Schärfentiefe-Automatik, Mehrfachbelichtung, Programm-Shift und Belichtungsvarianten-Automatik (EOS 620).

Internationale Auszeichnungen für die EOS 650 beweisen die außergewöhnliche EOS-Technologie:

Kamera des Jahres in Europa '87/'88.

Europäischer Innovationspreis '87/'88

CAMERA GRAND PRIX '87

Die vielseitige EOS-Modellpalette mit umfangreichem System-Zubehör (3 High-Tech-Blitzgeräte und 15 EF-Hochleistungsobjektive) bietet Zukunftstechnologie für jeden Anspruch. Canon EOS 650 – die meistverkaufte Spiegelreflex 1987 wartet auf Sie bei Ihrem Fotohändler. Informationen auch von Canon Euro-Photo GmbH, Siemensring 90-92, D-4156 Willich 1.

Canon EOS

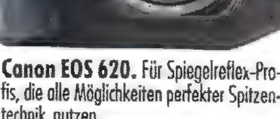
Canon EOS 850. Für Leute, die mit Spiegelreflexkomfort ganz einfach perfekt scharfe Bilder wollen.
Mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm
DM 748,–*

Canon EOS 750. Für Freaks, die Spiegelreflextechnik mit eingebautem Blitzkomfort schätzen.
Mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm
DM 848,–*

Canon EOS 750 Quartz Date mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm **DM 948,–***

Canon EOS 650. Für Spiegelreflex-Individualisten, die jede Aufgabe und Situation meistern wollen.
Mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm
DM 998,–*

Canon EOS 650 Quartz Date mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm **DM 1098,–***



Canon EOS 620. Für Spiegelreflex-Profis, die alle Möglichkeiten perfekter Spitzentechnik nutzen.
Mit Original-Canon-Objektiv EF 1,8/50 mm
DM 1298,–*



Dieses Original-Canon-Sicherheitssiegel auf den Canon Verkaufsverpackungen schützt Sie vor Angeboten aus nichtautorisierten Importen und garantiert Ihnen die Original-Canon-Serviceleistung.

* Unverbindliche Preisempfehlung von Canon Euro-Photo GmbH für Canon-Kameras mit Original-Canon-Sicherheitssiegel

vwi



Attentatsopfer Robert Kennedy 1968: War die Mafia am Drücker?

darauf aber auch der Pate Sam Giancana für sich reklamierte.

Zwar brach Kennedy die Affäre nach einer Intervention von FBI-Hoover ab, doch er hatte sich, meint Scheim, auf dieselbe Ebene mit den Gangstern begeben, nun konnten sie ihn behandeln wie einen der Ihren.

Einen Großteil der Attentatsvorbereitung überließen sie offensichtlich einem Mann vor Ort: Jack Ruby, Chef des „Carousel Club“ in Dallas.

Kaum waren, am 23. April 1963, Kennedys Reisepläne für den November bekannt geworden, da entfaltete Ruby – wie David Scheim beim Studium der Fernsprechrechnungen ermittelte – eine geradezu hektische Telephonitis. Und da auf amerikanischen Telephonrechnungen sämtliche Ferngespräche detailliert aufgeführt werden, konnte Scheim auch feststellen, mit wem Jack Ruby in Kontakt gewesen war: mit Mafiosi überall in den Vereinigten Staaten.

Was im einzelnen Ruby arrangierte, wie der Mob das Attentat ausführte – das stand nicht in den Unterlagen, die Scheim zu seinem Mosaik zusammenfügte. Dafür hat er – Stoff für das nächste Buch? – aber gleich eine weitere Verschwörung aufgedeckt: Die Mafia war auch am Drücker, als, knapp fünf Jahre nach den Schüssen von Dallas, Robert Kennedy erschossen wurde: Da war er auf dem Weg ins Weiße Haus – und das galt es zu verhindern.

Auch Steve Rivele, dessen Pariser Verlag nach der Alibi-Pleite mit den korsischen Killern die Veröffentlichung seines Buches „Die Kennedy-Mörder“ ablehnte, wird sich möglicherweise bald einer neuen, alten Verschwörung zuwenden: Ursprünglich nämlich hatte er die Verbindungen aufdecken wollen zwischen den Mördern John F. Kennedys und den Attentätern, die 1961 den kongolesischen Premier Patrice Lumumba umbrachten.

Bleibt noch das Attentat auf den Papst . . .

Da lobt man sich den WDR, der in seinem Dritten an sechs Abenden ein Stück aus der Heimat von Sherlock Holmes ausstrahlt: „Angeklagt: Lee Harvey Oswald“.

Den symbolisiert zwar nur ein leerer Stuhl, aber Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Zeugen und sogar die Geschworenen sind echt, wurden für die Aufnahmen aus den USA eingeflogen nach London. Es geht beinahe so spannend zu wie bei Perry Mason – und wie bei Perry Mason siegt, natürlich, die Gerechtigkeit: Die Jury spricht sich mehrheitlich für die Alleintäterschaft des Angeklagten Lee Harvey Oswald aus.

Wie auch, ein weiteres Mal, die US-Regierung. Mit der Feststellung, daß es „keinen überzeugenden Beweis“ für eine Verschwörung gebe, stellte das Justizministerium bereits im September sämtliche Ermittlungen im Falle John F. Kennedy ein. ◆

Much love

Als Pensionär wird Ronald Reagan in Bel Air, einem Nobelviertel von Los Angeles, wohnen – unter Millionärs-Freunden.

Der Maler, der die Porträts des Präsidentenpaares in Öl verewigen soll, ist bestellt. Der Ghostwriter, der Nancy Reagans Tagebuch in eine Bestseller-Biographie umschreiben wird, ebenfalls. Der Buchvertrag mit dem New Yorker Verlag Random House ist schon unterzeichnet.

Das Modell eines „Ronald-Reagan-Erinnerungszentrums“, einer sogenannten Presidential Library, steht im Büro der Reagan-Stiftung zu Los Angeles, Baubeginn wird noch vor Jahresende sein. Ein Büro im 33. Stock des Fox Plaza Tower, in dem der Ex-Präsident gelegentlich arbeiten will, ist angemietet.



Reagans Alterssitz in Bel Air: „Wird unser Viertel nun zum Zoo?“

Ronald Reagan läßt planen und packen für die Heimkehr in jenen Staat, in dem er seine Karriere begann – als Schauspieler in Hollywood, antikommunistischer Propagandist, Gouverneur, Vertrauter von rechten Finanziers, Verlegern und Industriellen. Sie wollen ihren Schützling auch als Pensionär verwöhnen.

Eine Villa im Reichen-Getto Bel Air von Los Angeles, die rund 20 Reagan-Freunde, darunter der Auto-Großhändler Holmes Tuttle, schon 1986 für 2,5 Millionen Dollar gekauft haben, steht bezugsbereit, die Sicherheitsarbeiten sind abgeschlossen: Fernsehkameras observieren das Gelände, Sensoren an den Zäunen melden Eindringlinge an das Wachhäuschen am Tor.

Das Präsidentenpaar, Astrologen zugeneigt und abergläubisch, hat die Schilder mit den Hausnummern austauschen lassen. Die Reagans wohnen künftig an der St. Cloud Road im Haus mit der Nummer 668 und nicht – wie die Vorbesitzer – Nummer 666, weil dieser Zahlenkombination satanische Bedeutung nachgesagt wird.



Ehepaar Reagan: Bald hinter Gummibäumen

Je näher das Ankunftsdatum des Mannes aus Washington rückt, um so intensiver stellen sich die Reagan-Nachbarn vor allem eine Frage: „Wird unser Viertel nun zum Zoo?“

Ein Finanzier aus der Nachbarschaft erinnert sich an „das schreckliche Durcheinander“, als der Präsident einmal zum Dinner kam: Hubschraubergeknatter über dem Dach, Secret-Service-Leute, die dem Bel-Air-Bewohner die Zufahrt zu seinem eigenen Grundstück verwehren wollten, „obwohl ich in meinem Rolls-Royce-Cabriolet saß“.

Noch gibt sich die exklusive Bürgervereinigung Bel Air Citizen Association mit ihren 1800 Villenbesitzern ungewöhnlich gelassen und geduldig: „An VIPs haben wir hier nie Mangel gehabt“, sagt Elaine Gerdau, die Managerin, „Prominenz war für uns nie ein Problem.“

Vorausblickend jedoch verkaufte Bettina Bancroft Klink, eine Dow-Jones-Erbin, deren Vermögen auf 225 Millionen Dollar geschätzt wird, ihr Reagan-nahes Anwesen. Ihr Argument: „Die machen die Nachbarschaft kaputt.“

Damit meint sie nicht allein die Polizeitruppen, die nahezu unentwegt durch Bel Air patrouillieren werden, sondern vor allem die Touristenscharen, die, so ein Mitglied des feinen Bel Air Country Club, „hier bald wie Elefanten herumstampfen dürften“.

Juden, Schwarze und Chinesen, die noch vor wenigen Jahrzehnten in Bel Air Grundstücke nicht erwerben konnten, mußte die örtliche Bel-Air-Elite inzwischen hinnehmen – Schwarz und Weiß sind vereint in dem Bewußtsein, so reich zu sein wie nur wenige Menschen in Amerika.

Sie können sich Privatmaschinen vom Typ Boeing 737 leisten, sehen sich Filme in ihren unterirdischen Kinos an und halten sich in ihren eigenen Turnhallen fit. Sie lassen weder Werbeplakate, Tankstellen noch McDonald's-Imbißbuden zu. Aber Hinweistafeln warnen: „Armed Response“, auf Eindringlinge wird geschossen.

„Wer sagen kann, ich wohne in Bel Air“, meint John Aaroe, Manager der auf feine Kundschaft und hohe Preise spezialisierten Immobilienfirma Douglas Properties im nahen Beverly Hills, „muß nichts mehr hinzufügen.“

Die Mehrheit der Liegenschaften wird so um die sechs Millionen Dollar gehandelt, obschon es sich oft nur um Sommerresidenzen handelt. Eines der Nachbargrundstücke zum Reagan-Besitz ging sogar für 13,5 Millionen Dollar weg, ein zweites im März für 14,7 Millionen, immerhin mitsamt Inneneinrichtung. Eineinviertel Prozent des Kaufpreises sind jährlich an Grundsteuern fällig. Ohne Gärtner, Zofe und Wachmann, addiert

Die Antwort:



8086-Prozessor

640 KB RAM

30 MB Festplatte

VGA-Grafik

3½"-Laufwerk

5¼"-Adapter

Maus

Windows 2.03

PC 2086/30

DM 4.999,– unverbindliche Preisempfehlung



AMSTRAD PC 2086: 12 Modelle ab DM 2.499,– (unverb. Preisempf.). Personal Computer, Textsysteme, Drucker und Monitore. AMSTRAD GmbH, Robert-Koch-Straße, 6078 Neu-Isenburg.

Makler Aaroe, „kommt man natürlich nicht zurecht“.

Die Nachfrage nach den Besitzungen an den mit Zitronen- und Orangenbäumen, Palmen und kurzgeschorenem Rasen gesäumten Straßen, die „Siena“ heißen, „Chantilly“ oder „Perugia“, ist weit größer als das Angebot. Selbst während der Rezession vor sieben Jahren blieben die Grundstückspreise laut Makler Aaroe „relativ stabil“, denn „die Leute, die hier wohnen, müssen nicht gleich verkaufen, wenn es an der Börse wackelt“.

Zu ihnen zählen etwa Lloyd Cotson, der mit dem Neutrogena-Kosmetikkonzern schwer verdient hat, oder TV-Produzent Jerry Perenchio, dessen Vermögen auf 400 Millionen Dollar geschätzt wird. Scheinwerferlicht erhellt nächtens xikanischen und philippinischen Gärtnern, die das unendliche Rasenreich immerfort maniküren, lassen auf die Anwesenheit der Reichen schließen.

Einfache US-Bürger treibt weniger der Neid zum Besichtigen der Luxussiedlung als Neugierde auf das Leben jener, die den amerikanischen Traum realisieren konnten. Zu Dutzenden stehlen die Besucher die Warntafeln der Polizei, die vor den Millionärsquartieren stehen und verkünden: „Protected by Bel Air Patrol“.

Was sich tatsächlich hinter Gummibäumen und Mauern, Rosensträuchern und Palmen ereignet, wissen nicht einmal Klatschblätter wie der „National Enquirer“ oder „People“: Die Reichen von Bel Air schützen ihren Alltag wie Staatsgeheimnisse.



Eingang zum Reichen-Getto Bel Air: Geschützt wie Staatsgeheimnisse

die Einfahrt zum Anwesen von Elizabeth Taylor, die jeden Besucher über Fernsehkameras observieren läßt.

Wie alle Bel-Air-Bewohner hat sie „Angst vor Einbrechern“ – verständlich. Denn in antiken Rahmen hängen an den Wänden ihres Wohnraums Gemälde von Degas, Monet, Utrillo und Frans Hals. In einer Diele, die zum Eßzimmer führt, schmückt ein Warhol („Elizabeth“) mit der Widmung „To Elizabeth with much love“ die Wand.

Bisher verharren die Touristen-Kleinbusse der „Hollywood Tours“ zwar vor dieser oder jener Villa („Hier hat Alfred Hitchcock gelebt, dort Cary Grant, hier Jerry Lewis, dort Howard Hughes, hier Henry Fonda“), doch kaum je ist eine Bel-Air-Bewohnerin wie Elizabeth Taylor leibhaftig zu entdecken.

Die Bel-Air-Straßen wirken meist wie ausgestorben. Lediglich die Lieferwagen der Catering Services, die Hummer- und Kaviarhäppchen für die Champagner-Stunde anliefern, sowie Scharen von me-

Und wer in dieser Society nicht zum Aussätzigen werden will, hält sich an die ungeschriebenen Gesetze. Photographen etwa „sind hier unerwünscht, auch in unserem Hotel“, sagt George Goeggel, einer der Manager des Bel Air Hotel, „unsere Gäste wollen anonym bleiben und ihre Ruhe haben“.

In diesem Hotel, das der Schwester des ehemaligen Silber-Fürsten Bunker Hunt, Caroline Rose Hunt, gehört, heiratete einst die Reagan-Tochter Maureen. Jetzt hocken dort die Reagan-Vertrauten beim sonntäglichen Brunch zusammen – schon vor der Rückkehr ihres Chefs.

Hoch oben auf seinem Pensionärshügel, dessen sind Reagans Freunde schon heute gewiß, wird der Ex-Präsident nicht untätig bleiben.

In seiner Villa soll ein Tonstudio eingerichtet werden, damit Ronald Reagan dreimal wöchentlich der Nation über Rundfunk seine Gedanken zu politischen Ereignissen mitteilen kann. ◆

IRAN

Frucht der Vernunft

Die revolutionären Scharfmacher wurden zurückgedrängt, die Ajatollahs suchen den Ausgleich mit dem Westen.

Vize-Außenminister Laridschani wandte sich an die „Freunde in Europa und anderswo in der Welt". Als sei der Iran seit jeher nur ein Hort der Vernunft und des Augenmaßes gewesen, rief er sie auf, sich für den Fortgang der stagnierenden Friedensverhandlungen mit dem Kriegsgegner Irak einzusetzen.

Der mächtige Parlamentspräsident Hodschatolislam Rafsandschani, oberster Befehlshaber aller Streitkräfte, ging noch weiter aus sich heraus: „Wir schütteln jedem die Hand, der darauf Wert legt", gelobte er, „wir sind ganz auf Frieden eingestellt."



Parlamentspräsident Rafsandschani
„Wir schütteln jedem die Hand"



Ministerpräsident Mussawi
Neue Richtungskämpfe

Noch vor wenigen Monaten wären derart sanfte Töne iranischer Mullahs noch unvorstellbar gewesen; sie hätten daheim sofort Protestdemonstrationen gegen die ketzerischen Abweichler vom reinen, harten Revolutionskurs ausgelöst.

Doch jetzt, nach dem Waffenstillstand im Golfkrieg und dem Zusammenbruch der iranischen Kriegsanstrengungen, scheint die Führung in Teheran gewillt, sich mit der eigenen vom Krieg erschöpften Bevölkerung, den arabischen Nachbarn und dem Westen in gutes Einvernehmen zu setzen.

Kriegstreiber und religiöse Eiferer verlieren an Boden, friedenswillige Pragmatiker, die sich bisher zurückhalten mußten, sehen ihre Stunde gekommen und kämpfen um die Macht. „Wir stehen vor einem Wendepunkt", erklärte Rafsandschani.

Die Islamische Republik, die bis vor kurzem außer Syrien, Nordkorea und China weltweit kaum Freunde hatte – und darauf stolz war –, startete an allen Fronten eine diplomatische Offensive.

Dem zu Besuch in Teheran weilenden ungarischen KP-Chef Károly Grósz erklärten die Iraner, sie wünschten Freundschaft zu den sozialistischen Ländern – bis dahin hatten sie den Sowjets deren Waffenlieferungen an den Irak verübelt.

Auch notleidende Kontakte mit Westeuropa wurden reaktiviert: Paris und Teheran tauschten plötzlich wieder Botschafter aus, französische Geiseln kamen in Beirut aus den Verliesen pro-iranischer Milizen frei.

Ohne Vorleistung verzichtete Teheran auf drei bis dahin gestellte Bedingungen für eine Verbesserung seines Verhältnisses zu Paris: Rückzahlung eingefrorener Guthaben in Höhe von einer Milliarde Dollar, Verbot der politischen Tätigkeit iranischer Regimegegner in Frankreich und Einstellung der französischen Waffenlieferungen an den Irak.

Die Franzosen revanchierten sich, indem sie ein Verbot für Erdölimporte aus der Ajatollah-Republik aufhoben.

Etwas schwieriger gestaltete sich die Annäherung an Margaret Thatchers Regierung. Doch fast sofort nach der von Revolutionsführer Chomeini angeordneten Annahme der UN-Waffenstillstandsresolution durch den Iran setzte auch hier Tauwetter ein.

Der stellvertretende Außenminister Laridschani reiste nach London – es war der ranghöchste Besuch aus Teheran seit dem Sturz des Schah vor neun Jahren. Außenminister Geoffrey Howe konferierte in New York mit seinem iranischen Kollegen Ali Akbar Welajati. Bis zum Jahresende wollen beide Länder wieder Botschafter austauschen.

„Was ist mit den Mullahs los?" fragte irritiert die „Stimme Amerikas". Die Erklärung ist einfach: Der Iran muß nach



Rover 827 Vitesse (Abb.) V-6 Leichtmetallmotor (24 Ventile), 2656 cm³, 124 kW (169 PS), 212 km/h, von 0 auf 100 in 8,4 Sek. Serienmäßig u. a. ABS, 3-Wege-Katalysator, geschwindigkeitsabhängige Servolenkung, elektr. Glas-Schiebe-Hebedach, elektr. Fensterheber vorn und hinten, Radio/Cassettenanlage mit 8 Laut-

Es gibt Automobile, die lassen auch ein wenig von der sportlichen Haltung ihrer Fahrer erkennen.

Zugegeben: In gewissen Momenten ist der drängende Wunsch nur schwer zu zügeln, die Leistungsreserven der 2,7-l-Maschine des neuen Rover Vitesse einmal so richtig voll auszukosten. Wartet der kraftvoll schnurrende 24-Ventil-6-Zylinder unter der langgestreckten Haube nicht nur

sprechern, Zentralverriegelung, elektr. verstellbarer Fahrersitz, Alarmanlage, beheizbare elektr. verstellbare Außenspiegel. Auch als 820 Si mit 4-Zyl.-Reihenmotor (16 Ventile), 3-Wege-Katalysator, 1982 cm³, 98 kW (133 PS), 199 km/h und eigener Serienausstattung. Austin Rover Deutschland GmbH, 4040 Neuss 1

auf den Befehl loszulegen? Sind die Zeiger der Instrumententafel nicht schon auf dem Sprung? Rücken die sportlich-stützenden Sitze den Fahrer nicht wie von selbst in Startposition? Doch dann erinnert man sich mit einem Lächeln, daß man dieses englische Automobil ja gewählt hat, weil es in faszinierender Weise



das verkörpert, was man von einer sportlichen, luxuriösen Limousine erwartet: souveräne Zurückhaltung. Man entspannt und gleitet sanft dahin. Man weiß ja, daß man anders kann.

Rufen Sie uns doch an: 

Telefon: 0211/579944.

ROVER 800 SERIE

Mehr Sein als Schein



dem Krieg mit Hochdruck an den Wiederaufbau seiner zerstörten Wirtschaft gehen. Dabei braucht er die Hilfe des Westens, auch wenn manche islamischen Puritaner ausländische Investitionen als ein Grundübel aus der Schah-Zeit verabscheuen.

Beim Freitagsgebet in der Teheraner Universität erklärte Staatspräsident Ali Chamenei vor kurzem: „Wir können die Frage des Wiederaufbaus nicht um hundert Jahre verschieben. Wenn wir schnell handeln wollen, dann kann es sein, daß unsere eigenen Ressourcen nicht immer ausreichen. In diesen Fällen werden wir ausländische Quellen nutzen."

Auf der vor wenigen Wochen zu Ende gegangenen Internationalen Teheraner Handelsmesse durften erstmals wieder Wirtschaftsunternehmen aus 34 Ländern teilnehmen, vorwiegend aus dem Westen.

Um die Atmosphäre für die erhoffte engere Zusammenarbeit zu bereinigen, lassen sich die Teheraner Machthaber auch im kulturellen Bereich zu bisher undenkbaren Gesten herab. So erlaubte das in „Ministerium für islamische Führung" umgetaufte Informationsministerium dem Staatsfernsehen, westliche Kulturfilme auszustrahlen. Persische Übersetzungen bisher verdammter „dekadenter Literaturerzeugnisse" wie die Werke von Guy de Maupassant, Charles Dickens und sogar von dem als besonders frivol empfundenen Ernest Hemingway wurden zum Verkauf freigegeben.

Um das Verhältnis zu dem lange angefeindeten amerikafreundlichen Ägypten zu bessern, schickten die Iraner ein paar Dutzend der auf 20 000 geschätzten ägyptischen Kriegsgefangenen nach Hause, die Gastarbeiter im Irak gewesen waren und sich zur irakischen Armee gemeldet hatten.

Und in den Golfstaaten erklärten Abgesandte des iranischen Außenministeriums, Iran gedenke in Zukunft auf den Export seiner Revolution mit gewaltsamen Methoden zu verzichten.

Auch im Innern deutet sich eine behutsame Liberalisierung an. Geheimdienstchef Reischahri kündigte die Zulassung politischer Parteien und eine Amnestie für „festgenommene Mitglieder extralegaler Gruppen" an.

Die Wende vollzog sich nicht ohne Widerstand. Noch sind die radikalen, isolationistischen Religionsführer nicht zum neuen Kurs bekehrt. In Teheran gibt es Anzeichen für weitere Richtungskämpfe.

Ministerpräsident Mir Hussein Mussawi, Ajatollah Montaseri (der designierte Nachfolger Chomeinis) und Innenminister Mohtaschemi gelten als Chefs der Ultras.

Das Lager der Gemäßigten wird von Rafsandschani angeführt. Erst nachdem Chomeini öffentlich zum Friedensschluß aufgerufen hatte, wagte auch Staatspräsident Ali Chameini, sich ein-



Richter Chalchali
Was ist mit den Mullahs los?

deutig dem Lager der Kriegsgegner anzuschließen. Sogar Blutrichter Chalchali, verantwortlich für Hunderte von Hinrichtungen in den ersten Jahren des Mullah-Regimes, entdeckte plötzlich die „Früchte der Vernunft". Der Wiederaufbau der Heimat habe jetzt Vorrang.

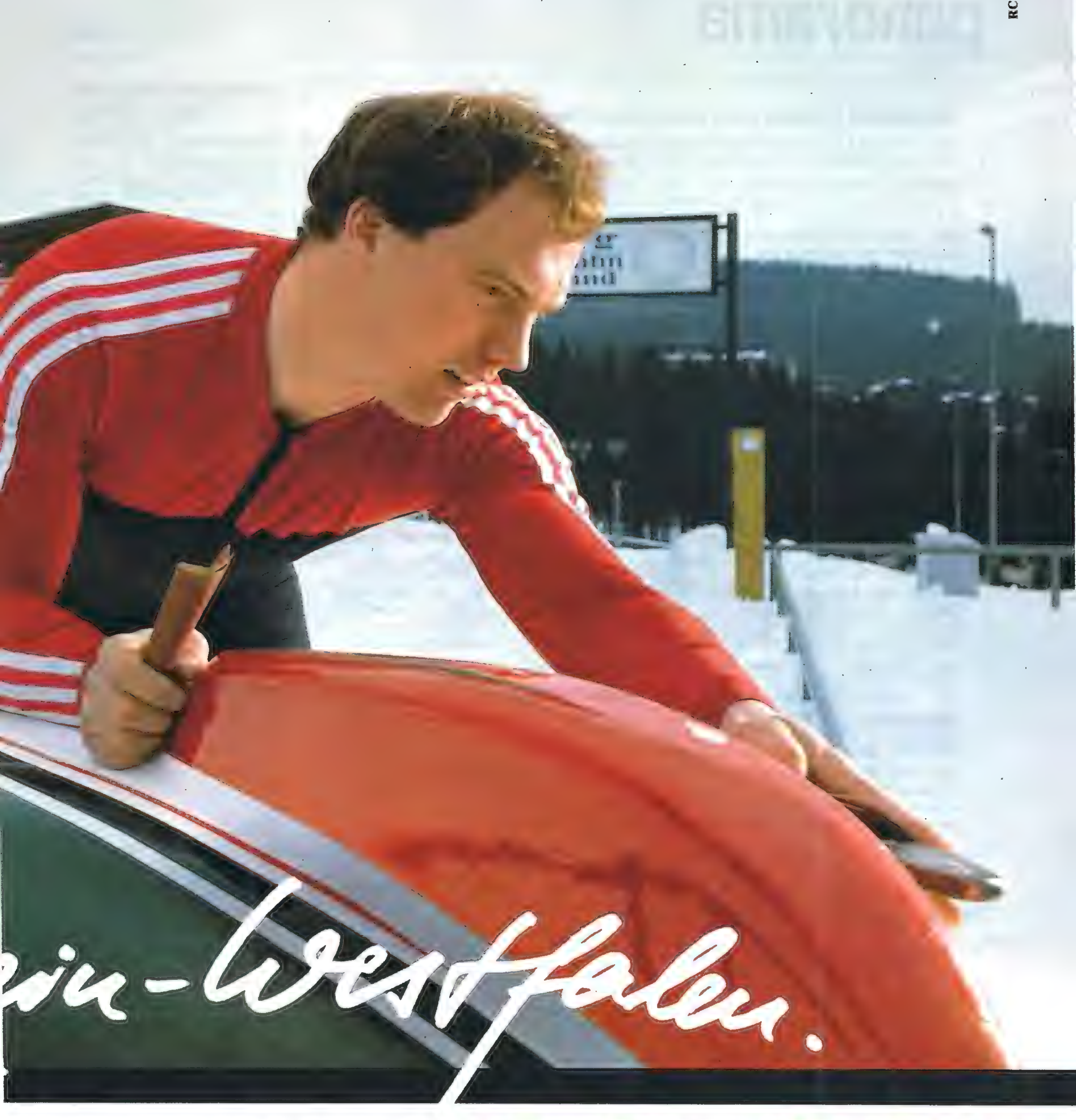
Der Frieden soll nun nach Chomeinis und Rafsandschanis Willen die Wirtschaft rasch in Schwung bringen. Der greise Vater der Nation verfügte, den privaten Sektor künftig zu stärken und vermehrt Konsumgüter aus dem Ausland zu importieren.

Westliche Experten rechnen mit der Vergabe von Aufträgen im Gesamtwert von über 250 Milliarden Dollar für das nächste Jahrzehnt. „Die Iraner müssen nur mit ihren Liquiditätsschwierigkeiten fertigwerden", hofft ein französischer Bauunternehmer in Teheran.

Das ist nicht ganz einfach: Die Ölpreise sind niedrig, die von der Opec zugestandene Förderquote reicht für den Finanzbedarf nicht aus, mit der Aufnahme von Krediten will sich der fast schuldenfreie Iran zurückhalten.

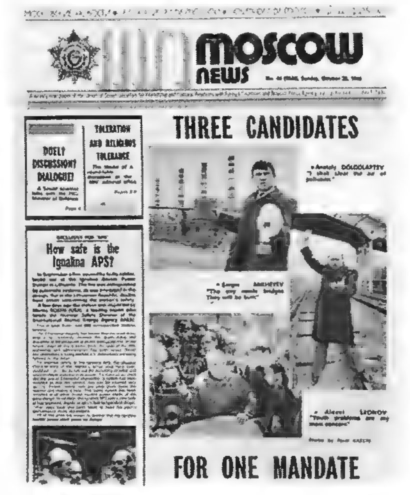
Die Lage könnte sich schnell verbessern, wenn sich die Beziehungen zum „großen Satan" Amerika normalisierten. Gralshüter der Revolution beschwören den Imam Chomeini, ihnen diese bittere Pille zu ersparen. Ministerpräsident Mussawi: „Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit den USA wäre ein Verrat an den Prinzipien der islamischen Revolution."

Doch die Verlockung ist groß. Nach einer Aussöhnung könnte Washington eine bislang eingefrorene Summe von neun Milliarden Dollar freigeben und dadurch den Wiederaufbau des Landes erheblich beschleunigen. Die Gegenleistung fiele Teheran leicht: Im Libanon halten Schiiten noch immer neun amerikanische Geiseln gefangen. ◆


ein-Westfalen.

Sowjetische Wahlen nach westlichem Muster

Das politische Leben in der Sowjet-Union wird immer stärker von der Perestroika geprägt. Erstmals bewarben sich zwei Kandidaten um den Einzug ins Sekretariat des Zentralkomitees einer Teilrepublik – mit einem überraschenden Ergebnis: Statt des angetretenen ZK-Apparatschiks wählte das lettische Zentralkomitee den Vorsitzenden des regionalen Kulturkomitees, Iwar Kesbers. Die englischsprachige „Moscow News" berichtete vergangene Woche sogar über einen echten Wahlkampf, der – nach dem neuen, noch nicht rechtskräftigen Wahlgesetz abgehalten – am 29. Oktober im Hauptstadtvorort Ljuberzy zu Ende ging. Zum ersten Wahlgang waren gleich drei Kandidaten für den Sitz im Obersten Sowjet der Russischen Föderation angetreten. Doch kein Bewerber erreichte den vom Gesetz vorgeschriebenen 50prozentigen Stimmenanteil – bei drei oder mehr Kandidaten eine schwer zu überwindende Hürde. In der vom Gesetz gar nicht vorgesehenen Stichwahl warben die beiden Bewerber mit den meisten Stimmen dann ganz nach westlichem Muster mit Lautsprecherwagen, Plakaten und sogar mit kleinen Geschenken um die Gunst der Wähler. Anatolij Dolgolaptew, 39, („wohnt in einer Gemeinschaftswohnung, seine Kinder besuchen dieselbe Schule wie eure") gab sich populistisch. Wer ihn wähle, stimme für Perestroika, verkündeten seine Plakate. Sein Gegner, Sergej Michejew, 50, hielt es dagegen mehr mit den traditionellen Werten („der würdigste Kandidat") – und gewann. Die Tageszeitung „Sowjetskaja Rossija" notierte Vandalismus: „Es kam vor, daß gegnerische Plakate abgerissen wurden." Und noch eine westliche Unsitte übernahmen die Sowjets schon im ersten Anlauf – sie kamen mit dem Geld nicht aus. 1800 Rubel (rund 5400 Mark) hatte der Moskauer Gebietssowjet für den Wahlkampf eingeplant (das Gesetz verpflichtet den Staat zur Kostenübernahme). Es entstanden jedoch Mehrkosten in bislang unbekannter Höhe, die von den Betrieben der beiden Bewerber gedeckt wurden. „Man kann sich vorstellen, daß in einem richtigen Wahlkampf Arbeitsausfall und Unkosten sehr hoch sein werden", warnte „Sowjetskaja Rossija". „Da muß das Gesetz noch volle Klarheit schaffen."



MOSCOW NEWS

THREE CANDIDATES

TOLERATION AND RELIGIOUS TOLERANCE

How safe is the Ignalina APS?

FOR ONE MANDATE

Wahlkampfbericht in „Moscow News"

Dalai Lama will mit Peking verhandeln

Bereits im Januar könnte es in Genf zu Tibet-Verhandlungen kommen. Nach Peking hat sich nun auch der seit fast 30 Jahren im indischen Exil lebende tibetische Gottkönig, der Dalai Lama, Gespräche über die Zukunft seines Landes angeboten. Es wäre der erste persönliche Kontakt des Dalai Lama mit der Besatzungsmacht, die sich 1951 das Himalaja-Königreich einverleibte. Bislang hatte die von Peking strikt abgelehnte Forderung nach Selbstbestimmung der Tibeter eine Verhandlungslösung für die 1965 gegründete, von inneren Krisen geplagte „Autonome Region Tibet" stets verhindert. Seit aber der Dalai Lama im vergangenen Juni erklärte, er fordere nur noch die interne Selbstbestimmung seiner Heimat und wolle deren Außenpolitik und die Verteidigung Peking überlassen, haben sich beide Seiten einer Lösung des Tibet-Problems genähert.

US-Demokraten setzen auf Bentsen

Amerikas Demokraten, die schon vor der Präsidentenwahl am Dienstag dieser Woche den Glauben an einen Erfolg ihres Kandidaten Michael Dukakis verloren hatten, setzen bereits auf einen neuen Hoffnungsträger – Dukakis-Vize Lloyd Bentsen. Dessen Wiederwahl als Senator von Texas gilt auch dann als sicher, wenn die Republikaner den Kampf ums Weiße Haus gewinnen. Da die Reagan-Partei wohl keine Mehrheit im Senat gewinnen wird, würde Bentsen Vorsitzender des mächtigen Finanzausschusses bleiben. Auf die Verwirklichung von Wahlkampfversprechen des aussichtsreichen Reagan-Nachfolgers George Bush, etwa die Senkung der Kapitalertragssteuer, hätte Bentsen dann wesentlichen Einfluß. Der sonst kooperative Senator hat bereits Opposition angekündigt: Er warnte Bush, niemand könne sich auf ein Wählermandat berufen, „der einen derart negativen Wahlkampf geführt hat".



Bentsen

Paris: Seeraketen bald auch an Land?

Neue Atomraketen mit Mehrfach-Sprengköpfen sollen Frankreichs 18 veraltete Mittelstreckenraketen S-3D auf dem Plateau d'Albion ersetzen. Statt des mobilen Nachfolgemodells S-4, das im Krisenfall unauffindbar im französischen Straßennetz verschwinden sollte, werden nun einer in Silos aufgestellten, billigeren Landversion der U-Boot-Rakete M-4 größere Chancen eingeräumt. Die M-4 kann ihre sechs Sprengköpfe (Sprengkraft je 150 Kilotonnen) auf ein 5300 Kilometer entferntes, bis zu 20 000 Quadratkilometer großes Zielgebiet verschießen. Dank der bislang auf zwei U-Booten stationierten M-4 verfügt Paris demnächst über 500 seegestützte strategische Atomsprengköpfe.



Teststart einer M-4



Briten-Prinz Charles, farbige Briten (in Derby): „Verzweifelter Versuch, anerkannt zu werden"

„Je besser er wird, desto schlechter für ihn"

SPIEGEL-Reporterin Valeska von Roques über den britischen Kronprinzen Charles

Einen Moment und einen halben verweilt der Blick des Prinzen auf einem Block von 6000 bleichen Sandwichscheiben. Der Konservierung halber ist das Kunstwerk eingewachst, gleichwohl sprenkelt da und dort schwarzer Schimmel die Oberfläche.

Kräftig angebissen wurden etliche der Schnitten auch und vom Konzeptartisten so gestapelt, daß aus dem Weggefressenen als Hohlkörper die Figur eines Mannes und einer Frau entstand.

„Bett" nennt der Brite Antony Gormley seine zu vielerlei Assoziationen aufrufende Schöpfung. Sie ruht auf dem frischversiegelten Parkett der „Tate Gallery des Nordens" in Liverpool, die Charles, Prinz von Wales, soeben eingeweiht.

Er sieht auf das Kunstwerk. Sein Gefolge sieht den Prinzen an, Spannung im Raum. Wird er was sagen? Jetzt öffnet er seinen für schnelle Schnoddrigkeiten berüchtigten Mund. Dann schließt er ihn wieder. Er wird 40 am 14. November.

Während Charles entschreitet, nimmt sich der prächtig uniformierte örtliche Vertreter der Krone aus dem königlichen Troß die Freiheit, das sperrige Kunstwerk zu kommentieren.

Mit seinem blitzblanken Degen tippt er auf eine verschimmelte Weißbrotscheibe. „Speiübel wird mir von so was", sagt er.

Gestikulierend, angeregt und freundlich präsent bewegt sich der Prinz derweil unter den Gästen der Vernissage. Die Sonne hat seiner Nase ein kräftiges Rot verpaßt, und seine Hände sehen aus, als hätte er am Wochenende im Garten zugelangt. Unter den esoterischen Kunst- und Museumsmenschen, die ihn umgeben, wirkt er ausgesprochen irdisch. Aber manchmal ziehen Stimmungen über sein Gesicht, die den Mann zu verändern scheinen.

Zwar wird an diesem Morgen ein Projekt gefeiert, das Charles am Herzen liegt. Die Galerie ist in einer ehemaligen Lagerhalle am Albert Dock untergebracht, einer Hafenanlage aus dem 19. Jahrhundert, die nach Jahrzehnten des Verfalls wieder aufgebaut wurde.

Aber die Renaissance von Liverpools Merseyside ließ die Zahl der Arbeitslosen in der Stadt unverändert, und hinter den zweifellos imponierenden Außenansichten von Wiederherstellung in Liverpool erstreckt sich weites städtisches Ödland. Charles durchfährt es auf dem Weg zu seinem nächsten Termin.

Während er aussteigt, sieht er nachdenklich, fast deprimiert aus – als sei er mitverantwortlich für die Langlebigkeit des Elends hier.

„Ihm liegt auf der Seele, daß seine Rolle ihm so wenig zu tun erlaubt, wo er doch so viel erreichen möchte", so deutet das Fernsehmagazin „Panorama" die Niedergeschlagenheit im Gesicht des Prinzen bei einem Besuch im ähnlich verelendeten Sheffield.

Zu Beginn seines fünften Lebensjahrzehnts sei Charles von „Frustration und Selbstzweifeln" geplagt, weiß „Panorama" zu berichten. Penny Junor, verläßliche Autorin einer Charles-Biographie, nennt den Prinzen einen der „traurigsten Menschen", den sie jemals kennengelernt habe.

Er wisse, daß er gar nichts erreicht hat. Sein Ego sei verletzlich und verwundet, ihn quäle der Gedanke, keine echte Rolle zu spielen.

„Sein Erbe bringt ihm Glanz und Reichtum, aber auch das tiefe Gefühl des Versagens", schreibt der britische Journalist Anthony Holden in seiner soeben erschienenen, bereits zweiten Biographie über Prinz Charles.

Durch die „Nebel" seiner Selbstzweifel scheine Charles zu fühlen, meint Holden, „er könne vielleicht nicht genug getan haben, um sich all der Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wird, auch würdig zu erweisen". Wie jeder sehr selbst-

SIE HABEN MEHR VERDIENT ALS NUR EINEN RECARO.



kritische Mensch leide der Prinz unter „Phasen tiefster Depression“.

Kritisch wird Charles auch von anderen gesehen. Britische Massenblätter nennen ihn einen „Narren“, einen „Spinner“, wenn ein weiterer unkonventioneller Ausflug des Prinzen bekannt wird: seine Expedition zu den Buschmännern in der Kalahari-Wüste oder sein Erlebnis-Termin auf den sturmzerzausten Hebriden bei schottischen Kleinbauern, denen Charles den Stall ausmistete.

Vorletzte Woche schockte der Prinz die britische Öffentlichkeit mit einem neuen Schwall von Schelte für die moderne Architektur, die, so sagte er in einer Sendung der BBC, vielen Städten „das Herz herausgeschnitten“ habe. Die neue Britische Bibliothek in London verglich er dann mit der „Aula einer Akademie der Geheimpolizei“, ein neues Einkaufszentrum in Leeds erinnerte ihn an ein „Krankenhauslabor“.

„So etwas erwarten wir nicht von dem künftigen König“, entgegnete pikiert der Vorsitzende des Denkmalsamts von Birmingham, der Labour-Politiker McLoughlin.

Auch wie Prinz Charles seinen vierzigsten Geburtstag feiern will, irritiert viele seiner Landsleute: Die Party steigt in einem einstigen Straßenbahndepot in einem Slum von Birmingham. Geladen sind an die 2000 junge Menschen, überwiegend Arbeitslose, die vom „Prince's Trust“, einem von Charles gegründeten Hilfsfonds, unterstützt wurden.

Solches Abweichen von den altbewährten Regeln königlichen Verhaltens empört vor allem die Konservativen in Großbritannien, die höfischen Glanz insonderheit deshalb schätzen, weil er sie dann und wann mitbescheint.

Rüde und herablassend verkündete im Frühjahr Norman Tebbitt, einstiger Tory-Chef, der sozial aktive Prinz fühle wohl „besondere Sympathie für diejenigen, die keinen Job haben, weil er auf gewisse Weise selbst keinen hat und es ihm verwehrt ist, einen Job zu haben, bis er den Thron erbt“.

Prompt krähten am nächsten Tag britische Zeitungen: „Sucht ihm einen Job!“

Nun wird Charles in der Tat noch Jahre, wenn nicht Jahrzehnte warten müssen, bis er den Job antreten kann, der als sein eigentlicher gilt: König des United Kingdom und Nordirlands zu sein, als Charles III. vermutlich.

Damit der Thron frei wird, muß Charles' Mutter sterben, die er angeblich sehr liebt – eine bedrückende Kombination.

Hat Charles aber das Ziel endlich erreicht, wird er nicht loslegen können, um tatkräftig die sozialen Aufgaben zu lösen, die er jetzt anvisiert: Er wird noch angebundener sein als heute.

Gesellschaftlicher Brauch und die ungeschriebene britische Verfassung verpflichten den Monarchen zu strikter politischer Enthaltsamkeit. Das Gewicht der Fesseln, über das der Prinz jetzt schon heftig klagt, wird also zunehmen – ein lähmender Ausblick auf eine Zukunft, die Charles fürchten muß, während er sie zugleich herbeiwünscht.

Solche psychischen Verwicklungen gehören zu der notorisch schwierigen Rolle des britischen Thronfolgers. In einem merkwürdigen, heute ein bißchen lächerlich wirkendem Ritterspektakel wird er zum Prinzen von Wales gekürt.



Charles, Mutter Elizabeth II. 1969*
Merkwürdiges Ritterspektakel

Er darf sogar eine richtige Krone tragen.

Aber mit dem Amt ist keine Aufgabe verbunden, auch keine Macht, lediglich symbolischer Trost für das Volk von Wales, dem statt der Unabhängigkeit wenigstens ein eigener Prinz gewährt wurde, vor 687 Jahren.

In einer Zeit, in der sich Männer an Leistung und Werk messen, muß der Widerspruch zwischen den pompösen Insignien von königlicher Würde und dem Fehlen von Macht belasten – etliche seiner Vorgänger haben das Dilemma nicht bewältigt.

Eduard VII., ältester Sohn der Königin Viktoria, wurde 59 Jahre alt, ehe er den Thron bestieg. Die Jahrzehnte im Wartestand verbrachte er überwiegend damit, das Ansehen der Monarchie durch skandalöse Liebes- und Spielbankaffären zu beschädigen.

Der unmittelbare Vorgänger des gegenwärtigen Prinzen von Wales, Eduard VIII., war jener Onkel David, von dem Charles immer nur hörte, daß er um Himmels willen nicht so werden solle wie der.

Als Kronprinz demonstrierte David ungeniert seine Zuneigung für Hitlers Nazis wie für andere europäische Faschisten und ließ sich für deren Zwecke einspannen.

Doch zum Verhängnis wurde ihm seine Verbindung mit der zweimal geschiedenen Amerikanerin Wallis Simpson, die nach einem vom britischen Geheimdienst erstellten Dossier in ihrer Jugend auch in einem Edelbordell von Hongkong tätig war.

325 Tage nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1936 trat Eduard VIII. zurück, weil er nicht darauf verzichten mochte, Wallis Simpson zu heiraten. Danach führte er ein Leben von deprimierendem Müßiggang. „Ich bin aufgestanden und habe der Herzogin von Windsor dabei zugesehen, wie sie sich einen Hut kaufte“, beschrieb er in den vierziger Jahren einen Tagesablauf.

In dieser wenig illustren Ahnengalerie glänzt der gegenwärtige Prinz von Wales, Charles Windsor Mountbatten, mit einem eigenwilligen, manchmal leicht exzentrischen Lebensentwurf, der voller innerer Widersprüche steckt und am Ende gleichwohl verdienstvoll bleibt – gemessen jedenfalls an der hohlen Betriebsamkeit vieler seiner Zeitgenossen in Business-Anzügen, die morgens die Flugzeuge füllen und sich schon deshalb wichtig fühlen, weil ihr Terminkalender dicht besetzt ist.

Nicht erst seit gestern, auch nicht als flüchtige Aufwallung von königlichem Wohltätertum, sondern ausdauernd, über den Lauf einer ganzen Dekade hinweg, hat nämlich Prinz Charles jene sozialen und gesellschaftlichen Trümmerzonen Großbritanniens ins Sichtfeld seiner Landsleute befördert, die viele von ihnen nur zu gern aus dem Bewußtsein verdrängt hätten.

Dem konservativen Ultra Norman Tebbitt war zum Thema der Jugendarbeitslosigkeit nichts anderes eingefallen als die barsche Aufforderung: „Setzt euch aufs Fahrrad.“

Prinz Charles ging in die ausgebrannten Gettos britischer Städte und suchte das Gespräch mit Jugendlichen oder den vielfach heimgesuchten Angehörigen der ethnischen Minoritäten. Mit ihnen, diesen Scharen ins Abseits Ge-

* Bei der Investitur des Prince of Wales.

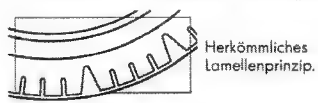




MICHELIN LAMELLENTECHNIK, DAS IST DER UNTERSCHIED!

BMZ/A3 88070

Bei Winterreifen rechnet Michelin offensichtlich mit den schlimmsten Wintern: ewig lang und voller Eis und Schnee.



Z. B. beim Michelin XM+S (siehe Abb. oben rechts).

Bei dem gehen die Lamellen in voller Breite bis auf den tiefen Grund des Profils. Und bis man den erreicht, ist so mancher Winter vergangen.

Ein echter Michelin bleibt scharf. Jawohl. Bis zum letzten seiner Wintertage, weil seine Lamellen schräg verlaufen.

Das sorgt für diese berühmten kleinen, scharfen Sägezähne, die sich beim Abrollen selbst nachschärfen. Und so Winter für Winter getreulich und sicher beim Fahren in den Schnee beißen.

Nicht nur in Ischl. Aber auch.



drängter in Margaret Thatchers Leistungs-Dorado, verbrachte Charles, so schätzte kürzlich die „New York Times“, wahrscheinlich „mehr Zeit als jeder gewählte Behördenvertreter Großbritanniens“.

Manchmal zieht er nachts los, nur drei, vier Begleiter dürfen mit, keine Journalisten. Unangemeldet taucht er in Unterkünften für jugendliche Obdachlose auf, auf Treffs von schwarzen Gruppen, unter den Brücken von London, wo die Penner kampieren.

Er kommt zu der Einsicht: „Wir brauchen einen Kreuzzug.“ Das Leben von zu vielen Menschen werde „durch unerträgliche Untätigkeit vergeudet“.

Er nennt sein Engagement „Steine in einen Teich werfen“

Eine „geteilte Nation“ sieht er um sich wachsen, Städte etwa, deren Zentren zu „unbetretbarem Niemandsland“ werden.

200 Führungsmenschen aus der britischen Wirtschaft treibt er persönlich zu einem Ausflug nach Newcastle im Norden Englands und zwingt sie, die von ihnen mitgeschaffene wirtschaftliche Misere zu besichtigen; er vermittelt einen Dialog zwischen schwarzen Sozialarbeitern und Geschäftsleuten. All dieses nennt er „Steine in einen Teich werfen“.

„Business in the Community“ (BiC) ist ein von Charles geförderter Zusammenschluß von mehr als 300 wichtigen britischen Unternehmen, die in Zusammenarbeit mit lokalen Behörden bei der Gründung und Beratung neuer Firmen in den Zonen des Niedergangs helfen – da, wo die Arbeitslosigkeit entstand, als die Großunternehmen ihre Zweigniederlassungen schlossen. Immerhin sollen durch Mitwirkung von BiC seit 1981 über 70 000 Jobs geschaffen oder erhalten worden sein.

„The Prince's Trust“, gegründet 1976, will benachteiligte junge Leute dabei unterstützen, „sich selbst zu helfen“. Die Vereinigung spendet kleine Summen, Geld für ein Fahrrad zum Beispiel, mit dem ein Botendienst aufgezogen werden kann. Zigtausende hat der Fonds auf diese Weise bereits gefördert. Das Geld wird bar ausgezahlt, es muß nicht abgerechnet werden, Mißbrauch soll selten sein.

„The Prince's Youth Business Trust“, gegründet 1986, gibt Jugendlichen, die ein eigenes Unternehmen aufziehen wollen, Anfangsdarlehen von 1000 britischen Pfund pro Person. Über 3500 junge Ladeninhaber profitieren davon, 80 Prozent von ihnen konnten sich bisher über Wasser halten.

„Inner City Trust“, mit Hilfe des Prinzen 1986 gegründet, versucht, die Innenstädte nach dem Prinzip der „Gemeinde-Architektur“ wiederherzustellen, die den Bewohnern der Slums ein Mitspracherecht bei der baulichen Gestaltung ihrer Umwelt gibt.

Die regierenden Konservativen verfolgen das Engagement des Prinzen mit wachsender Irritation. Noch zurückhaltend hatte im Vorjahr der „Sunday Telegraph“ getadelt, daß sich der Thronfolger „nur für die Schattenseiten“ des Thatcherismus zu interessieren scheine, niemals aber dessen Erfolge lobe. Frau Thatcher selbst habe schon zum Telephon gegriffen, um den Thronfolger zurechtzuweisen, wird hier und da kolportiert.

Ganz ohne ihre Rückendeckung dürfte Norman Tebbit jedenfalls das geheiligte Prinzip britischer Politik nicht gebrochen haben, nach dem Politiker Mitglieder des Königshauses nicht öffentlich kritisieren dürfen. Dabei ist Charles' Auffassung, Benachteiligte könnten sich gleichsam am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen, gar nicht so weit von dem entfernt, was auch Frau Thatcher verkündet.

Diese und andere Ideen von sozialem Handeln wurden Charles in dem rauhen schottischen Internat Gordonstoun eingepflanzt, das ihn entscheidend geprägt hat.

Gordonstoun war von dem ehemaligen Direktor des deutschen Elite-Internats Salem, Kurt Hahn, gegründet worden, den die Nazis aus Deutschland vertrieben hatten. Charles' Vater, Prinz Philip, gehörte zu den ersten Schülern des schottischen Internats.

Kurt Hahn hatte eine sehr eigenwillige Pädagogik entwickelt, in der sich antike Grundsätze vom gesunden Geist im gesunden Körper mit platonischer Weisheit über die Pflichten des Bürgers gegenüber dem Staat und allerlei deutschem Idealismus mischten.

Bekannt und berüchtigt war die spartanische Lebensweise der Schüler von Gordonstoun – auch noch im Jahr 1962, als der Herzog von Edinburgh seinen blassen, verschreckten Sohn in dem grau-verwitterten Herrensitz aus dem späten 17. Jahrhundert ablieferte.

Im unfreundlichen schottischen Klima schliefen die Jungen auch winters in kaum geheizten Schlafsälen, gleich nach dem Wecken wurden sie mit nacktem Oberkörper einmal um den Sportplatz gejagt. Viel wichtiger im Programm von Gordonstoun war (und blieb bis heute) die Einübung sozialen Verständnisses. Sie richtet sich auf den Ernstfall. Gordonstoun betreibt See- und Bergnotrettungsdienste sowie eine Feuerwehrabteilung, die richtige Einsätze planen und auf die in den kommunalen Diensten der umliegenden Gemeinden gebaut wird.

Sportliche Leistungen bis an die Grenzen der Kraft

Sportliche Leistungen verlangt die Anstalt den Zöglingen bis an die Gren-


TABAC
ORIGINAL
TABAC
ORIGINAL
EAU DE TOILETTE
super
concentrated
Der eine liebt seine belebende Frische. Ein anderer mag seine würzige Wärme. Herb kann er sein und spritzig und schön, elegant und geheimnisvoll. Im Eau de Toilette erleben Sie den Duft von TABAC ORIGINAL besonders intensiv und long-lasting.
TABAC ORIGINAL: Das individuelle Duft- und Pflegekonzept für den Mann.
MÄURER+WIRTZ
DER INDIVIDUELLE DUFT
1272/88

zen ihrer physischen Kraft ab: Bergtouren oder Segelturns gelten weniger als sportlicher Zeitvertreib denn als Form existentieller Selbsterfahrung.

Der Glaube an die Grenzsituation, an die charakterbildende Kraft des Abenteuers, macht sich noch heute bemerkbar in Unternehmungen, die Charles fördert – etwa in jener zwei Jahre währenden Weltumseglung von ein paar hundert Jugendlichen im Jahr 1980, dem „Unternehmen Drake".

Die Auswahl der Bewerber folgte leicht skurrilen Kriterien. Zu bewältigen war unter anderem die Aufgabe, in einer dunklen Hütte ein unbekanntes Tier einzufangen und dessen Gewicht zu schätzen. Eins der Tiere war ein Schaf, und die Aufgabe vollbrachte ein Getto-Junge aus Birmingham, der ein lebendes Schaf noch nie gesehen hatte.





Polo-Spieler, Flieger Charles: Knapp dem Tod entgangen

Daß einem jungen Menschen so etwas gelingen konnte, bestätigte aufs beste das Weltbild des Prinzen, nach dem sich der Einzelne aus eigener Kraft vom Elend befreien kann und in dem die Frage nach den Zwängen gesellschaftlicher Klassen aus gutem Grund nicht vorkommt. Linke Prinzen gibt es nicht.

Auf einer Messe von Jungunternehmern in Liverpool, die aus Charles' Privatschatulle bescheidene Anfangsdarlehen erhalten hatten, begrüßt der Prinz zwei furchterregende Gestalten im zerlumpten Robin-Hood-Kostüm.

„Na, wie läuft's?" fragt er. „Prima", antworten sie. Die beiden leiten ein kleines Reisebüro, das Abenteuerwochenenden veranstaltet. Die Gäste übernachten im Gebüsch, ernähren sich von den Früchten des Waldes und müssen sich auch gegen einen Überfall von Räubern wehren können. Nur umverteilt wird nichts, anders als damals bei Robin Hood.

Die Lehren Kurt Hahns rufen nicht zum Umsturz auf. Aber sie treiben an. „Plus est en Vous", es steckt mehr in dir, lautet das Motto des Internats. Das Leben seines berühmtesten Schülers gleicht mithin etwa dem Selbstverwirklichungsprojekt eines modernen Renaissance-Menschen, der teilweise wie ein Grüner von heute denkt.

Charles kennt sich in alternativer Medizin aus. Er züchtet sein eigenes Gemüse. Seine Freizeit füllt er mit schönen Künsten, spielt Cello, malt artige Aquarelle und denkt sich Märchen aus. In der Familie Windsor, die sich eher ihren



Skifahrer Charles*
Schuldgefühle und Selbstvorwürfe

Pferden und Hunden verbunden fühlt, gab es seit langem keinen solchen Schöngeist, noch gab es einen, der sich so hartnäckig selbst in Frage gestellt hätte.

„Dieser Prinz versucht verzweifelt, für sich selbst und seine Leistungen anerkannt zu werden, anstatt nur für den genetischen Zufall seiner Geburt, die ihn zu dem machte, was er ist", schreibt Biograph Anthony Holden.

In den Jahren zwischen 20 und Anfang 30 sucht Charles Bestätigung vor allem in sportlichem Bravado, und noch heute sind die Sportarten, die er betreibt, aus dem Stoff gemacht, der Männerphantasien anregt: Er spielt Polo, segelt, jagt, er kann rennfahren, fliegen und Schiffe kommandieren. Was ihm an sportlicher Begabung fehlt, kompensiert Charles durch tollkühnen Einsatz.

Doch seit jeher unterläuft ihm dabei lebensgefährliches Mißgeschick – als wollte ein anderer Charles in ihm den tollkühnen Sportler boykottieren, den er darstellt.

Beim ersten Fallschirmabsprung entkommt der Prinz knapp dem Tod, als er sich in einer Schnur verheddert; bei einem Rennwagentest wird er aus einer Kurve getragen, ein Polounfall, einer von vielen, hinterläßt eine tiefe Narbe auf seiner linken Wange.

Dann, im März dieses Jahres, die schlimmste Tragödie: Beim Skifahren in Klosters in der Schweiz wagt Charles mit einem Trupp von Gefährten die Abfahrt in einem gesperrten Lawinengebiet. Die Lawine bricht los, sein enger Freund Hugh Lindsay stirbt unter den Schneemassen, eine Freundin wird schwer verletzt.

Depression im Gesicht, offenbar gequält von Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen, kehrte Charles nach London zurück. Doch der schreckliche Zwischenfall treibt auch eine Wende im Leben des Prinzen voran, die sich schon lange andeutete – den Abschied von der Rolle des Royal Action Man, der sich mit physischem Wagnis vor sich selbst und der Welt aufspielt.

Erkennbar geworden ist jedenfalls in den letzten Jahren der Umriß eines Man-

* Nach dem tödlichen Unfall seines Freundes Lindsay in Klosters.

um InterCity.





Prinzessin Diana, Ehemann, Kinder Harry,

nes, der, eingebunden in das oft absurde Theater eines höfischen Lebens im 20. Jahrhundert, ziemlich ernsthaft nach Richtung und Gestalt für sein Leben sucht.

Auf dieser inneren Reise führt ihn seit etlichen Jahren der südafrikanische Schriftsteller Laurens van der Post, 81, ein Mystiker, Abenteurer, Anthropologe und Ethnologe, ein Freund und Schüler des Schweizer Psychoanalytikers C.G. Jung – auch er im übrigen durchaus kein Roter. Van der Post verabscheut totalitäre Systeme wie den Kommunismus, er preist die Freiheit des Westens. Frau Thatcher schätzt ihn sehr.

Im exzentrischen Gemenge der Ansichten van der Posts steht zentral sein Glauben an die tiefere Wahrheit im Leben der Buschmänner Südafrikas. Sie konnten ihre archaische Existenz bewahren, meint van der Post, weil sie – vor wie nach ihrer Dezimierung durch die deutschen Kolonialherren – im kosmischen Einklang mit der Natur leben.

Lange bevor E. F. Schumachers Buchtitel „Small is Beautiful“ zu einem modischen Schlagwort wurde, hat sich Prinz Charles mit den Thesen des britischen

„Ein Monarch – zu groß für unsere Verfassung“

Ökonomen und Philosophen befaßt und sich mit ihnen für die Attacken gerüstet, die er seit gut vier Jahren gegen die Exzesse der modernen Glas- und Betonarchitektur führt.

Hier hat Charles sein Thema gefunden, hier redet er so unverbrämt und bildhaft, daß moderne Architekten und Bauherren die Luft anhalten, wenn der Prinz über ihre Werke herzieht.

Kaum ein wichtiges Bauprojekt in London läuft heute mehr, ohne daß der Prinz sein Urteil darüber abgegeben hätte. Mit einem Zirkel qualifizierter Bera-



William: „Schöne Frau, königliches Erbe“

ter hält er sich informiert, die seriöse, selten übertreibende „Financial Times“ ernannte den Kronprinzen zum „Chefarchitekten der Nation“.

Charles Jencks, ein bekannter amerikanischer Kritiker, selbst ein Prophet der postmodernen Architektur, hat gerade ein Buch veröffentlicht, das den Thronfolger hymnisch preist: „Der Prinz, die Architekten und die New Wave Monarchie“ heißt es.

Anerkennung also allenthalben. 56 Prozent der Briten finden Charles' Kreuzzug gegen die sozialen Mißstände in ihrem Land richtig und meinen sogar, er könnte noch drastischer reden. Ja nun, was will der Mann denn noch?

„Eine wunderschöne Frau, ein königliches Erbe – manche Typen haben wirklich nichts als Pech“, spottete eine Titelgeschichte des amerikanischen Magazins „Esquire“ über den „Einsamen Prinzen“.

Allgemeines Bedauern für ihn darf sich in der Tat in Grenzen halten. Erkennbar bleibt gleichwohl ein Dilemma, in dem der Prinz steckt. Je sinnvoller er nämlich sein Leben im Wartestand gestaltet, desto verwickelter werden die Probleme, die ihn dann plagen. „Je besser er wird, desto schlechter für ihn“, sagt ein früherer Berater des Prinzen.

In seiner Verbindung mit Princess Di zum Beispiel wächst die Distanz. Eine Scheidung bleibt gleichwohl undenkbar.

Mit pragmatisch niedrig gehängten Erwartungen hatte sich Charles vor seiner Heirat über die Ehe geäußert. Sie sei „im Grunde nichts als eine sehr starke Freundschaft“, dazu müsse man die Person finden, die „im physischen und geistigen Sinn“ attraktiv sei.

Nun sind die geistigen Freuden, die Charles mit Diana teilen kann, wahrhaft begrenzt, und je tiefer sich Charles in seine feingeistigen Interessen versenkt und sein soziales Engagement

ngsplanung von Zumtobel immer mehr rückt.

Benetton

vertiefi, desto rätselhafter wird, aus welchem Material eine „Freundschaft" zwischen diesen beiden Menschen bestehen könnte. Kinder wachsen schnell heran.

Dabei ist auch Diana gereift. Aus dem errötenden Teenager ist eine junge Frau geworden, die ihre Auftritte im königlichen Wanderzirkus mit großer Professionalität erledigt.

Das hat die Lage für Charles nicht erleichtert. Wo immer die beiden gemeinsam auftreten, stiehlt ihm Diana die Show. Sie überstrahlt ihn, und das mag er nicht.

Die Welt sah ihn, so meinte Charles, als Anhängsel seiner Prinzessin. Also sorgt er seit ein paar Jahren dafür, daß er zu Terminen, die ihm wichtig sind, allein erscheint.

Die Berichterstattung über seine Anliegen hat das nicht sehr verbessert. Jetzt schreibt die Boulevard-Presse über die Krise in der Ehe der Windsors.

Auch die regierenden Konservativen sind, versteht sich, nicht glücklich über den Sozialaktivisten im Kensington Palace, und immer wieder wallt ihr Unmut hoch. Doch die neueste Kritik an Charles aus konservativem Kreis nahm eine überraschende Wendung: Der Mann wird allmählich zu kompetent, heißt es. So argumentiert jetzt zum Beispiel Peregrine Worsthorne, Chefredakteur des konservativen „Sunday Telegraph".

Bislang sei Charles, so Worsthorne, von Politikern, siehe Tebbit, belächelt und von den Medien trivialisiert worden. Um das zu ändern, habe der Prinz seine Anliegen derart ernsthaft verfolgen müssen, daß er inzwischen „zu einer führenden Persönlichkeit herangewachsen sei".

Schreckliches sieht Worsthorne voraus: „Wenn die Statur des Prinzen im gleichen Tempo wie bisher weiterwächst, könnten wir bei seiner Thronbesteigung einen Monarchen haben, der zu groß für unsere Verfassung ist."

Zugleich verwickelt das Leben, das er sich aufgebaut hat, den Prinzen in beklemmende Widersprüche mit sich selbst und der Institution, die er darzustellen hat.

Der Putz, den Charles trägt, paßt am Ende nicht zu dem Putz, den er macht. Der Prinz sei „Jedermann" geworden, schwärmte Bob Geldof, der Rockmusiker und Wohltäter für die Dritte Welt. Jedermann? Das will er dann doch nicht. Zwar kann Charles sein Erbe mit Ironie bedenken: „Mein Vater und ich halten immer die Arme auf dem Rükken, und die Leute fragen oft, ob das erblich bedingt sei. Wir haben nur denselben Schneider, der kann keine Ärmel machen."

Charles möchte auch, so schreibt Anthony Holden, „das alte abgehobene Image der königlichen Familie" ändern, und entsprechend verhält er sich, wenn er mit erkennbarem Interesse schwarze Jugendliche über ihre Probleme befragt.

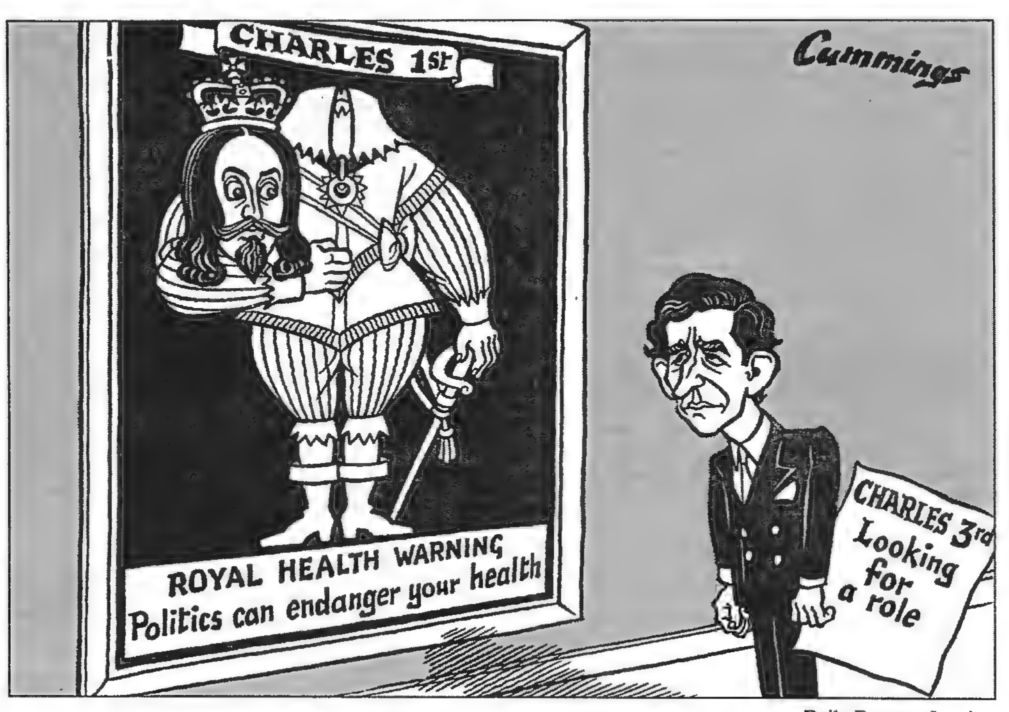
Zugleich aber wolle Charles „den Abgrund zwischen der Krone und ihrem Volk" bewahren, die „Illusion, daß göttliches Recht einen König bestellt habe".

Zu seinen Freunden zählen fast ausschließlich Mitglieder der Hocharistokratie, und selbst die müssen darauf achten, ihm die Extraportion an Respekt zu gewähren, die er für sich in Anspruch nimmt.

Der Mann, der nachts heimlich die Penner beehrt, um sich über ihre Not zu informieren, führt ein Leben von ausgesuchtem Luxus – in „atemberaubender Inanspruchnahme des Rechts, königlich privilegiert zu sein," wie der linke „New Statesman" schrieb.

Fahrradkönige wie die Monarchen der skandinavischen Länder mögen die Windsors beileibe nicht sein. Charles sieht den Widerspruch und versucht Remedur. Meist scheitert er dann.

Ihm war vorgehalten worden, daß ein Prinz, der den Rassismus in England so kräftig geißelt, auch dafür sorgen sollte, in seiner Umgebung einen Menschen mit schwarzer Hautfarbe zu beschäftigen.



Daily Express, London

Englische Charles-Karikatur: „Politik gefährdet die Gesundheit"

Mehrere Versuche wurden auf Betreiben des Prinzen auch unternommen. Doch sie schlugen fehl. Andere von ihm beschäftigte Mitglieder des königlichen Haushalts hatten sich diskret, aber wirksam zur Wehr gesetzt.

Selbst in seiner eigenen Grafschaft Cornwall schafft es Charles nicht, zu tun, was er predigt. Nach einem Besuch bei Obdachlosen in London hatte der Prinz versprochen, Unterkunft für sie in Häusern zu finden, die ihm gehören. Doch die anderen Mieter lehnten es empört ab, ihre Häuser mit Pennern zu teilen.

Vor über hundert Jahren hat der britische Publizist Walter Bagehot, ein aufgeklärter Spötter, in einem berühmten Essay über die britische Verfassung die Rolle der königlichen Familie als freundliches Beiwerk zum ernsten Alltag beschrieben: Sie versüße „die Politik durch richtige Zugabe netter und hübscher Ereignisse. Sie fügt irrelevante Tatsachen den Regierungsgeschäften hinzu".

Etwas mehr hat sich Charles schon vorgenommen. Aber es bleibt tröstlich für ihn, daß er, getreu der Lehren von E. F. Schumacher, an das Schöne im Kleinen glauben kann.

Er starrt auf eine winzige Raupe in einem Glaskästchen. Das wurde ihm zur Ansicht von Kindern überreicht, die im Naturpark der Stadt Knowsley bei Liverpool einer Biologiegruppe angehören.

„Laßt die Raupe bloß nicht da drin", mahnt der Prinz, „setzt sie ins Gras zurück – sonst wird nie ein Schmetterling daraus."

Auf eine solche existentielle Verwandlung darf er für sich selbst nicht mehr hoffen. ◆



Clubmaster.
Angenehm leichte
Cigarillos.
Mit Naturdeckblatt.
TRADEMARK
CITIUS
ALTIUS
10 CIGARILLOS SUMATRA NR. 341
Clubmaster
ELEGANTES
HANDELSGOLD
Spaß am Genuß. Clubmaster.

CHINA

Besser verteilen

Touristen sollen künftig bequemer auf die Große Mauer kommen. Pekinger Gelehrte protestieren.

Die Mongolen überrannten den gewaltigen Schutzwall nach zweijähriger Belagerung, für die Mandschus aus dem Nordosten war er ebenfalls kein Hindernis – ein General der siechen Ming-Dynastie öffnete den Angreifern die Tore.

Danach deckten Sand und Staub Chinas Große Mauer teilweise zu. Bauern und Soldaten brachen Steine heraus, um Katen und Kasernen zu errichten – noch Anfang der siebziger Jahre.

Nun macht die Mauer wieder Sinn – als Touristenattraktion. Millionen von Besuchern kommen jährlich, um sie als Symbol für Macht und Tyrannei der chinesischen Kaiser zu bewundern. Sie zieht sich über 6000 Kilometer durch fünf Provinzen von Gansu bis zur Küste des Ostchinesischen Meeres, das einzige Menschenbauwerk auf Erden, das vom Mond aus identifizierbar ist.

Hauptziel der Mauer-Touristen ist das Örtchen Bada Ling, rund 80 Kilometer nördlich von Peking. Dorthin schafften Busse letztes Jahr 4,5 Millionen Menschen, 1988 werden es gar 5 Millionen sein. Zu Spitzenzeiten am Vormittag ist das Gedränge auf dem Wall, besonders in der Nähe des Eingangs, bedrohlich.

Deshalb will die staatliche Bada-Ling-Touristen-Service-Gesellschaft jetzt Abhilfe schaffen: Die Besuchermassen, zuweilen 33 000 Menschen am Tag, sollen auf der Mauer besser verteilt und zu abgelegeneren Stücken gelotst werden – ein schwieriges Unterfangen, denn die Mauer klettert Berge hoch und fällt steil in Täler hinab.

Die Lösung: Je eine Seilbahn im Süden und im Norden, die eine 725, die andere 625 Meter lang, soll die Touristen auf die Mauer befördern.

Schon an einem anderen restaurierten Mauerstück in der Nähe Pekings, bei Mutianyu, transportieren rote Kabinen die Besucher auf die fünf Meter breite Mauerkrone. Doch das fast zehn Millionen Mark teure Bada-Ling-Projekt, ein Joint-venture der chinesischen Touristenorganisation und der Hongkonger Jinhui International Industrial Company, stößt auf heftigen Widerstand.

Pekinger Gelehrte sehen hehres chinesisches Kulturgut gefährdet. Nach Vorbild westeuropäischer Bürgerrechtsinitiativen versuchen sie derzeit, führende Genossen in Peking gegen das Projekt zu mobilisieren.

In der Politischen Konsultativkonferenz, einem Gremium der nichtkommunistischen Parteien, verabschiedeten jüngst 30 Mitglieder auf Initiative des renommierten Pekinger Stadtplaners und Architekten Zheng Xiaoxie sowie des Historikers Luo Zhewen eine Vorlage gegen die Seilbahnen. Ministerpräsident Li Peng erhielt mehrere Protestbriefe.



Große Mauer, Touristen: „Kulturerbe der ganzen Welt"

Die Bahnen, so fürchtet einer der Mauer-Fans, würden den Blick auf den Wall behindern und ihn als „Kristallisationspunkt der Weisheit, Stärke und des Lebens unserer Vorfahren" endgültig zu einer Touristenattraktion erniedrigen.

Bada Ling ähnelt freilich schon jetzt einem Marktplatz – mit Ständen, Restaurants und Schwarzhändlern. Touristen können sich auf Kamelen photographieren lassen und T-Shirts mit der Aufschrift „Ich erklomm die Große Mauer" kaufen.

Das Argument, mit den Bergbahnen lasse sich der Touristenstrom besser bewältigen, will die Protestbewegung nicht gelten lassen: Sie würden im Gegenteil noch mehr Besucher anziehen. Die Gegner vermuten reine Geldinteressen hinter dem Bahnprojekt. Professor Xie Ningao: „Es ist doch seltsam, daß wir einerseits aus Geldknappheit auf Spenden aus dem Ausland angewiesen sind, um die Mauer zu restaurieren, und auf der anderen Seite so viel Geld ausgeben, um eine Seilbahn zu bauen."

Bei dem Wunsch, Profit zu machen, hat das Unternehmen laut Architekt Zheng außerdem gegen das Gesetz zum Schutz von Mauer und Umgebung verstoßen, was der Direktor der Mitte 1987 gegründeten Baugesellschaft bestreitet. Auch der Einwand, der Blick auf die Mauer werde beeinträchtigt, ist nach seiner Meinung nicht schlüssig: Die Stationen für die Kabinen sollen zum Teil unterirdisch angelegt werden, die Trassen sind von der Mauer und ihrer Peking zugewandten Seite aus angeblich nicht zu sehen.

Der Streit zeigt die wachsende Entschlossenheit chinesischer Intellektueller, Entscheidungen der Obrigkeit und der Geschäftswelt nicht mehr einfach hinzunehmen. Xie: „Die Große Mauer ist ein Kulturerbe der ganzen Welt. Sie ist nicht Eigentum einiger Pekinger Unternehmen oder Funktionäre."

Für viele Baudenkmäler in Peking kommt der neue Denkmalschutz schon zu spät: Große Teile der Stadtmauer wurden von rücksichtslosen Planern geschliffen, Paläste als Symbole der Vergangenheit niedergerissen, auf dem Gelände alter Tempel stehen heute Stadien oder Kaufhäuser. Einige Erfolge konnten sich die Wissenschaftler in den letzten Jahren allerdings gutschreiben. So gelang es ihnen, den Bau eines Hochhauses für ein chinesisch-dänisches Joint-venture-Unternehmen auf dem Gelände des Himmelstempels in Peking zu verhindern.

Auch der Plan, die berühmte Marco-Polo-Brücke im Süden Pekings für den Lastwagenverkehr auf sechs Spuren zu erweitern, wurde auf Initiative von Gelehrten gestoppt. Und das Desheng-Tor im Norden der Hauptstadt wäre schon beseitigt, wenn nicht Denkmalschützer gegen die Abrißpläne protestiert hätten.

So sind sie denn auch optimistisch, daß ihnen an der Mauer ein weiterer Sieg gelingt. Ministerpräsident Li Peng hat den Pekinger Bürgermeister Chen Xitong beauftragt, sich der Sache anzunehmen. Der wiederum schickte vorletzte Woche einen Stellvertreter zum Lokaltermin nach Bada Ling.

Der Chef der Seilbahn-Gesellschaft mag seither nicht mehr ausschließen, daß er das Projekt preisgeben muß – fatal, denn die Kabinen einer französischen Firma sind schon bezahlt und sollen im Dezember geliefert werden. Und dem Hongkonger Geschäftspartner stehen im Falle eines Scheiterns wohl fünf Millionen Mark Vertragsstrafe zu.

So versuchten denn die Unternehmer in den letzten Wochen, vollendete Tatsachen zu schaffen. Hinter einem Busparkplatz in Bada Ling haben Soldaten, in China gewöhnlich bei größeren Bauvorhaben eingesetzt, Zelte aufgeschlagen.

Am Eingang des Lagers hängt ein weißes Schild der Seilbahn-Gesellschaft mit der Aufschrift: „Baustelle voraus – keine Besucher". ◆

Ihr Traum erfüllt sich.
Das erste Gefühl massiven Goldes, das Funkeln perfekter Brillanten, sanft und kostbar auf Ihrem Arm. Die Erkenntnis, dass diese Uhr, wie keine andere, für Sie geschaffen wurde. Ihre Schönheit ist unvergänglich, ihr Luxus unaufdringlich. Und Sie geniessen das Gefühl, etwas Besonderes zu besitzen, das nur wenigen vorbehalten ist. Ihr Traum hat sich erfüllt.
Patek Philippe.
Weil sie fürs Leben ist.



Die Kollektion «La Flamme» ist in verschiedenen Ausführungen verfügbar.

PATEK PHILIPPE
GENEVE

Deutsche Patek Philippe GmbH
Postfach 1106 – 6232 Bad Soden-Taunus





Französischer Rekordfahrer Prieur, Fallschirmspringer Bouquet: „Physische Alternative zur Flucht in die Drogenwelt"

REKORDE

Hart und härter

Frankreich, das Land der schönen Künste und der guten Küche, ist das Land der Abenteurer und Extrem-Weltrekordler geworden – Experten rätseln warum.

Tonnenschwere Flußpferde griffen das auf dem Sambesi schwankende Boot des TV-Reporters Nicolas Hulot an. Den Franzosen erfaßte – begreiflich – „Todesangst". Gottlob drehten die Kolosse plötzlich ab, so daß Hulot eine nie empfundene „tiefe Freude zu leben, eine Art Wiedergeburt nach höchster Gefahr" verspürte.

Woche für Woche berichtet Hulot, 33, ein drahtiger Hubschrauberpilot, Eiswandkletterer, Drachen- und Polarflieger, in einer Sendung namens „Ushuaia" im französischen Fernsehen TF1 über Abenteuer mit Kick, zumeist hinreißend bebildert*.

Der Erfolg ist überwältigend: Obwohl dieses seit einem Jahr laufende „Magazin des Extremen" erst um 22.25 Uhr ausgestrahlt wird, hocken jeweils um die sechs Millionen Franzosen vor dem Bildschirm.

Deswegen haben die anderen Sender, von der staatlichen Antenne 2 bis zum privaten Programm M6, eilends mit eigenen Abenteuerprogrammen nachgezogen. Und die gedruckten Medien von „Paris-Match" bis zum „Figaro-Magazine" sind voll abgefahren auf Photogeschichten über Beispielloses aus Felswänden, Wüsten, Wolken und Wassern.

Sie alle surfen auf den Schaumkronen eines gesellschaftlichen Phänomens, das Experten erregt, manchmal auch beunruhigt: Frankreich, das Land der Philosophen, der schönen Künste und der guten Küche, ist *das* Land der Abenteuer und Extremsportarten geworden.

So ziemlich alle Weltrekorde in den Grenzbereichen zwischen Menschenmöglichem und Verrücktem werden heute von Franzosen gehalten – vor wenigen Jahren noch war das die unumstrittene Domäne von Amerikanern und Briten.

Warum das so gekommen ist, so schnell und so exzessiv, gibt den Frankreich-Analytikern Rätsel auf. Sie halten einen ganzen Katalog zum Teil widersprüchlicher Deutungen für das neue gesellschaftliche Phänomen parat.

Der frühere französische Sportstaatssekretär und Bezwinger des Mount Everest Pierre Mazeaud spricht von einem „sozialen Massenphänomen über alle Generationen hinweg". Denn es sind nicht kleine Eliten oder Alpin-Gurus wie der Deutschen-Liebling Reinhold Messner, die von der Menge aus der Distanz wie Trapezkünstler bestaunt werden.



Freikletterer Edlinger: „Bodybuilding mit Granitmassen"

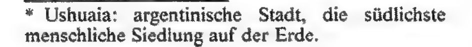
In Frankreich sind erhebliche Teile des Volkes „in vollem Einklang mit den großen Abenteurern aufgebrochen" (Hulot). „Hart, härter, Franzose" ist ihre Devise.

„Les nouveaux Français", die neuen Franzosen, männlich wie weiblich, scheinen heute „härter und kämpferischer" (Mazeaud) als frühere Generationen und auch als andere Europäer.

So kraxeln sie, luftig und grellbunt gekleidet, zu Tausenden durch die Felswände des Mont-Blanc-Massivs. Sie hechten, an Gummibänder geknüpft, von schwindelnd hohen Eisenbahnbrücken, um an ihnen wie Jo-Jos auf und ab zu tanzen.

Sie fahren auf Skiern haarscharf an der Grenze zum freien Fall Eiswände hinab, sie stürzen sich mit Flößen oder gar nur Flossen in die gurgelnden Wildwasser der Ardèche, klettern in dunklen, tropfenden Höhlen der Pyrenäen.

Vor allem surfen sie: auf meterhohen Atlantikwellen oder vor dem böigen



* Ushuaia: argentinische Stadt, die südlichste menschliche Siedlung auf der Erde.

NUR EINE PÜNKTLICHE LANDUNG IST EINE PERFEKTE LANDUNG.



Die schönste Landung nützt gar nichts, wenn sie zeitlich völlig hinter dem Flugplan liegt. Darum legen wir bei American Airlines sehr viel Wert darauf, daß wir glatt und pünktlich landen.

Und wir können mit Stolz behaupten: wir tun es. Denn von den neun größten Fluglinien Amerikas haben wir den besten Ruf in puncto Pünktlichkeit.

Innerhalb einer fünfmonatigen Beobachtung wurde festgestellt, daß 97% unserer Fluggäste aus Europa pünktlich ihren Anschlußflug in den USA erreichten.

Diese Qualität hat natürlich ihren Preis. Es kostet allein 760 Millionen Dollar pro Jahr, die Flugzeuge zu warten. Und unsere 60.000 Mitarbeiter investieren sehr viel Zeit und Engagement, um diese hohe Qualität zu halten. Wie zum Beispiel der Mechaniker, der schon etwas überprüft, was laut Wartungsbuch noch warten könnte.

Dieser Einsatz zahlt sich aus. Denn in der größten Umfrage, die je bei den Viel- und Weitgereisten dieser Welt gemacht wurde, sind wir unter den vier besten Fluglinien gelandet.*

Wenn Sie jetzt gerne selbst erfahren möchten, wie pünktlich und genau wir sind, fliegen Sie doch mit uns nach Amerika.

Wir erwarten Sie in Frankfurt, München oder Düsseldorf und bringen Sie schnell und bequem nach Chicago, Dallas und New York.

Von dort aus geht's dann weiter zu über 200 Städten in den USA. Diesen Service bieten wir in Zusammenarbeit mit der regionalen Fluggesellschaft American Eagle.

Buchung und Informationen über Ihr Reisebüro. Oder American Airlines, Telefon 069/23 05 91 oder 01 30/41 14 zum Ortstarif.

* 1987 unter 28.000 Oft-Fliegern von einem unabhängigen Institut im Auftrag der IFAPA (International Foundation of Airline Passenger Associations), Genf (Schweiz) durchgeführt.



Mistral auf dem Mittelmeer – in Frankreich gibt es mehr Surfer als in jedem anderen Land der Erde. Der 25jährige Franzose Frédéric Giraldi schaffte die erste Atlantiküberquerung auf dem Surfbrett.

Franzosen an allen Extremfronten. In 26 Tagen erreichte Stéphane Peyron als erster Mensch per Windsurf den magnetischen Nordpol – bei Temperaturen von minus 20 Grad und Stürmen von manchmal 100 Stundenkilometern.

Nicolas Hulot und sein Freund Hubert de Chevigny machten weltweit Schlagzeilen, als sie in ultraleichten Flugzeugen die 2000 Kilometer von Resolute Bay im geographischen Norden Kanadas zum geographischen Nordpol flogen.



Windsurfer Peyron: Bei minus 20 Grad zum Pol

Daniel Menguy schwamm in über 46 Stunden als erster Mensch von Korsika zum italienischen Festland – immerhin 150 Kilometer. 28 Meter tief stürzte sich im spanischen Ordesa-Nationalpark der Franzose François Cirotteau mit seinem Kajak über einen Wildwasserfall in die Tiefe – Weltrekord.

Der 24jährige Christophe Profit stellte einen Bergsteiger-Rekord auf, indem er die schwersten Nordwände der Westalpen – Matterhorn, Eiger und Grandes Jorasses – innerhalb von 24 Stunden bezwang, ohne Seil und Haken. Ein Hubschrauber flog ihn von einem Berg zum anderen. Mit einem Hängegleiter segelte Jean-Marc Boivin als erster Mensch vom Mount Everest zu Tal.

An einen Zeichentrickfilm glaubten Franzosen zunächst, als sie auf dem Bildschirm ihren Landsmann Laurent Bouquet in Aktion sahen. Mit einem Surfbrett an den Füßen springt er aus dem Flugzeug, rast dann – fast doppelt so schnell wie ein frei stürzender Fallschirmspringer – mit 350 Stundenkilometern stehend durch Wolken und an Berggipfeln vorbei, um schließlich am Fallschirm niederzugehen.

Einen Weltrekord stellte der Fallschirmspringer Jean-Bernard Bonnet auf: Er sprang aus 11 050 Metern ohne Sauerstoffgerät in die Tiefe. Der Skilehrer Pierre Tardivel, 24, fuhr die 800 Meter hohe, bis zu 65 Grad steile Eisrinne des Grand Pillier d'Angle am Montblanc hinab. Diese Route war als „extrem schwierig" selbst für Bergsteiger eingestuft, erst 1962 von einer Seilschaft des legendären Italieners Walter Bonatti erstmals bezwungen worden.

Zu Frankreichs neuen Abenteurern gehören Leichtfüße und ernsthafte Wissenschaftler. Florent Carmin sprang – barfuß – 28,90 Meter über eine Wasserskisprungschanze – Weltrekord. Alain Prieur flog 84,30 Meter weit über die Olympia-Schanze von Grenoble – mit dem Motorrad. Auch das war Weltrekord.

Für wissenschaftliche Zwecke quälte sich der französische Arzt Jean-Louis Etienne allein in 64 Tagen mit Skiern zum Nordpol und zog sein Gepäck wie ein Schlittenhund hinter sich her – vor ihm hatte das noch niemand geschafft. Véronique Le Guen ließ sich am 11. August für chrono- und neurobiologische Tests in den Cévennen in 82 Meter Tiefe total isolieren – 100 Tage will sie unten bleiben.

Wie die Amateure, so die Profis: Über der Hälfte aller Basislager im Himalaja weht die Trikolore, in einer von vier Expeditionen zu Nord- und Südpol frieren Franzosen, kein anderes Land der Erde stellt so viele Teilnehmer und Sieger an schwersten Atlantikregatten, Weltumsegelungen oder mörderischen Wüstenrallyes à la „Paris-Dakar".

Warum ist das so? Der seinen Landsleuten durch TV-Serien vertraute Psychoanalytiker Jean-Pierre Winter glaubt,



Rothmans
Rothmans
KING SIZE
Best tobacco
money can buy
An Bord von mehr als 140 Schiffahrts-Linien,
auf allen sieben Weltmeeren, in über 160 Ländern,
auf allen fünf Kontinenten ist er hoch geschätzt:
Der unverwechselbare, würzige Geschmack
der Rothmans King Size.
Made in Great Britain
Rothmans
KING SIZE
ROTHMANS OF PALL MALL, LONDON, EST. 1890
688
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,2 mg Nikotin und 14 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)

daß die Franzosen die großen ideologischen Konflikte und den Klassenkampf früherer Jahre vermissen. Also kompensieren sie den Verlust, sie „investieren" in eine „Ideologie des Körperlichen". Und: Sie liefern sich „dem Angstzustand der Grenzbereiche" aus, in einer „symbolischen Begegnung mit dem Tod".

Für Guy Drut, 1976 Olympiasieger über 110 Meter Hürden, nun stellvertretender Bürgermeister von Paris sowie Abgeordneter, hatte Frankreich „als cartesianisches Land immer den Geist vom Körper getrennt" – Denken und Sport als Widerspruch. Damit sei es vorbei, die Franzosen gefielen sich im Genuß des „Künstlerischen", das sie in gefährlichen Übungen sehen.

Eine neuartige Lust zur „Inszenierung des eigenen Körpers angesichts der Elemente" beobachtete „Le Point". Die atemraubende Ästhetik des wohl weltbesten Freikletterers, des Franzosen Patrick Edlinger, 28, beschrieb das Blatt geradezu schwärmerisch als „Bodybuilding mit Kalk- oder Granitmassen".

Ex-Staatssekretär Mazeaud ist überzeugt, daß Frankreichs „archaisches Schulsystem" des unkreativen Paukens, der harten Prüfungen und der ständigen Jagd nach Diplomen eine neue Generation zur Abenteuersuche und zum Ausbruch aus dem vertrauten Milieu treibe. Mazeaud: „Es ist die physische Alternative zur Flucht in die Drogenwelt."

Außerhalb Frankreichs dominiert unterdessen noch immer das Bild vom weichen Franzosen, dem Frauen-, Küchen- und Weinliebhaber. Waren nicht noch vor wenigen Jahren Tennisanlagen in Frankreich wie leergefegt, wenn sich auch nur eine kleine Regenwolke zeigte? Stieg ein einziger Franzose in den Atlantik, wenn das Wasser kälter war als 22 Grad?

In herkömmlichen Sportarten ist das Land der Pasteten und Weine international noch immer schwach, in Seoul holte es nur insgesamt 16 Medaillen. Nun aber hat Frankreich das Feld der klassischen Leibesübungen einfach übersprungen – direkt ins Extreme, hinein zu Marathon und Triathlon, Sturmläufen auf den Gipfel des Mont Blanc und zurück. Hulot: „Der Sport genügt den Franzosen nicht mehr, sie suchen neue Herausforderungen."

Für den Chefredakteur des vor fünf Monaten gegründeten Abenteuer-Magazins „Les nouveaux aventuriers", Jean-Pierre Binchet, steht fest, daß auf der Härtewelle vor allem junge Franzosen surfen, die „ihren Eltern nicht mehr gleichen wollen".

Der Arzt Michael Prüfer, 28, ist überzeugt, daß seine Nation neuerdings getrieben ist vom „Geist, etwas zu ändern, etwas zu entdecken". Der junge Doktor aus Savoyen ist Experte. Er hält den Geschwindigkeitsweltrekord auf Skiern – 223,741 Stundenkilometer, 100 Meter in etwa 1,6 Sekunden.

FORMEL 1

Richtig hochgeschaukelt

Die Zigarettenindustrie trägt den Kampf um Marktanteile zunehmend im Rennsport aus. Vier deutsche Fahrer könnten die Nutznießer sein.

Was Jürgen Freund, 39, als Camel-Marketing-Chef weltweit gelernt hatte, wollte er, nun in der Position des Vorstandsvorsitzenden der Deutschland-Dependance, auch national anwenden: die Vermarktung seines Produkts mit Hilfe der Formel 1. Doch seine Bestandsaufnahme des deutschen Motorsports war zunächst ernüchternd.

„Wir haben", resümierte Freund, „keinen Boris Becker in der Formel 1." Da ein Sponsor aber „einen Hero" brauche, müsse jemand aufgebaut werden, „mit dem wir uns assoziieren können". Die Suche hatte Erfolg: Der neue Held kommt aus dem schwäbischen Waiblingen, heißt Joachim Winkelhock, 28, gewann in diesem Jahr die deutsche Formel-3-Meisterschaft und ist, immerhin, so blond wie Boris.



Formel-1-Kandidat Winkelhock
Zwei Millionen im Rücken

Daß der jüngere Bruder des 1985 bei einem Sportwagenrennen in Kanada tödlich verunglückten Manfred Winkelhock den Aufstieg zum erfolgreichen Formel-1-Piloten schafft, davon ist Freund überzeugt. Er gab Reynolds Tobacco International, der Londoner Koordinationsstelle aller Motorsportaktivitäten des Hauses, den Auftrag, für Winkelhock „ein Cockpit zu finden". Bei der Suche sind rund zwei Millionen Mark, von Camel und dem Motorenölhersteller Liqui Moly, behilflich.

Außer dem derzeit einzigen deutschen Grand-Prix-Fahrer Bernd Schneider, 24, der auch im kommenden Jahr für das Zakspeed-Team aus dem Eifelörtchen Niederzissen startet, haben noch Winkelhock, Volker Weidler, 26, aus Weinheim und der Münchner Christian Danner, 30, gute Aussichten auf einen Arbeitsplatz in der Formel 1.

Sie könnten davon profitieren, daß in der Branche so viele Jobs zu vergeben sind wie nie zuvor und eine stärkere Präsenz der deutschen Fahrer vor allem von der werbenden Zigarettenindustrie gewünscht wird.

In der Saison 1989 konkurrieren 40 Wagen, zehn mehr als in diesem Jahr, um die pro Rennen zu verge-



Formel-1-Pilot Schneider: Marktpolitische Zwänge

VIVA

DM 5,50
Dezember
12/1988
sfr 5,50
öS 40



MODE Heiße Farben für den Winter ◆ **SCHMUCK** Die Kraft der Steine ◆ **MÄNNER** Keine Freundin – wohin mit der Lust? ◆ **LEUTE** Barbara Hershey, Hollywoods neuer Star **USW...**

Baader, Lang, Behnken

„Für wen macht ihr Viva?“

„Für uns – und alle, denen sie auch gefällt!“

Viva, neu ab 9. 11. für 5,50.

benden 26 Startplätze. Die Gründe des Booms: Mehr Rennstallbesitzer drängen in das florierende Formel-1-Geschäft, eine neue Regel schreibt den Einsatz von zwei Fahrzeugen pro Team vor.

Die Hoffnungen der Deutschen Winkelhock, Weidler und Danner, im nächsten Jahr den Aufstieg in die höchste Motorsportklasse zu schaffen, basieren auf sieben derzeit offenen Stellen:

- ▷ vier Autos des Schweizers Walter Brun, der jüngst den Brabham-Rennstall des Engländers Bernie Ecclestone gekauft hat und weiterhin das Team EuroBrun besitzt;
- ▷ zwei Autos des pfälzischen Felgenfabrikanten Günter Schmid (Rial), der mit Marlboro weiterarbeiten möchte und daher geeignete Fahrer sucht, die bei dem Tabakkonzern unter Vertrag stehen;
- ▷ ein Auto des französischen Rennstalls AGS, der zur Etatdeckung mit dem Mineralölkonzern Total verhandelt. Solange kein Vertrag unterschrieben ist, bleibt die Besetzung des zweiten Fahrers, neben der Nummer eins, Philippe Streiff, offen.

Das Engagement von Camel und Zakspeed-Sponsor West auf dem deutschen Markt hat Marlboro dazu bewogen, ebenfalls einen deutschen Fahrer in die Formel 1 zu lancieren. Das ist die Chance für Weidler, bei Rial unterzukommen. Schon seit fünf Jahren genießt er die Vorzüge des Marlboro-Nachwuchsprogramms, wurde 1985 deutscher Formel-3-Meister und bekam in diesem Jahr von Marlboro eine Formel-3000-Saison finanziert.

Auch wenn die Firmen ihre Talentförderung betonen – ihr Investment ist kalkuliertes Marketing. Der rückläufige Zigaretten-Markt hat einen harten Verdrängungswettbewerb entfacht.

Die klassische Werbung in den Printmedien reicht nicht mehr allein. „Wir wollen", erklärt Reynolds-Chef Freund, „in den tagtäglichen Konsumentenkontakt." Die Frage, wo der typische Camel-Kunde, nach Meinung der PR-Strategen ein junger Mann mit Neigung zum Individualismus, „in der Freizeit zu erwischen ist", hat der Konzern vor zwei Jahren beantwortet: beim Studium der Formel 1.

Wie erfolgreich die Werbebotschaft sein kann, erfuhren die Tabakhersteller schon auf verschiedene Weise: Reemtsma drehte seine fallende West in eine Wachstumsmarke um, obwohl das gesponserte Team, Zakspeed, bislang nur hinterherfährt.

Marlboro, das nach Ayrton Sennas Titelgewinn zum vierten Male in den letzten fünf Jahren auf dem Weltmeisterauto plakatiert, verbucht im deutschen Markt permanentes Wachstum – fast jede vierte Zigarette wird aus der rot-weißen Packung gefingert.

Nur logisch, daß Reynolds Tobacco International, vom Erfolg der Konkurrenz inspiriert, ebenso in die Formel 1 drängt, um den Abwärtstrend der Camel zu bremsen.

Lotus lackierte 1987 seine beiden Rennwagen knallgelb, das Camel-Logo schimmerte in großen blauen Lettern. Das Feedback folgte schneller als erwartet. In Brasilien und Japan, den Heimatländern der beiden Lotus-Piloten, erreichte Camel einen noch größeren Bekanntheitsgrad als der Marktführer Marlboro.

Diese Strategie wurde jetzt auch auf Europa übertragen. Sorgfältig nach Absatzländern ausgewählt, heuerte Camel Anfang 1988 unter anderen Alessandro Nannini (Italien), Thierry Boutsen (Belgien), Philippe Alliot (Frankreich) und Jonathan Palmer (England) an.

In Deutschland profitiert sogar die nationale Formel 3 von der Mobilmachung der Werbestrategen. In der nächsten Saison werden Marlboro, Camel und West mindestens je einen deutschen Fahrer unterstützen, obwohl die freiwillige Werbebeschränkung in der Bundesrepublik jede Promotion im Rennsport untersagt.

Das Rennfieber, so scheint es, hat ganze Führungsetagen infiziert. In der Sorge, den Anschluß zu verpassen und ein Talent zu übersehen, setzen die Förderer schon an der Basis an. Freund: „Wir haben uns gegenseitig richtig hochgeschaukelt.“

Daß Zakspeed-Pilot Bernd Schneider als einziger des deutschen Rennfahrer-Quartetts seinen Arbeitsplatz sicher hat, verdankt er dem Sponsor West. Aus marktpolitischen Gründen, so erklärt Reemtsma-Manager Hans-Joachim Wieckmann, „ist ein Deutscher im Team notwendig“.

Die marktpolitischen Zwänge von Team-Eigner Erich Zakowski wiederum erfordern auch die Verpflichtung eines Piloten aus Fernost. Aguri Suzuki, 28, ist die Mitgift des japanischen Yamaha-Konzerns, der Zakspeed 1989 kostenlos und exklusiv mit Motoren beliefert.

Bei seinem ersten Formel-1-Auftritt, vorletzten Sonntag beim Großen Preis von Japan, war Suzuki allerdings offensichtlich überfordert: Zweimal drehte sich der Lola-Gastfahrer auf der Strecke.

Die Kombination Suzuki/Schneider kann Zakowski nicht glücklich machen. Sein Angebot, dem talentierten Schneider eine Formel-3000-Saison zu finanzieren, um einen routinierten Topfahrer für das erste Zakspeed-Auto verpflichten zu können, scheiterte am Veto von Schneider und von West.

Jetzt muß Zakowski mit neuem Fahrzeug, neuem Motor und zwei Nachwuchsfahrern in die für ihn entscheidende Saison. Der Millionenvertrag mit West läuft 1989 aus, ob er verlängert wird, will Reemtsma von den Ergebnissen abhängig machen. ◆

Wir bauen Automob
transpo
sondern M



Links sehen Sie ein egoistisches Automobil. Seine PS und sein Antriebs-System reisen komfortabler als seine Passagiere.

Rechts sehen Sie den Saab 9000. Sein Motor ist quergelegt. Damit Sie und Ihre Mitreisenden es nicht tun müssen. Und er hat Frontantrieb. Damit sich kein wulstiger Kardantunnel im Innenraum breitmacht.

Das Ergebnis: mehr Platz vorn, mehr Platz hinten und mehr Platz ganz hinten. – 625 l im Normalzustand. 930 l bei zu 40% umgeklapptem Rücksitz. 1.040 l bei 60%. Und 1.600 Liter bei ganz vorgeklapptem Rücksitz.

Mit diesem Mehr ist der Saab 9000 von der unabhängigen amerikanischen Umweltbehörde EPA als „large car" eingestuft worden. Als einer von zwei Europäern. Der andere kommt aus Großbritannien und gehört unter anderem zum Fuhrpark des Buckingham-Palastes.

Wie groß ist nun groß? Das stellen Sie am allerbesten so fest: Sie gehen zum Saab-Händler (um telefonische Anmeldung wird gebeten), steigen in den reservierten Saab 9000 ein, fahren nach Hause, holen Ihre Familie mit allen Koffern ab und *machen eine Probefahrt.*

Nicht einmal um den Häuserblock. Denn so spüren Sie nur seine Bequemlichkeit – die Arm-, Bein- und Kopffreiheit, die Sitze, die bei ihm mit Federkern gepolstert sind und nicht, wie so oft üblich, mit gewöhnlichem Schaumstoff.

Sondern ein gutes Stück durch die Stadt. Denn nur so spüren Sie seine Wendigkeit in den Straßen, seine feinfühlige, hilfreiche Servolenkung, besonders beim Einparken, und die Notwendigkeit eines rechten Außenspiegels, den sich namhafte Deutsche immer noch extra bezahlen lassen.

Und dann ein gutes Stück Landstraße. Denn so spüren Sie seine außergewöhnliche Beschleunigung, die vergleichbaren Automobilen um mehr als 20% überlegen ist. In Zeit, Metern, Nerven. Sein präzises Fahrwerk, seine ideale Gewichtsverteilung – 60% lasten auf den 15 Zoll großen Vorderrädern – und wiederum seinen Frontantrieb, der Sie ruhig und sicher auch durch engste Kurven bringt.

ile, die keine Technik rtieren, Menschen.

Und zum Schluß ein gutes Stück auf der besten Straße der Welt, auf der Autobahn. Denn so spüren Sie seine herausragende Reisequalität, seinen Hochleistungs-Motor, der nicht für schnelle Spurts ausgelegt ist, sondern für den langen Atem – auch am Berg. Seine Laufruhe, die äußerst geringe Geräuschübertragung durch aufwendiges Dämm-Material. (Wahlweise als Einspritzer mit 16-Ventil-Technik oder 16-V-Turbo mit Ladeluftkühler und der neuen, 40.000 Volt starken Saab Direkt-Zündung.) Sein ausgezeichnetes, von der Fachpresse oft gelobtes Heizungs- und Lüftungs-System. Innerhalb einer Minute tauscht es die Luft 2,5mal durch 13 Düsen komplett aus. Sie atmen stets saubere, frische Luft ein und nicht verbrauchte, abgestandene. Und seinen bis heute einzigartigen Innenraum-Luftfilter, der weder Straßenstaub, Dieselruß noch Pflanzenpollen ins Wageninnere läßt. Falls Sie oder ein Mitglied Ihrer Familie heuschnupfengeplagt ist, im Saab sind Sie geschützt. Ohne Aufpreis. Verstehen Sie ihn als serienmäßigen Beitrag zu mehr Sicherheit.

Jetzt haben wir ausführlich über eine – theoretische – Probefahrt mit dem Saab 9000 gesprochen. Auf einer – praktischen – Probefahrt spricht er für sich selbst. Seien Sie doch endlich einmal egoistisch.

Eine Postkarte an die Saab Deutschland GmbH, Berner Straße 89, 6000 Frankfurt 56, genügt völlig. Oder ein kurzer Anruf. Telefon: 069/5006-1.



SAAB 9000

Auf langen Strecken zu Hause.





Schiedsrichterin Kompalla: „Nie von hinten an die Spieler ranfahren“

EISHOCKEY

Nicht geheuer

Die Herrenriege des Deutschen Eishockey-Bundes fürchtet um eine Domäne: Die einzige Profi-Schiedsrichterin der Welt will in der 1. Bundesliga Spiele leiten.

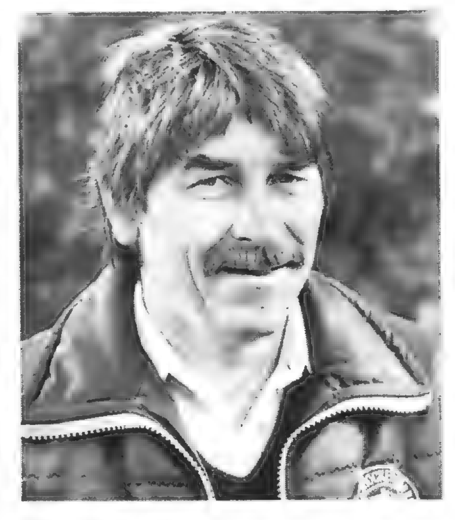
Sobald Nicole Kompalla in den Eishockey-Stadien erscheint, geht der Zirkus los: „Da sind zwölf Löwen, und ich bin der Dompteur.“

Während der Dressur, sagt die junge Frau mit den langen blonden Haaren, müsse sie sich mitunter „so gemeine Beschimpfungen“ anhören, daß sie deren Wortlaut als „Kulissengeheimnis“ hütet. Nicole Kompalla, 24, bändigt als Schiedsrichterin Bundesliga-Profis. Manche Cracks, meint sie, ließen zwar „ihr Gehirn gleich in der Kabine“, alles in allem aber handele es sich um „ganz normale Männer“.

Seit gut sechs Jahren leitet die Tochter des bekanntesten deutschen Eishockey-Referees Josef („Jupp“) Kompalla Spiele, 1986 erhielt sie die Lizenz als „Linesman“ für die 2. Bundesliga und darf seither als einzige Schiedsrichterin der Welt bei den Profis pfeifen.

Als sie mit 17 Jahren erstmals auf einer Lehrgangsliste stand, prophezeite der Vater, der schon mal mit Charles Bronson verwechselt wird, sie werde „mit dem Kopf unter dem Arm nach Hause kommen“. Der Deutsche Eishokkey-Bund (DEB) war irritiert, doch die Satzung schloß Frauen als Schiedsrichter nicht aus. Sie selbst erinnert sich, „alle hielten mich für bescheuert“.

Vom Vater hat sie „gelernt, daß man nur mit Fingerspitzengefühl die Regeln richtig auslegen kann“. Bei zwölf Weltmeisterschaften und drei Olympischen Spielen wurde der in Kattowitz geborene Kompalla eingesetzt. Als er 1986 seine internationale Laufbahn beendete, hatte er in 156 Länderspielen geschlichtet.



Vater Kompalla
„Nur mit Fingerspitzengefühl“

„Wenn ich bei Schlägereien dazwischenfahre“, sagt Tochter Nicole, „sind die Spieler viel zu perplex, um einer Frau was zu tun.“ Man dürfe aber nie „von hinten an die Spieler ranfahren, sondern immer schön von der Seite, damit sie dich auch sehen.“

Fehlende Schlagkraft bei den im Eishockey üblichen Rangeleien, die von den „Linesmen“ zu schlichten sind, ersetzt sie durch Schlagfertigkeit. „Ich habe die Hand gehoben, glaubst du, ich will damit oben die Glühbirnen rausdrehen?“ fauchte sie einen Trainer an, der sie ständig kritisierte. Als unlängst einer der gepanzerten Cracks einen Schlagschuß „voll auf die Zwölf“ bekam und sich vor Schmerzen krümmte, wollte sie ihm helfen. „Aber“, wußte sie, „ich konnte ihm doch nicht mit der Hand in die Hose gehen.“ So fragte sie, ob der Tiefschutz zu klein geraten sei. Nein, jammerte der Tiefgetroffene, der sei eher viel zu groß. Beide hätten daraufhin so gelacht, daß die Pein vergessen war.

Eishockey ist für die Verwaltungsangestellte beim Sport- und Bäderamt der Stadt Krefeld, die Erstklässlern in einem Pilotprojekt das Schlittschuhlaufen beibringt, „wie eine Droge“. Um die volle Dosis zu inhalieren, will sie deswegen nach drei Jahren Zweite Liga in die Bundesliga aufsteigen. Als Linienrichterin dürfte sie dann beispielsweise zum Canada Cup oder zu Weltmeisterschaften fahren. Dem DEB jedoch ist eine Bundesliga-Schiedsrichterin Nicole Kompalla nicht geheuer – Crosschecks und ihre Bestrafung sind Männersache.

„A Riesenwirbl“ und „a Grundsatzfragn“ sieht Schiedsrichter-Obmann Helmut Böhm aus Landshut im Thema Kompalla. Nun will das Mannsbild „mal endgültig klären, was Frauen auf dem Eis zuzumuten ist und wo die oberste Grenze ihrer Belastbarkeit liegt“. Wo doch „die Damen immer häufiger in unseren harten Sport reindrücken“. Immerhin eifern gut ein Dutzend Geschlechtsgenossinnen Nicole Kompalla in den unteren Ligen nach.

Ende dieser Woche will sich Böhm bei einer DEB-Sportausschuß-Sitzung Rükkendeckung holen, um dann die Frage „grundsätzlich“ zu besprechen. Die Kompalla sei „halt läuferisch nicht so perfekt wie ein Mann“. Und bei den Streitschlichtungen gebe es womöglich „anfangs einen fraulichen Effekt, aber beim zehnten Mal geht es“, so fürchtet er, „doch drunter und drüber“.

Der Ausschußvorsitzende Fritz Brechenmacher hat „keine Bedenken, wenn sie die Leistung bringt“. Im letzten Lehrgang habe sie durchaus „einen recht guten Eindruck gemacht“, Kamerad Böhm möge sich ruhig „flexibel zeigen“ und Nicole Kompalla einmal „testweise für die Bundesliga nominieren“.

Vor brisanten Duellen, zum Beispiel zwischen der Düsseldorfer EG und den Kölner „Haien“, kennt „die Kompalla“ (Böhm) längst keine Angst mehr. Einmal bereits pfiff sie vor 10 000 Zuschauern ein Vorbereitungsspiel der beiden Top-Teams der Bundesliga. Zwar hatte sie anfangs „eine leichte Gänsehaut“, doch dann lief „alles super“.

Für die stimmungsseligen Fans des immer mehr zum Showsport abdriftenden Eishockeys ist Nicole Kompalla eine zusätzliche Attraktion. „Richtig toll“ findet es die Junggesellin, wenn ihr Name in Chorälen gefeiert wird, aber „dann kriege ich immer einen hochroten Kopf und fühle mich ganz klein“.

Der Grund: Wenn die Stimmung auf dem Höhepunkt ist, fordern ihre Verehrer von den Rängen auch schon mal: „Ausziehen, Kompalla.“ ◆

Haben Sie genug Ausdauer?



Ex-Turnweltmeister Eberhard Gienger.

»Wer intensiv Sport treibt, schwitzt. Dabei gehen Flüssigkeit und Mineralsalze verloren – die Folge Leistungsabfall. Gleichen Sie diese Verluste möglichst schnell aus – mit ISO-Mineral-Drink und Magnesium-Brause-Tabletten. Die neun Nesfit-Produkte decken Ihren Mehrbedarf an Kohlenhydraten, Mineralstoffen und Eiweiß.«





DAS SPORTERNÄHRUNGSPROGRAMM
FÜR AUSDAUER, KRAFT UND FITNESS



Verhaltensforscher Lorenz: Hoffnung auf eine kopernikanische Wende

Konrad Lorenz: Von der Gans aufs Ganze

SPIEGEL-Autor Peter Brügge über den Nestor der Verhaltensforschung und seine Theorien

Mit seinem Schlüsselwerk über Aggression bei Mensch und Tier („Das sogenannte Böse") provozierte Konrad Lorenz vor einem Vierteljahrhundert Millionen von Lesern: Der menschliche Geist, so Lorenz' Befund, ist nicht frei, sondern gekettet an ein ererbtes Instinkt-Programm. In einem SPIEGEL-Gespräch (Seite 254) antwortet Lorenz, der Mitbegründer der vergleichenden Verhaltensforschung, auf die Frage: Kann die Menschheit überleben?

Die indischen Stare im Zimmer ahmen täuschend das Gummiquietschen des Rollstuhls nach, mit dem sich Konrad Lorenz vorwärtsbewegt. Hören könnte er sie nur über das Mikrophon und die Ohrenklappen eines Lautverstärkers.

Ein alter Schüler hat dem 85jährigen Verhaltensforscher das unförmige Gerät für den Dialog mit Besuchern zusammengebaut und es damit weit über die technisch perfekten Angebote neumodischer Hör-Elektronik erhoben. Neue Technologie hat diesen Nobelpreisträger stets befremdet.

Wenige Meter nur sind es zum herrschaftlichen Treppenhaus der Villa Lorenz. Jahrelang hat ein mittlerweile nutzloser Sessellift dort den Naturforscher hinab in die Halle befördert, in weitem Schienenbogen vorüber an einem allegorischen Wandgemälde, auf dem er selber engelgleich als Kleinkind lächelt. Totes Gleis nun: Die Arthrose versperrt dem alten Mann selbst diesen Weg. Er kann sein weltberühmtes Aquarium nicht mehr erreichen, nicht mehr den Park des Altenberger Elternhauses und auch nicht mehr die schmale, steile Gasse vor dem Tor, die den unter Orthopäden unvergessenen Namen Adolf Lorenz trägt, den seines Vaters.

Durch ein Fenster nur könnte er noch hinüberspähen Richtung Donau. Dort, in den Flußauen im Westen von Wien, hat seine Forschung einst begonnen wie ein Kindermärchen. Einer mit seinem Namen verbundenen Bürgerbewegung ist es zuzuschreiben, daß die Freßgier der Energie-Erzeuger hier haltgemacht hat und weiter flußaufwärts das Kernkraftwerk Zwentendorf stilliegt.

Der Fluß ist nah und unerreichbar. Einen kranken Mann wie Konrad Lorenz können kaputte Gelenke andererseits nicht von der Welt abschneiden. Zu seinem 85. Geburtstag, am Montag dieser Woche, hat er ihr ein abschließendes Werk über die Graugans (Anser anser) und die Frage präsentiert, wieso gerade sie zum Wappentier seiner letztlich auf den Menschen zulaufenden Verhaltensforschung hat werden müssen*.

Noch immer offeriert er Forschung wie ein Erzähler. Noch immer wirkt jede seiner Notationen, als äußere sich ein Monument, als führe er noch als Greis das Wort in jenem unvollendeten Kapitel Aufklärung, das 1859 unter dem Namen Darwin begann.

Denn Konrad Zacharias Lorenz kam von der Gans aufs Ganze. Von keinem Naturforscher des 20. Jahrhunderts haben so viele Zeitgenossen so Einschneidendes über Tiere und das Tierähnliche in sich erfahren wie von ihm.

Nicht in Laboratorien und durch ausgeklügelte Experimente hat er dieses Wissen gesammelt, sondern durch Beobachtung, Einfühlung, Vergleich; in animalische Lebensabläufe eintauchend wie noch niemand zuvor. Verhalten in seinen subtilsten Facetten, das jeder Art offensichtlich vorgegebene Muster, nach dem geworben und gebrütet, erlernt, gekämpft, erobert, gefüttert und kommuniziert wird – das war sein Stoff. Ähnlichkeiten zwischen den Bewegungs- und Reaktionsabläufen von Fischen, Vögeln, Säugern und schließlich dem Säuger Mensch sprangen ins Auge.

Daß dies alles ebenso wie Körperformen und Knochenbau in genetischen Programmen festgelegt und vorbereitet sein müßte, hatte bereits sein Lehrer, der Zoologe Oskar Heinroth, erwogen. Der Ethologe Lorenz zog daraus die weitestmögliche Konsequenz. Im artspezifischen Verhalten, so entdeckte er, spiegelt sich eine weitverästelte Verwandtschaft aller Lebenssysteme auf der Erde und deren letztlich gemeinsame Entwicklungsgeschichte.

Die Maßstäbe für die Erklärung animalischen Verhaltens kehrten sich um. Darwin hatte sich noch eine „verzweifelte Ameise" vorstellen, Brehm dem Iltis dessen „Blutrausch" verübeln können. Statt Tiere dergestalt zu vermenschlichen, haben Lorenz und seine Mitdenker es populär gemacht, die Tierverwandtschaft menschlichen Funktionierens zu akzeptieren.

Aus der Beobachtung von Graugänsen und Buntbarschen, Feuersalamandern und Ratten, Hunden und Hominiden ergaben sich für sie unabweisbar

* Konrad Lorenz: „Hier bin ich – wo bist du?" Piper Verlag, München; 348 Seiten; 48 Mark.

Entwicklungslinien, die zur eigenen Spezies hinführten. Was ihr die Evolution ins Erbgut gepackt hat, das betraf nicht nur äußerliche Merkmale, von denen ja seit Darwin die Rede war, sondern ein genetisch kodifiziertes Programm aus Trieben, Instinkten, Reflexen, Verhaltensabläufen aus der tierischen Ahnenkette. Die Lehre von Lorenz lieferte die biologische Erklärung dessen, was Sigmund Freud Jahrzehnte zuvor erkannt hatte: Der Mensch ist „nicht einmal Herr im eigenen Haus".

Welch bedrohliches Mißverhältnis zu den geistigen Höhenflügen des Menschen sich aus der ererbten Sicht- und Handlungsbeschränkung ergibt, das wurde zu einem Lebensthema des Tierforschers Lorenz, der im Wien Sigmund Freuds studiert und von Freud nichts begriffen hatte. Die Diskrepanz zwischen menschlichem Geist und natürlicher Veranlagung gipfelt in einer auch für den 85jährigen immer noch „unglaublichen" Pointe: Der Mensch, das, wie er sagen muß, „blöde Vieh", ist „mit seinem Gehirn imstande, sich selbst und alle anderen auszurotten".

Zu so globalen Perspektiven hat sich ausgeweitet, was mit einer Gutenachtgeschichte für den fünfjährigen Konrad Lorenz begonnen hatte. Selma Lagerlöfs Erzählung von Nils Holgerssons Reise mit den Wildgänsen ist ihm vom Kindermädchen vorgelesen worden mit dem Effekt, daß er ein Wasservogel werden oder wenigstens einen besitzen wollte.

Das frisch geschlüpfte Entenküken, das er darauf zum Spielen bekam, ist ihm wie einer Entenmutter überallhin, auch ins Bett, gefolgt. So erlebte er zum erstenmal das Phänomen der Prägung, dessen komplexe wissenschaftliche Erklärung später zu seinen Verdiensten gerechnet werden sollte. Unwiderruflich, nach einem nur für äußerst begrenzte Zeit „offenen" genetischen Programm, wird der Jungvogel auf das erstbeste Wesen fixiert, das sich ihm in dieser Phase zuwendet.

Lorenz seinerseits scheint von der ersten ihm noch unerklärlichen Anhänglichkeit eines Tieres in einer gleichfalls sehr empfänglichen Entwicklungsphase angerührt und unwiderstehlich – wenngleich nicht ausschließlich – auf solches Geflügel geprägt worden zu sein.

Ein paar Jahre später hat ein Feuersalamander aus dem Wienerwald ihm erstmals einen augenfälligen Beweis stammesgeschichtlicher Evolution geboten. Dieses mit Lunge ausgestattete Wesen gebar kiementragende Larven ins Wasser, die bei ihrem Werdegang zu Salamandern wieder Lungen entwickelten und ertrunken wären, hätten sie nicht rechtzeitig das Trockene erreicht.

Dieser im Zeitraffer wiederkehrende Ablauf von Jahrmillionen des genetischen Wandels setzte in dem jungen Lorenz unauslöschliche Neugier für Darwins Abstammungslehre frei. Mit Gretel, seiner Spielgefährtin, die später seine Frau geworden ist, spielte er, hingerissen von so erweislicher Vorgeschichte des Lebens, Dinosaurier im elterlichen Park und zog hinter sich als Schwanz einen Gartenschlauch her.




Tierverhalten, Menschenverhalten*: „Der Mensch, das blöde Vieh"

Trotzdem wurde der Arztsohn erst einmal Doktor med., bevor er in Wien Zoologie und Psychologie studierte und seinen zweiten Doktortitel mit einer Dissertation über den Vogelflug erwarb. Seine ebenso brotlosen wie epochalen Verhaltensstudien an Graugänsen, Enten, Dohlen und anderem Getier hatten da schon aus dem Altenberger Herrenhaus eine zoologische Massenunterkunft gemacht.

Aus seinen Protokollen wurde erkennbar, welche arteigenen Tonfolgen und Bewegungsrituale Vögeln zur Verständigung dienten, wie verschiedene Arten von Fischen sich im Wettbewerb um Nahrung und Paarung verhielten. Mit Hilfe des Physiologen Erich von Holst lernte Lorenz die zunächst nur registrierten Triebabläufe auf ererbte und in vieler Hinsicht vergleichbare Programme zurückzuführen, welche aus dem Zentralnervensystem wirkten.

Diese vergleichende Verhaltensforschung offenbarte, wie solche Instinkthandlungen sich bis zur Auslösung durch einen „Schlüsselreiz" aufstauten und in Ermangelung eines solchen schließlich sogar leer abliefen. Durch „übernormale Auslöser", wie andere Ethologen experimentell bewiesen, lie-



Lorenz mit Graugänsen (1973): „Du bist mein Held, dir vertraue ich"



* Ulbricht und Chruschtschow 1964.

ßen sich die Instinkte auch für ganz andere als die genetisch vorbereiteten Zweckorientierungen mobilisieren. Die Verführer aus dem Werbegeschäft spielten das auf ihre Weise durch. Mit Hilfe abgewandelter Sexualsymbole bedienen sie sich jenseits der Reichweite des Verstandes der Instinkte des Verbrauchers Mensch.

Es zeichnete sich ein Schema ab, nach dem Konrad Lorenz Anfang der sechziger Jahre den für Tier und Mensch lebensnotwendigen Aggressionstrieb und die angeblich unausbleibliche Anreicherung eines aggressiven Potentials anschaulich zu machen versuchte: das Modell einer „Psycho-Hydraulik".

Nicht naturgerecht abgerufene Energie mußte danach, wie aus einem vollen Gefäß, überfließen in Ersatzbefriedigungen. Sich suggestiver Bilder zur Verdeutlichung äußerst komplexer Lebensprozesse zu bedienen, das hat, wie Lorenz zugibt, etwas mit seinem andächtigen Vertrauen in die „Gestaltwahrnehmung" zu tun. Sie ist – darin erinnert er an den Naturforscher Goethe und auch an Freud – sein intuitiver Königsweg zum Wesenskern natürlicher Systeme.

Jüngste Forschungen ergaben, wie aggressive Energie jedoch auf sehr viel subtilere Weise und in sehr viel mehr Spielarten innerhalb von Körpern und Gesellschaften umgeleitet oder im Zentralnervensystem sogar annulliert werden kann. Trotzdem setzen viele Anhänger von Lorenz weiterhin die Unvermeidlichkeit von Triebstau, Randale und Unfrieden voraus, als sei Psychohydraulik ein Dogma statt eine jener Denkhilfen, von denen der alte Lorenz sich mühelos entfernt.

Er hat immer Wert darauf gelegt, Hypothesen bei mangelnder Tragfähigkeit ohne viel Federlesens zu verabschieden, „am besten zu jedem Frühstück eine". Die Fähigkeit dazu schöpft er aus einem gleichbleibend kindhaften Spieltrieb – einem Fundus, den nicht bloß er für ein Hilfsmittel von Genialität erachtet. Der Atomforscher Otto Hahn hat seinen Gesprächspartner Lorenz einmal leise gefragt: „Sind Sie kindlich? Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht falsch."

Mehr noch genoß Konrad Lorenz seine Fähigkeit zur Selbstkorrektur als Privileg der Spezies Mensch, als das, was deren Dominanz in der belebten Natur befeuert. Noch aus Fehlentwürfen kann sie erfolgreich Konsequenzen ziehen. Das hat sie in raketenhafter Beschleunigung aus jahrmilliardenlanger Arten-Evolution emporschießen lassen, wohingegen allen anderen Lebenszweigen Auskunft über Richtig oder Falsch nur dadurch wurde, daß sie weiterwuchsen oder abstarben.

Ethologie, und in ihrem Namen besonders Lorenz, machte sich anheischig, weit über streng umrissene Forschungsbereiche hinaus Lebenswissenschaft zu sein. Ihn hat das vor einem halben Jahrhundert dazu verleitet, aus der Degeneration von Haustieren fahrlässig auf die von Menschen und die Erfordernisse einer „Auslese" zum Wohle des „Volkskörpers" zu schließen.

Diese Tonart kam nazistischen Zucht- und Auslese-Ideen unvergeßlich entgegen. Viele Nachgeborene konnten das erst dem greisen Patriarchen Lorenz vergeben, als er wortmächtig zur Galionsfigur der Ökologiebewegung in Österreich wurde.

In Lorenz, dem Arzt und Tierbeobachter, gediehen naturgemäße Antworten auf Fragen der Philosophie. Ihm ging das schon im Kopf um, bevor er, ein nach eigener Einschätzung „philosophisch unverbogener Denker", in Königsberg, an der Universität des Immanuel Kant, den Lehrstuhl für Psychologie erklomm. Eine biologische Erklärung der menschlichen Erkenntnisgewinnung erschien ihm geboten.

Die ergab sich aus der seit Darwin um sich greifenden Einsicht in die Tatsache, daß es eine äonenlange Evolution des Lebens auf der Erde gibt, eine immer komplexere Anpassung lebender Organismen an die Naturgesetze. Die Reizverarbeitung in der Amöbe wie die in Zentralnervensystemen diente gleichermaßen einer eben nur milliardenfach verfeinerten Überlebenstechnik. Und das menschliche Gehirn, bislang höchstes Ergebnis solcher Informationsverarbeitung, war auch nur ein Orientierungssystem zum Überleben, nicht eine Sonde für ewige Wahrheiten.

Mit solchen Keimen einer Erkenntnislehre im Kopf zog Lorenz 1941 als Unterarzt in Hitlers Krieg. Er kehrte erst 1948 aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Österreich zurück. Mit sich führte er da einen zahmen Star und den Entwurf einer „Naturgeschichte menschlichen Erkennens". Den hatte er im Lager auf Sackpapier geschrieben.

Diesem Werk gab er den Titel „Die Rückseite des Spiegels" und hielt es selber für bedeutender als alles, was er über Tiere geschrieben hatte. Es erschien 1973, in dem Jahr, das ihm, seinem Freund und Forschungskumpan, dem niederländischen Widerstandskämpfer Nikolaas Tinbergen, und Karl Ritter von Frisch, dem Entdecker der Bienensprache, gemeinsam den Nobelpreis für Medizin und Physiologie einbrachte.

Daran, daß die Aufdeckung sozialer Verhaltensmuster bei Insekten, Fischen und Vögeln den Seelenärzten weiterhelfen würde, war ja kein Zweifel. Doch Lorenz wollte weiter reichen. Ihm sollten es die Menschen endlich abnehmen, in welchem Naturzusammenhang sie funktionieren und auf welche Weise ihre Sinneswahrnehmungen Wirklichkeit wiedergeben.

Die für unerklärbar erachteten, von Immanuel Kant „Apriori" genannten Vorgaben aller menschlichen Anschauung und Erkenntnis, das Erleben des dreidimensionalen Raumes und der Zeit, auch die unausweichliche, unentwegte Suche nach gradlinig auszumachenden Ursachen ließen sich biologisch definieren. Sie entsprachen der gespeicherten Erfahrung mit der realen Außenwelt, an der sich Lebenssysteme von Anbeginn an hatten orientieren müssen, und wurden auch nur diesem begrenzten Teil von Wirklichkeit gerecht.

Angesiedelt war das im Unterbau des vitalen Verrechnungswesens. Schon in primitiven Organismen hatte es seinen



Atomkriegsplaner*: Reflexe aus der tierischen Ahnenkette

* In dem Film „Dr. Seltsam, oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben".

Anfang genommen: Zeitrhythmus, Orientierung als Reflex auf räumliche Hindernisse ermöglicht ihr Leben. Und die dumpfe Wut, in der ein Mensch das böse Stuhlbein tritt, an dem er sich gerade schmerzlich gestoßen hat, läßt auf derlei Urverwandtschaft schließen.

Im Zentralnervensystem von Zugvögeln oder Bienen dienen diese Apriori zur unbewußten Lebens-Navigation. Das kleine Männchen der Tanzfliege wird durch sie gesteuert, wenn es dem Weibchen vor dem Begattungsakt, um nicht selber gefressen zu werden, ein lebendes Insekt als Mahlzeit darbietet.

Daß der zu bewußtem Handeln befähigte Mensch so etwas als unauslöschliches Erbe unterhalb der Verwegenheit seines wuchernden Verstandes in sich birgt, hatten sich vor Lorenz schon andere Biologen gesagt. Aber öffentlich hatten sie darüber lieber geschwiegen.

„Eine höchst banale Erkenntnis", findet Lorenz, sei das alles doch für einen Menschen, der „in den Grundfesten seiner Überzeugung" wisse, daß er selber, seine Muskeln sowohl als seine Sinnesorgane, ein „Produkt stammesgeschichtlichen Werdens" sei.

So banal ist das nicht. Daraus nämlich ergibt sich, daß Bedrohungen außerhalb des unmittelbaren Erfahrungsbereiches vom triumphal entwickelten menschlichen Denken vielleicht wahrgenommen, aber vom stillschweigend weiter vorherrschenden Sensorium nicht wirklich ernst genommen werden können.

Das Jucken auf der eigenen Haut übertrifft das durchs Ozonloch strahlende Unheil dank dieses instinktalten Wertungssystems bei weitem an Überzeugungskraft und Dringlichkeit. Frohgemut schlürft der Säuger Mensch das Wasser, dessen Giftgehalt sich nur seinem lesenden Verstand, nicht jedoch seinen Geschmacksnerven erschließt.

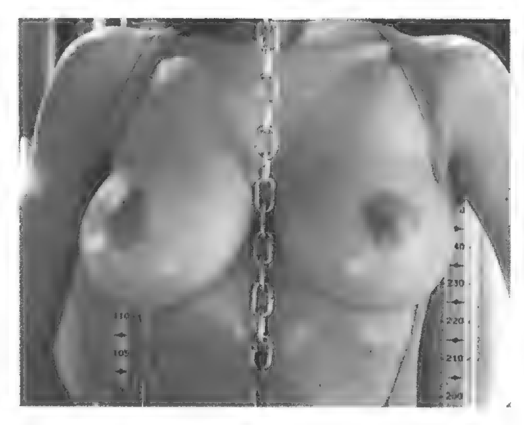
Die „reflektierende Selbsterforschung" des problematischen Zusammenwirkens von geistiger und instinktiver Wahrnehmung ist, daran zweifelt Lorenz nicht, ein ebenso abstraktes Beginnen wie die Einsteinsche Erklärung eines vierdimensionalen Raum-Zeit-Verbundes oder die kopernikanische Lehre. Die aber ist schließlich, so geozentrisch die Sinne weiterhin funktionieren, als Verstandes-Wahrheit angenommen worden.

Käme die Naturwissenschaft dermaßen mit ihrer Botschaft durch, wie mangelhaft die Menschheit ihre globale Gefährdung wahrnimmt und warum das so ist, so ergäbe sich daraus, hofft Lorenz, eine mehr als kopernikanische Wende. „Ungeahnte Höherentwicklung" hielte er in diesem Falle für wahrscheinlich – einen Entwicklungssprung, der einer zweiten, höheren Menschwerdung gleichkäme.

Entsprechend geistes-biologisch bezieht der vergleichende Lorenz die Kulturleistungen dieses menschlichen Erkenntnissystems in seine Ausschau nach Ähnlichem ein. Von der Entstehung der Hochkulturen bis hin zur Entwicklung von Eisenbahnwagen vollziehen die sich offensichtlich analog zu den Verästelungen der genetischen Evolution; nur eben millionenmal schneller.







Übernormale Auslöser
Schlüsselreize für das Triebleben

Funktionslos gewordene Formmerkmale etwa wurden beim Wandlungsprozeß der Eisenbahn wie in der Artenentwicklung auch auf höhere Stufen des Systems weiter mitgeschleppt (und ähnlich naturgemäß ging das beim Auto oder im Luftverkehr). Einem Eisenbahnwagen war die Abkunft vom Pferdewagen noch ein Jahrhundert lang anzusehen, ehe sich alles der naturgesetzlichen Aerodynamik des Windkanals anzupassen begann.

Kulturen und Konzerne sind in den Augen des Tierbeobachters Lorenz „lebende Systeme". In ihnen wiederhole sich presto, was in der lebenden Natur stets das Erfolgsrezept vernetzter Höherentwicklung gewesen ist: die Koppelung von Macht- und Informationsgewinn. Einfach gesagt: Wachsen und Wissen bedingen und beschleunigen einander. So überragende Wirtschaftswissenschaftler wie der Freiburger Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek sind darin mit Lorenz ziemlich einig.

Für die in den Geisteswissenschaften beliebte scharfe Grenzziehung zwischen Stammesgeschichte und Kultur hat Lorenz nur Hohn. Die Herrschaften, meint er, möchten eben gern, daß alle „feineren Strukturen des sozialen Verhaltens" kulturbedingt seien, das sogenannte Niedrige hingegen auf „instinktiven Reaktionen" beruhe.

Doch gerade das wird durch die mächtig anwachsende Kenntnis von den sehr wohl seelisch zu nennenden Fähigkeiten höherentwickelter Tiere widerlegt. Es kommt Ethik aus den Genen, eine Ordnungsstruktur, welcher der menschliche Geist nur leider davonrast.

Darüber will die Mehrheit seiner Bewunderer von Lorenz zwar Auskunft – aber doch so, daß sie sich nicht als Geisteswesen in Frage stellen müssen. Er bleibt der Mann mit den Graugänsen, auch wenn Evolutionsforscher wie der Freiburger Ethik-Professor Hans Mohr oder der Wiener Erkenntnis-Biologe Rupert Riedl längst Politiker und Kirchenfürsten – wie Kurt Biedenkopf und Kardinal König – als Sympathisanten für ihre Denkweise gewonnen haben.

Lorenz, der Alte, dem selbst Kritiker Einstein-Format nicht absprechen, er, diese, wie Margaret Mead schwärmte,


WÜSCHNER UND BÖHMER


ENTDECKEN UND ERLEBEN.
Wer besser Ski fahren will, wird sich nicht auf dem einmal Erreichten ausruhen. Die Steigerung ist das Ziel.
Der SX 92 Equipe ist angetreten, diesen Anspruch einzulösen. Stecken Sie Ihre Grenzen weiter.
Was war, zählt wenig. Wichtig ist allein, was Sie noch erleben werden.
Erfahren Sie Ihre ungeahnten Möglichkeiten. Und steigen Sie um auf mehr Leistung und mehr Skivergnügen. Der SX 92 Equipe eröffnet eine neue Welt. Es lohnt, sie zu entdecken.
SALOMON

„großartige, dramatische Figur", wird wie ein heiliger Franziskus bestaunt, wenn er berichtet, wie Tiere miteinander umgehen. „Du bist mein Held, dir vertraue ich", signalisiert da die Gans dem Ganter, und auch „Ich liebe dich" kann sie auf ihre Weise zum Ausdruck bringen. Dem Übersetzer Lorenz wird geglaubt. Und er versichert, daß Liebe und Eifern, innigste Gleichgeschlechtlichkeit und der Gram über den Verlust des Kumpans sich bei diesen Tieren „bis in lächerliche Einzelheiten" mit menschlichem Verhalten decken. Sich fabelähnlich wieder Menschliches von Tieren zu sagen, bleibt dieser Wissenschaft des Vergleichens nicht erspart.

Die daraus ableitbare Selbstumwertung erhabener menschlicher Regungen als die eines auch tierischen Zentralnervensystemen verfügbaren Basisprogramms wird dennoch weithin verweigert. Gegen sie sträuben sich vernehmlich sogar Schüler, die dem Einstein der Tierseele während jener 23 Nachkriegsjahre in Scharen zuliefen, in denen er zunächst im westfälischen Schloß Buldern, dann im oberbayrischen Seewiesen für die Max-Planck-Gesellschaft Instituts-Herr gewesen ist.

In einer von 47 Wissenschaftlern, dem sogenannten „Kreis um Konrad Lorenz", verfaßten Festschrift rühmt der Bochumer Verhaltensforscher Eberhard Curio, die Konzepte des Lehrherrn seien „trotz ihrer gefährlichen Suggestivkraft immer anregend gewesen". Nobelpreisträger Tinbergen, an der Festschrift beteiligt, hatte bereits in den siebziger Jahren die erzählerische Urgewalt des Freundes Lorenz als etwas bezeichnet, das zuviel „Sicherheit" ausstrahle.

In den Computerprogrammen einer Lorenz ebenso fremden wie von ihm angeregten modernen Soziobiologie und in den elektronischen Laboratorien der Neurophysiologie wird nun auf getrennten Wegen weiter analysiert, was der Natur-Detektiv Lorenz in seinen Tier-Karteien zusammentrug und vermittels Intuition zu überzeugenden Bildern fügte.

Tiere mit Radio-Kragen und implantierten Chips sollen aus freier Wildbahn Daten liefern, die solcher Deutung zweifelsfrei überlegen sind. Streng besehen ist ja noch nicht ein einziger Prägungsvorgang in seinen physiologischen Abläufen bekannt.

Alles ist eben noch viel komplizierter, als Lorenz verständlich machen konnte, seit er anfing, auf die ungeheure Verwobenheit alles Kreatürlichen aufmerksam zu machen. Am Ende seines neuen Gänse-Buches beschreibt er die anrührende Wiedersehensfreude zwischen ihm und einer Gans, die ihn lange nicht mehr gesehen hatte.

Dann nennt er die Grenze, die voraussichtlich auch keiner seiner elektronisch gerüsteten Nachfolger je wird überschreiten können: „... daß es uns völlig verborgen bleibt, was die Gans dabei empfindet".

„Wir werden von Steinzeitmenschen regiert"

SPIEGEL-Gespräch mit dem Verhaltensforscher Konrad Lorenz über die Zukunft der Menschheit

SPIEGEL: Herr Professor Lorenz, Sie haben mit Ihrer Verhaltensforschung dem abendländischen Kulturmenschen schwere Kränkungen zugefügt: Alles Sinnen und Trachten des Homo sapiens, sagen Sie, sei so instinktgebunden wie das Verhalten der Steinzeitmenschen – muten Sie uns damit nicht starken Tobak zu?

LORENZ: Sicher, es ist beleidigend für das „Ebenbild Gottes", daß er das langgesuchte Zwischenglied zwischen dem Affen und dem Menschen ist; das ist er wirklich. Er hört furchtbar gern, er sei das Zentrum der Welt und der Zweck des Ganzen. Lange genug sind ihm ja auch so schmeichelhafte Dinge gesagt worden.

SPIEGEL: Tatsächlich – so lehrt Ihre „evolutionäre Erkenntnistheorie" – trägt der Mensch angeborene Scheuklappen, die ihn immer nur einen Ausschnitt der Wahrheit sehen lassen. Wie wirkt sich das aus?



Lorenz (r.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Wasser und Luft kann man nicht kaufen"

LORENZ: Der Mensch ist unfähig, Wahrheiten zu erkennen, wo er gegenteilige Programmierungen hat. Keine angeborene Programmierung sagt ihm, daß er irgend etwas anderes schützen soll als höchstens den Menschen. Kein angeborenes Verbot befiehlt ihm, die Umwelt zu schonen; die darf er ausbeuten, soviel er will.

SPIEGEL: Sie meinen, da fehle eine biologische Hemmschwelle?

LORENZ: Die Triebausstattung des Menschen krankt daran, daß sie eine solche Hemmung nicht enthält. Seid fruchtbar und mehret euch, nehmet die Welt und machet sie euch untertan – das sind die Lehren, die der Mensch bekommt, und sie sind allesamt Lügen.

SPIEGEL: Mit Ihrer Lehre vom erblich beschränkten Menschenverstand rauben Sie den Leuten liebgewordene Illusionen – bedrückt Sie das?

LORENZ: Nein. Der Mensch ist im Begriff, sich selbst zu vernichten. Wenn ich gegen das herrschende Selbstverständnis des Menschen geschrieben habe, hatte ich nicht, wie seinerzeit Darwin, das Gefühl, ein „Mörder" zu sein, sondern den Eindruck, eine blind dahinrasende Masse am Selbstmord zu hindern.

SPIEGEL: Es gibt aber heftigen Widerstand gegen das Ansinnen, sich selbst als biologisch beschränkt zu verstehen; schließlich ist der Mensch zu enormen geistigen Leistungen fähig.

* Mit Redakteuren Peter Brügge und Klaus Franke in seiner Villa in Altenberg.

Neue Taschenbücher

Fischer im November

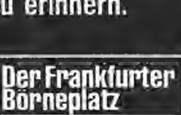
Erinnern für die Zukunft

Ist die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft eine historische Epoche wie andere oder fordert sie von der Geschichtsschreibung einen besonderen Zugang? Die ›schwarz-weiße Reihe‹ mit inzwischen über 60 Titeln, Memoiren, Berichten, Monographien und Dokumentarbänden, spricht sowohl den Historiker als auch den interessierten aber nicht eindeutig vorgebildeten Leser an. So wird der Versuch unternommen, auch der nachwachsenden Generation Vergangenheitsbewußtsein zu vermitteln.
Die Reichskristallnacht, die sich am 9./10. November zum 50. Mal jährt, ist ein Anlaß, sich an diese Vergangenheit zu erinnern.

NEU IM NOVEMBER:







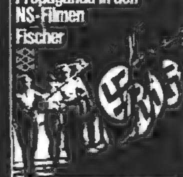


Bd. 4418 DM 16,80

Zivilisationsbruch
Denken nach Auschwitz
Mit Beiträgen über Theodor W. Adorno, Günther Anders, Hannah Arendt, Ernst Bloch, Max Horkheimer, Siegfried Kracauer, Leo Löwenthal, Herbert Marcuse, Franz Neumann und Walter Benjamin
Herausgegeben von Dan Diner
Fischer

Bd. 4398 DM 14,80

Hilmar Hoffmann
»Unsere Fahne führt uns in die Ewigkeit«
Propaganda in den NS-Filmen
Fischer



Bd. 4404 DM 19,80



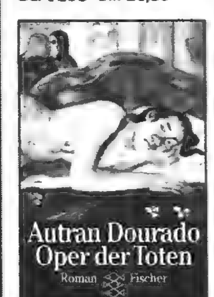
Bd. 9238 DM 26,80



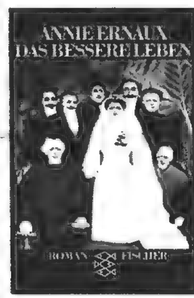
Bd. 5681 DM 14,80

Robert Darnton
Literaten im Untergrund
Lesen, Schreiben und Publizieren im vorrevolutionären Frankreich
Fischer Wissenschaft

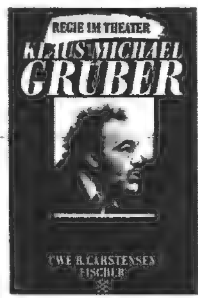
Bd. 7412 DM 19,80



Bd. 9248 DM 12,80



Bd. 9249 DM 7,80



Bd. 7121 DM 16,80



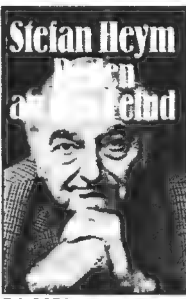
Bd. 9032 DM 16,80



Bd. 4062 DM 10,80



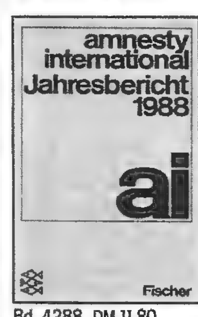
Bd. 6792 DM 14,80



Bd. 9250 DM 16,80
Während der Normandie-Invasion hat Stefan Heym für die Propaganda-Sender der Befreiungsarmee Hunderte von Texten verfaßt. Siebzig davon sind unverändert in diesem Band versammelt und geben Auskunft darüber, wie sich der Zusammenbruch des Dritten Reichs von außen betrachtet ausnahm.



Bd. 8705 DM 14,80
Neunzehn Delikatessen für den Verstand. Leckerbissen, die beim Lesen in den Windungen der »alten grauen Masse« wie auf der Zunge zergehen. ›Mixmischmasch‹ oder die Geschichte eines amerikanischen Mathematikprofessors, der auszog, um das Fürchten zu verlernen und der den Leser in jene Gefilde hinausführt, wo hohe Mathematik und Philosophie sich vermischen.



Bd. 4288 DM 11,80
Der Jahresbericht von amnesty international ist eine Dokumentation über die Menschenrechtsverletzungen in aller Welt und gibt Auskunft über die weltweiten Bemühungen dieser Organisation, politische Gefangene freizubekommen oder zumindest ihre Lage zu erleichtern.

WEITERE NEUERSCHEINUNGEN:

Fjodor M. Dostojewski
Traum eines lächerlichen Menschen
Bd. 9304 DM 8,80

Michael Krüger
Die Dronte
Bd. 9222 DM 11,80

Olivier Ortolani
Peter Brook
Bd. 7122 DM 16,80

Constanze Heaven
Königin mit Liebhaber
Bd. 8296 DM 12,80

Timeri N. Murari
Ein Tempel unserer Liebe
Bd. 8303 DM 12,80

Klaus Fröba
Wölfe in Blinding
Bd. 8293 DM 9,80

Quino
Therapeutikum
Bd. 8313 DM 7,80

Leslie Barringer
Die scheue Leopardin
Bd. 2746 DM 16,80

Albert Höhner
Backstage
Bd. 7594 DM 12,80

Jeannette Lander
Ich, allein
Bd. 4724 DM 9,80

Raymund Smullyan
Alice im Rätselland
Bd. 8701 DM 14,80

Nicholas Falletta
Paradoxon
Bd. 8702 DM 14,80

J. C. Baillif
Denkpirouetten
Bd. 8706 DM 14,80

Werner D. Fröhlich/ Rolf Zitzlsperger/ Bodo Franzmann
Die verstellte Welt
Bd. 4286 DM 16,80

Jürgen Hesse/ Hans Christian Schrader
Auf einmal nicht mehr weiter wissen
Bd. 4292 DM 12,80

Siegfried Rudolf Dunde
Positiv Weiterleben
Bd. 4284 DM 9,80

Herbert Beck/ Mraike Bückling/ Hans Multscher
Das Frankfurter Dreifaltigkeitsrelief
Bd. 3952 DM 14,80

Ulrich Aufmuth
Die Psychologie des Bergsteigens
Bd. 42314 DM 16,80

Herman Meyer
Das Zitat in der Erzählkunst
Bd. 6883 DM 18,80



Entwicklungsstufen

LORENZ: Es ist erstaunlich, was der Mensch alles schafft – mit einem Erkenntnisapparat, der gebaut ist, um in Bäumen zu leben. Aber neue Einsichten setzen sich nur allmählich durch. Eine so große Erkenntnis wie die Tatsache, daß eine Evolution stattgefunden hat, wurde zuerst bekämpft, dann ignoriert und dann als selbstverständlich akzeptiert. An der Evolution zweifelt niemand mehr, auch die katholische Kirche nicht.

SPIEGEL: Dennoch, könnte es nicht sein, daß sich in der menschlichen Natur eine starke Abwehr gegen Ihre Erkenntnisse behauptet?

LORENZ: Ich glaube, die Einsicht in die eigene Begrenztheit ist Voraussetzung für das Weiterleben des Menschen; er ist in höchster Gefahr, es ist die Frage, ob er den „point of no return" nicht schon überschritten hat, ob wir nicht schon zum Untergang verurteilt sind. Doch ich bin kein Pessimist. Wenn Sie die Zahl der Menschen nehmen, die meine Einschätzung teilen, so nimmt sie rapide zu. Hoffentlich schneller als die Gefahr der Selbstvernichtung.

SPIEGEL: Macht Ihnen da ein Ereignis wie die Annäherung zwischen Sowjets und Amerikanern nicht etwas Mut?

LORENZ: Herr Gorbatschow erfüllt mich mit einem Optimismus, dem ich nicht ganz nachzugeben wage, weil ich nicht enttäuscht werden möchte.

SPIEGEL: Sie haben des öfteren angedeutet, die Menschheit sei in einem genetischen Wandel begriffen. Halten Sie eine sprunghafte Veränderung des Menschen für denkbar?

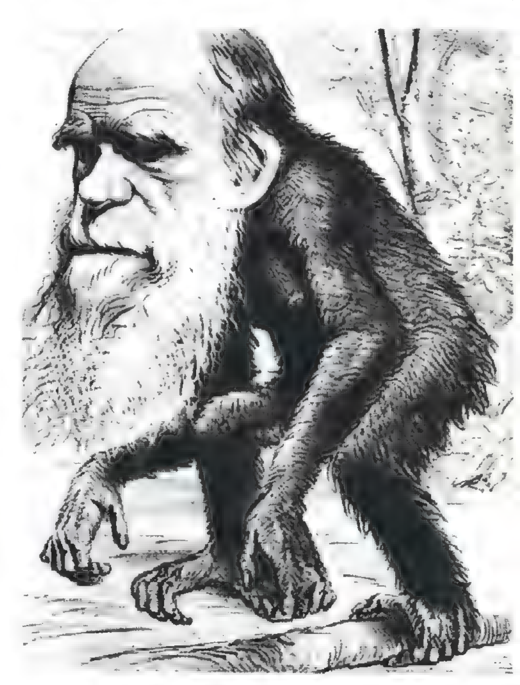
LORENZ: Sprunghafte, große genetische Veränderungen halte ich für unmöglich. Wir sind mit dem Genom – den Erbanlagen – eines Spätsteinzeitmenschen geschlagen, und wir müssen uns damit abfinden. Das heißt aber nicht, daß wir unsere primitiven Triebe nicht steuern oder unterdrücken können. Der Eros ist ein Trieb, der jeden Mann zu unglaublichem Unsinn treiben kann. Trotzdem muß er, vom Begattungstrieb besessen, nicht jedes schöne Mädchen auf der Straße anfallen, er kann sich das auch verkneifen.

SPIEGEL: Daß die Jugend von Generation zu Generation immer größer wird, daß sie von Computern fasziniert ist und damit wie selbstverständlich schon in der Kindheit umgeht – das alles hat nichts mit den Genen zu tun?

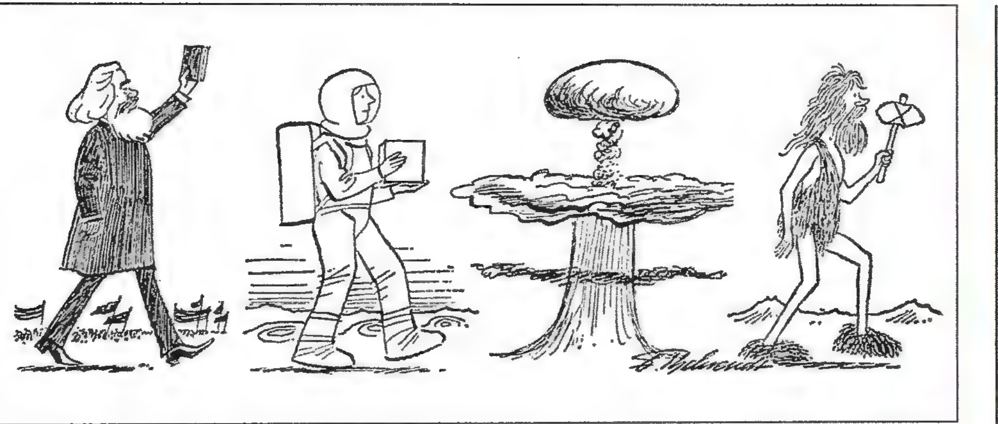
LORENZ: Daß Menschen immer größer werden, ist eine sogenannte Modifikation und hat mit genetischen Veränderungen kaum etwas zu tun. Daß unsere Kinder ein scheinbar angeborenes Talent für Technologie und Computer haben, ist noch weniger durch genetische Veränderungen bedingt, sondern nur auf frühe Einflüsse zurückzuführen. Um an der genetischen Ausstattung des Menschen etwas zu ändern, bräuchte es viel länger. Allerdings ist der Mensch, so wie er ist, außerordentlich anpassungsfähig.

SPIEGEL: Woher stammt diese Anpassungsfähigkeit?

LORENZ: Sie beginnt mit dem Denken, mit der Fähigkeit zu Abstraktion und Reflexion. Das begriffliche Denken verschafft dem Menschen eine Freiheit,



Darwin-Karikatur (1871)
„Tendenz nach oben"



Tagesspiegel

die kein Tier hat. Das ist ein katastrophaler Unterschied: Tiere können nichts, was sie nicht dürfen, aber der Mensch kann eine Menge Dinge tun, die er nicht darf. Deshalb sind alle Entscheidungen, an denen die Zukunft der Menschheit hängt, letztlich ethische Entscheidungen.

SPIEGEL: Sie haben in vielen Ihrer Bücher von einem Verfall unserer Kultur gesprochen und diesen Prozeß krankhaft genannt. Gibt es denn eine gesunde Kultur, hat es sie jemals gegeben?

LORENZ: Ich weiß es nicht. Was heute verlangt wird, ist eine Umwertung aller Werte. Wir müssen lernen, daß Geld keinen Wert hat, daß es nur das Symbol von einem Symbol ist und daß man ein Symbol nicht fressen kann. Ein Großteil der Menschheit glaubt felsenfest, daß man alles kaufen kann: Wenn ich genug Dollars habe, kann ich Wasser, Luft und Sauerstoff kaufen, auch wenn keiner mehr da ist. Das ist ein Unsinn, der ausgerottet werden muß.

SPIEGEL: Folgen die Menschen womöglich einem Trieb, der so tief eingewurzelt ist, daß sie gar nichts dagegen machen können – einem Trieb, der ihnen befiehlt, Bedürfnisse möglichst mühelos zu befriedigen und Unlust nach Kräften zu vermeiden?

LORENZ: Wer alle Unlust meidet, meidet auch das höchste Glück. Das Licht braucht Schatten: Zur Freude, die man beim Klettern empfindet, wenn man oben angekommen ist, gehören die zerschundenen Hände – leider sieht diese Welt das nicht ein.

SPIEGEL: Aber nicht nur der Mensch, auch alle anderen Säugetiere streben doch nach nichts anderem als der Vermeidung von Unlust . . .

LORENZ: . . . nur, sie können es nicht so gut. Beim Menschen wird die Unlustvermeidung zu einer tödlichen Bestrebung, die in der Rauschgiftsucht endet.

SPIEGEL: Wie soll man denn den satten Menschen, die nach immer neuen Delikatessen suchen, beibringen, daß es eine Grenze der Genußsucht gibt?

LORENZ: Ich weiß es nicht, das ist sehr schwer. Es geht wohl nur durch die Kindererziehung. Man muß Kinder dazu erziehen, daß sie sehen, was gesund ist; sie müssen gesunde Lebensräume kennenlernen. Sich selbst überlassen, in dem Spiel von allem mit allem, strebt die Wechselwirkung der Moleküle wie die der Tierarten merkwürdigerweise nach oben. Das ist das große Wunder in diesem Kosmos. Wenn eine Reihe von Arten in einem gemeinsamen Lebensraum über Jahrmillionen zusammenlebt, so beeinflussen sie einander stets in Richtung einer Aufwärtsentwicklung.

SPIEGEL: Was heißt dabei „oben“?

LORENZ: Wenn ich definieren soll, was oben und was unten ist, ein niederes oder ein höheres Tier, so kann ich es nicht. Sie können es auch nicht. Wenn Sie es nicht fühlen, werden Sie es nicht erjagen. Sie müssen es hinnehmen, daß die groben Richtungsbefehle „oben“ und „unten“ dem Menschen angeboren sind – und zwar gefühlsmäßig angeboren, sie können nicht rational begründet werden.

SPIEGEL: Sie meinen auch in ethischer Hinsicht oben und unten?

LORENZ: Speziell in ethischer Hinsicht. Ich möchte Ihnen ein Gedankenexperiment vorschlagen: Auf einer langen Bank liegen ein Krautkopf, ein Frosch, eine Maus, ein Kätzchen, ein Hundebaby und ein Menschenbaby; nun fordert Sie jemand auf, eines dieser organischen Gebilde auseinanderzuhauen. Sollten Sie dazu neigen, das Menschenbaby zu zerschlagen, so sind Sie ein völlig abnormes Monstrum.

SPIEGEL: Seit wir Lorenz gelesen haben, wagen wir überhaupt nicht mehr zuzuschlagen. Aber wenn wir, das Hackmesser in der Hand, zu wählen hätten zwischen einem Hamster und einer Ratte, die sicher die höhere Lebensform ist, so würden wir eher den niedlichen Hamster schonen.

LORENZ: Dabei mögen erworbene Feindbilder vom Schädling Ratte eine Rolle spielen. Das Hauptmerkmal eines höheren Tieres ist das komplizierte Zentralnervensystem. Bei einem Menschen, der geübt ist, höhere und niedere Tiere auseinanderzuhalten, funktioniert die Intuition natürlich anders als bei einem



Zerstörtes Hiroschima: „Balanceakt auf Messers Schneide"

zweiten, der auf kuschelige Pelztiere eingestellt ist – der eine wird die Ratte vorziehen, der andere den Hamster höher schätzen. Was in der Skala als höher oder niedriger gilt, wird hauptsächlich durch unsere Gestaltwahrnehmung bestimmt. Die aber muß man üben.

SPIEGEL: Die spontane Intuition ist bei der Gestaltwahrnehmung also nicht gefragt?

LORENZ: Wie sehr die Gestaltwahrnehmung der Übung bedarf, sehen Sie, wenn Sie einem Europäer orientalische Musik vorspielen; die klingt für uns wie ein chaotisches Gefasel, obwohl sie viel gesetzmäßiger ist als unser wohltemperiertes Klavier – ich jedenfalls kann gar nichts damit anfangen.

SPIEGEL: Trotzdem haben Sie die Gestaltwahrnehmung als wissenschaftliches Instrument benutzt, als Erkenntnismittel . . .

LORENZ: . . . dazu muß sie trainiert werden. Für mich und Gleichgesinnte ist sie eine der wichtigsten Quellen der Erkenntnis. Sicher setzt sie ein reiches Anschauungsmaterial voraus; das fehlt den Stadtmenschen, die immer nur in den gleichen grauen Hintergrund mit wenig prägnanten Formen und Gestalten blikken.

SPIEGEL: Gilt da der alte philosophische Satz: Wo nichts gewußt wird, wird nichts gesehen?

LORENZ: Ja und nein. Sie können nicht sagen: Ein Mensch, der nichts sieht, weiß auch nichts. Ein mathematisch begabter, analytisch denkender Mensch braucht gar keine Gestaltwahrnehmung zu haben. Aber wenn es Natürliches zu erforschen gilt, versagt das Menschenhirn oft, weil es die Übersicht verliert. Die Gestaltwahrnehmung sieht dagegen das Ganze, sie braucht sich um die Komplikationen nicht zu kümmern. Allerdings, die Gestaltwahrnehmer und die Analytiker verstehen einander furchtbar schlecht – die großen Seher verachten die Analytiker, und die Analytiker halten das, was der Seher sieht, für Mumpitz.

SPIEGEL: Der Seher, scheint uns, kommt ein bißchen aus der Mode, die Zukunft gehört wohl eher den Analytikern. Können – angesichts der enorm beschleunigten technischen und wirtschaftlichen Evolution – die überlieferten Wertmaßstäbe noch weiterhelfen?

LORENZ: Wie die Ethik mit der Technologie fertig wird, wissen wir nicht. Das meiste, was wir vorfinden, ist nie dagewesen. Die Technologie berührt die Ethik nicht, doch selbst der gescheiteste Techniker und Physiker kann durchaus ein anständiger Mensch bleiben.

SPIEGEL: Er handelt aber unter Zwängen, die aus der Entwicklung kommen.

LORENZ: Ein ganz böser Zwang ist die Vermassung. Wenn viele Menschen dasselbe glauben, kommen sie leicht zu dem Ergebnis: Freßt Scheiße, Millionen Fliegen können sich nicht irren. Oder nehmen Sie einen modernen Geschäftsmann, der privat ein uranständiger Mensch ist – machen Sie ihn aber zum Aufsichtsratsmitglied, wo er die Verantwortung mit zwölf anderen teilt, verhält er sich wie ein Intelligenzverbrecher.

SPIEGEL: Sie haben aber selber einmal Konzerne mit natürlichen Lebenssystemen verglichen: Beide gehorchen ihren eigenen Gesetzen, und denen folgen dann die Leute in den Firmen.

LORENZ: Soziale Systeme, die der Mensch geschaffen hat, sterben leider Gottes nicht den Alterstod. Tausend natürliche Gründe, wie etwa der Winddruck, verhindern, daß Bäume in den Himmel wachsen. Doch es gibt keinen Faktor, der Unternehmen daran hindert, bis ins Unendliche weiterzuwuchern.

SPIEGEL: Könnte es nicht sein, daß sie aufhören zu wachsen, wenn der Bedarf gestillt ist?

LORENZ: Das wäre zu hoffen, würde aber allzu leicht zum Massenkrieg führen. Denn dann würden die Unternehmen sich um den verbleibenden Markt raufen und übereinander herfallen, bis nur noch wenige übrig sind. Wenn das ins Rassische übergeht, wird es tödlich, weil immer weniger Rassen überleben.

SPIEGEL: Auf dem Weltmarkt gibt es eine sehr brutale Selektion, die konsequent den Tüchtigeren, Produktiveren bevorzugt . . .

LORENZ: . . . aber nicht zugunsten des Konsumenten, der ist der letzte Dreck, nur verkaufen muß es sich. Groß angelegte Konsumenten-Streiks könnten viele üble Folgen der Technisierung verhindern, aber das geschieht nicht, weil die Konsumenten eine vielköpfige Menge sind, die blöd ist, während die Unternehmer Köpfchen haben.

SPIEGEL: Wenn man sich klarmacht, daß alle Einwände gegen die gefährlich dynamische Entwicklung vom Verstand herkommen, dazu vom Verstand einer Minderheit – wäre es nicht denkbar, daß nur Katastrophen einen massenhaften Lernprozeß in Gang setzen?

LORENZ: Manche Leute glauben das. Tschernobyl hat ja vorübergehend auch Hoffnungen geweckt. Aber erst wenn ganz New York zugrunde geht, oder New York und Chicago, kann man vielleicht damit rechnen, daß der Rest der Welt zur Vernunft kommt.

SPIEGEL: Und was ist mit denen, die am technischen Fortschritt bis jetzt noch gar keinen Anteil hatten? Wollen Sie denen sagen, für euch ist das nicht gut?

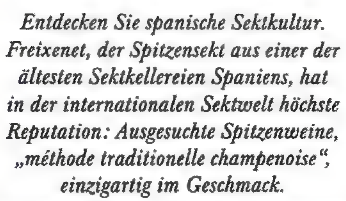
LORENZ: Das möchte ich, obwohl ich mir dabei doch ein wenig wie Darwin vorkomme, der sich wie ein Mörder fühlte, weil er glaubte, mit seiner Evolutionstheorie das Christentum verraten zu haben.

SPIEGEL: Was die ganze gebildete Welt von Ihnen übernommen hat, ist vor allem Ihre Aggressionstheorie – das sogenannte psychohydraulische Modell. Doch gerade daran zweifeln inzwischen viele Forscher, sie sehen darin eine allzu mechanische, ausweglose Automatik.

LORENZ: Ausweglos ist die Automatik nie, weil sich der Mensch, wie schon gesagt, auch beherrschen kann.

SPIEGEL: Es scheint, daß Aggressionen, die sich im Inneren aufbauen, durch bestimmte Stoffwechselvorgänge wieder abgebaut werden können; sie müssen nicht, wie im psychohydraulischen Modell, durch eine Art Überdruckventil nach außen abgefahren werden.

LORENZ: Schon Sigmund Freud hat gesehen, daß es so etwas wie Sublimie-



Entdecken Sie spanische Sektkultur.
Freixenet, der Spitzensekt aus einer der
ältesten Sektkellereien Spaniens, hat
in der internationalen Sektwelt höchste
Reputation: Ausgesuchte Spitzenweine,
„méthode traditionelle champenoise",
einzigartig im Geschmack.
Mattgoldene Flasche: Freixenet halbtrocken.
Samtschwarze Flasche: Freixenet trocken.

DER STOLZE GESCHMACK



Freixenet
METHODE CHAMPENOISE



Psychoanalytiker Freud
Nie „Grüß Gott" gesagt

rung gibt, daß also Aggressionen auf bessere Ziele umgestellt werden können.

SPIEGEL: Sie haben unter anderem sportliche Wettkämpfe als Aggressionsventil empfohlen.

LORENZ: Davon bin ich etwas abgekommen. Sportwettkämpfe sind auch geeignet, bei den Zuschauern Hemmschwellen herabzusetzen. Man muß eben in Rechnung ziehen, wie verführbar das Publikum ist. Die Kenntnisse über die menschlichen Empfindungen sind leider auch bis zu den Demagogen vorgedrungen; die verstehen es glänzend, Begeisterung zu wecken. Man müßte den Menschen anerziehen, wofür sie sich begeistern können, für Musik etwa oder für Darwin . . .

SPIEGEL: . . . dabei löst gerade Darwin bei vielen Leuten immer noch Aggressionen aus.

LORENZ: Darwin weckt bei eitlen Menschen Aggressionen; die hören natürlich gerne, daß sie das Zentrum des Universums sind, ungern dagegen, daß der verehrte Großpapa ein Affe war.

SPIEGEL: Wie sollten denn Kinder oder Jugendliche Ihrer Ansicht nach erzogen werden?

LORENZ: Sie sollten lernen, Unlust auszuhalten, damit sie später kein Leben führen, in dem das Auf und Ab von Freud und Leid zu einer grauen Ebene verflacht, in der kein Sinn mehr zu erkennen ist.

SPIEGEL: Hat das zu tun mit dem, was Sie einmal die „Verhausschweinung" des Menschen genannt haben?

LORENZ: Nein, die Verhausschweinung ist eine Triebverflachung, ein Überwuchern niedriger Triebe; es gibt dabei Menschen, die nur an Fressen und Begattung denken. Die Unlustvermeidung kann dazukommen, beides kombiniert sich leicht.

SPIEGEL: In den Industriegesellschaften ist die Mehrheit vom eigentli-

chen Überlebenskampf befreit – das meinen Sie aber nicht mit solcher Verhausschweinung?

LORENZ: Nein, ich verstehe darunter die Ergebenheit des Menschen in diesen Zustand.

SPIEGEL: Sie haben Sigmund Freud nie kennengelernt, obwohl Sie lange Jahre in seiner Nähe gewohnt haben. Warum haben Sie ihm nie Grüß Gott gesagt?

LORENZ: Ja, der war ganz nahe, drei Minuten zu Fuß wären es gewesen. Aber ich habe meine erste Freud-Ausgabe, die ich noch besitze, mit schimpfenden Randbemerkungen versehen; wenn Sie die heute sehen, halten Sie mich für einen Idioten.

SPIEGEL: Waren Sie dabei von den Vorurteilen anderer beeinflußt oder war



Philosoph Kant
Nie gelesen

es eigener Widerstand, der Sie gegen Freud einnahm?

LORENZ: Eigener Widerstand, ich bin ja überhaupt ein widerständiger Mensch. Ich zeige meinen Widerstand gegen Lehrmeinungen, indem ich sie einfach nicht zur Kenntnis nehme. Aber jede sogenannte Originalität ist ja in Wirklichkeit Unbelesenheit. Ich bin der ungebildetste aller Menschen, habe aber trotzdem 1942 eine Widerlegung des Immanuel Kant geschrieben.

SPIEGEL: Daraus wurde später Ihr Hauptwerk „Die Rückseite des Spiegels“. Was hat Sie dazu gebracht, das ausgerechnet im russischen Kriegsgefangenenlager wieder aufzugreifen?

LORENZ: Weil ich eingesperrt und aufs Philosophieren angewiesen war. Wenn ich Kant gelesen hätte zu der Zeit, hätte ich das Buch wahrscheinlich nicht geschrieben.

SPIEGEL: Wieso?

Über 400.000 setzen auf diese Karte.

interRent Credit Card iR
Expires 0990
GER 0 14744408 0001
PXC100 VTR100 USA100
VOGT RAINER
TANGSTEDTER LANDSTR.81
D 2000 HAMBURG 62

Mit der interRent Credit Card wird mieten bei interRent noch leichter. Rationeller und einfacher. An allen 400 interRent Stationen. Bezahlen? Erst, wenn mit dem Wagen längst ein anderer fährt! Und immer in DM. Ob Sie nun in Paris waren oder in London. Kaution? Entfällt. Für Sie wie für die anderen 400.000 Inhaber einer interRent Credit Card. Viele von ihnen genießen die Vorteile der interRent Credit Card schon, seit es sie gibt. Vorteile wie diese – und andere, über die wir hier nicht reden dürfen.
Ganz genau erfahren Sie alles, wenn Sie uns den nebenstehenden Coupon zusenden.
So beweglich sollten Sie schon jetzt sein!

interRent iR
Autovermietung · rent a car

Freu Dich auf interRent.

iR **Coupon** iR

Ja, die Vorteile der interRent Credit Card möchte ich schnellstens nutzen.

Name: ____________________

Vorname: ____________________

Straße: ____________________

PLZ/Ort: ____________________

Bitte ausschneiden und schicken an:
interRent Autovermietung GmbH
Hauptverwaltung, Abt. MV
Tangstedter Landstraße 81
2000 Hamburg 62

Sp 45

LORENZ: Aus Untertänigkeit gegenüber dem großen Philosophen.

SPIEGEL: Sie hatten Kant ja schon früher gelesen, in Kants Heimatstadt Königsberg, wo Sie einen Lehrstuhl innehatten.

LORENZ: Nein, ich habe ihn erst nach dem Krieg gelesen. Aber eigentlich kann man Kant gar nicht lesen, man kann ihn nur ins Deutsche übersetzen.

SPIEGEL: Sie haben die Kritik der reinen und der praktischen Vernunft nie richtig durchgearbeitet?

LORENZ: Niemals.

SPIEGEL: Das finden wir sehr ehrlich. In der „Rückseite des Spiegels" haben Sie Ihre evolutionäre Erkenntnistheorie entwickelt, die Lehre von der begrenzten Erkenntnisfähigkeit des Menschen. Glauben Sie wirklich, daß diese recht abstrakte Theorie eines Tages Allgemeingut werden kann?



Eiszeit-Menschen*: „Ende im Atommüll"?

LORENZ: Sie kann nicht, sie muß Allgemeingut werden, weil sich die Menschheit sonst selber umbringt; das kann ganz schnell gehen.

SPIEGEL: Kann man denn überhaupt noch Prognosen machen über den Fortgang der Evolution, die doch nach Ansicht von Biologen wie dem Franzosen Jacques Monod vom Zufall vorangetrieben wird?

LORENZ: Monod sieht im freien Spiel der Moleküle nicht die Tendenz nach oben, die zu immer höheren Lebewesen führt. Darwin war sich dieser Tendenz sehr bewußt. Er hat sie in jedem Erdzeitalter beobachtet.

SPIEGEL: Dennoch läßt sich die Entwicklung nicht vorhersagen.

LORENZ: Nichts ist voraussehbar. Sicher ist nur, es kann auch bergab gehen. Seit der Mensch den Faustkeil erfunden hat, balanciert er auf des Messers Schneide, zwischen einer gloriosen Zukunft und dem Sturz in die Hölle. Aus der Amöbe hat er sich emporentwickelt, aber schon im nächsten Jahr kann er im Atommüll enden.

SPIEGEL: Was uns die Vergangenheit lehrt, muß also für die Zukunft nicht stimmen?

LORENZ: Muß nicht stimmen, kann jederzeit schiefgehen, geht teilweise dauernd schief. Unendlich viele, zu ihrer Zeit höchste Lebewesen sind wieder ausgestorben oder haben sich gewandelt. Möglich, daß der Mensch die Erde atomar verwüstet und aus einem Wurm ein zweiter Mensch wird.

SPIEGEL: Es gibt eine jüdische Weisheit: Das Leben ist klüger als der Mensch. Würden Sie dem zustimmen?

LORENZ: Sicher, das Leben gibt vor allem nie die Hoffnung auf.

SPIEGEL: Sie sind, als Sohn eines wohlhabenden Mediziners, mit einem goldenen Löffel im Mund zur Welt gekommen. Hat Sie das nicht in Ihrer sozialen Einstellung geprägt, Ihnen etwa die Möglichkeit genommen, sich vorzustellen, wie es den ganz Armen geht?

LORENZ: Sicher. Mit den ganz Armen habe ich wenig Mitleid gehabt. Und ich habe mich ja auch vor aller Politik gedrückt, weil ich mit meinen Problemen beschäftigt war. Auch vor einer Auseinandersetzung mit den Nazis habe ich mich in sehr verächtlicher Weise gedrückt, ich hatte einfach keine Zeit dazu.

SPIEGEL: Deswegen sind Ihnen später Vorwürfe gemacht worden.

LORENZ: Ich mache mir selber Vorwürfe. Andererseits: Wenn ich mich frühzeitig meiner politischen Pflichten erinnert hätte, hätte ich viele Dinge, für die ich den Nobelpreis bekommen habe, nie geschaffen.

SPIEGEL: Die biologische Wissenschaft ist besonders anfällig für politischen Mißbrauch, sehen Sie da auch heute Gefahren?

LORENZ: Der Mensch mit seinen Erbanlagen ist für politischen Mißbrauch anfällig.

SPIEGEL: Eröffnet nicht die moderne Gentechnik den Zugang zu einer Eugenik, die weniger brutal anmutet als die Rassenhygiene der Nazis, aber womöglich viel effektvoller arbeitet?

LORENZ: Das fürchte ich, aber ich glaube es noch nicht. Die Gentechnik ist noch nicht soweit, zu durchschauen, wie kompliziert ein Gensystem sein muß, um zu überleben. Sie kann allenfalls Viren manipulieren, aber keine höheren Lebewesen.

SPIEGEL: Haben Sie bei der Beobachtung von Tiersozietäten jemals einen Trend zur Individualisierung festgestellt, wie er in den Industriegesellschaften seit der Französischen Revolution vorherrscht?

LORENZ: Nein, das gibt es nirgendwo in der Natur. Am Ende bleiben nur sich selbst verwirklichende Individuen übrig. Wenn die Selbstverwirklichung sozial unmöglich wird, weil alle Individuen zu aggressiv oder zu geldgierig werden, stirbt die Art aus.

SPIEGEL: Diese Entwicklung läuft schon seit Jahrhunderten?

LORENZ: Gewiß, die Triebausstattung des Menschen hat sich seit der jüngeren Steinzeit nicht geändert – und wir werden von Steinzeitmenschen regiert.

SPIEGEL: Daß Sie das immer wieder sagen, erregt bei vielen Ärgernis, die es nicht hören und akzeptieren wollen.

LORENZ: Die wollen die ganzen Fehlleistungen der Menschheit nicht hören. Mein Buch „Der Abbau des Menschlichen" war in Deutschland ein Bestseller, in Amerika kauft es keiner, weil es gegen den American Way of Life gerichtet ist.

SPIEGEL: Es ist halt nicht positiv genug. Man hat Sie deswegen einen Fatalisten genannt – sehen Sie sich so?

LORENZ: Ich bin weder Fatalist noch Pessimist. Wäre ich ein Pessimist, würde ich schlafen gehen und Ihnen kein Interview geben.

SPIEGEL: Herr Professor Lorenz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Gemälde von W. Kranz; um 1900.


– PIONEER Einblicke –
ES GIBT NUR EINEN WEG ZUM SOUND:
DEN DIREKTEN.
Je kürzer der Weg, den ein Tonsignal zurücklegen muß, desto unverfälschter seine Qualität. Dieses Prinzip hat PIONEER zu Ende gedacht: „Direct Construction" heißt das Schlüsselwort für Sound ohne Umwege. Das Eingangssignal muß nicht zum Regler an die Frontplatte kommen, sondern umgekehrt: der Regler sitzt hinten, direkt am Signaleingang, über eine massive Drehachse mit dem Frontplatten-Knopf verbunden. So behält jeder Impuls seine höchste Reinheit, wenn er seine Karriere im PIONEER A-717 MK II beginnt. Und weil er an jeder weiteren Station ebenso liebevoll aufgenommen, optimiert und weitergereicht wird (z. B. durch räumlich getrennte Stufen, Netzteile in massiven Druckguß-Gehäusen, Wegfall der Schaltverzerrungen durch „Non-Switching" Typ III und natürlich das berühmte Honeycomb-Antiresonanz-System), verläßt er den PIONEER A-717 MK II in bester Verfassung. Und das hört man. Machen Sie sich auf den Weg zum Sound: Den direkten Weg zu Ihrem PIONEER Fachhändler.
HiFi-Vision 10/88 Sehr gut Spitzenklasse 1. Platz
PIONEER
The future of sound and vision.

Ein Höhlenmensch aus Kanada

SPIEGEL-Redakteur Rainer Traub über den Schriftsteller Wyndham Lewis

Ich bin Romanschreiber, Maler, Bildhauer, Philosoph, Zeichner, Kritiker, Politiker, Journalist, Essayist, Pamphletist, alles in einem wie jene Portmanteau-Männer der italienischen Renaissance."

Der Mann, der sich den Lesern seiner Autobiographie so unbefangen als Universalgenie empfahl, hieß Wyndham Lewis und war alles andere als kleinlaut. Ebensowenig aber war er ein Hochstapler. Wenn er die Fanfare seines Ruhmes blies, so mischte sich in die Töne auch Trotz gegen die Verschwörung des Schweigens, der er sich nicht ohne Grund ausgesetzt wähnte.

Die gute Gesellschaft in seiner Wahlheimat England schnitt ihn während des größten Teils seines Lebens: Er hielt sich nicht an die Spielregeln. Ein geborener Polemiker, verfocht er seine Überzeugungen oft scharfsinnig, manchmal aberwitzig, immer rücksichtslos. Er schonte niemanden, auch nicht sich selbst. In den tonangebenden Literatursalons fürchtete man ihn als respektlosen Rüpel.

Seine 50 Bücher waren meist ebenso originell wie unverkäuflich. Sein Zeitgenosse George Orwell bescheinigte Wyndham Lewis, er habe „soviel Talent wie ein Dutzend gewöhnlicher Romanautoren zusammengenommen, aber dennoch kaum etwas wirklich Lesbares geschrieben".

Ein Leben lang führte er Krieg mit seiner Umgebung, mit dem literarischen und künstlerischen Establishment. „Der Feind" („The Enemy") lautete der programmatische Titel der Zeitschrift, mit der Wyndham Lewis 1927 als „geächteter Einzelgänger", wie er sich stolz nannte, Position bezog. Ein Feind aller Konvention wollte er sein, und er war bereit, für seine Radikalität mit Einsamkeit zu bezahlen.

Unter den literarischen Pionieren der Moderne ist Wyndham Lewis, gut drei Jahrzehnte nach seinem Tod, der große Unbekannte geblieben. Daß er keine Schüler hinterlassen hat und keine intellektuellen Lobbys, das hat er in Kauf genommen (ein Lewis-Fanclub, der in England die Zeitschrift „enemy news" produziert, ist wohl eher eine Kuriosität am Rande). Die Rolle des Mannes, des großen Querulanten der Avantgarde, spielte er aus freien Stücken, und er spielte sie virtuos.

Seine Erkennungsmelodie war der Widerspruch. Er predigte einen unerbittlichen Rationalismus – und ging den Nazis auf den Leim. Er trat als Kulturrevolutionär an – und fiel der autoritärsten Ideologie zum Opfer. Er gehörte zur künstlerischen und literarischen Avantgarde des Jahrhunderts – und verwandte einen großen Teil seiner Zeit auf die häufig hellsichtige, manchmal maßlose Kritik dieser Avantgarde.

Noch bevor Lewis die englische Literatur mit seinen Satiren und Kritiken durcheinanderwirbelte, hatte sich der Querschädel als Maler einen Namen gemacht.



Lewis als Maler vor dem Eliot-Porträt (1938)
„Einzig Picasso von gleicher Klasse"

Geboren 1882 auf der vor der kanadischen Küste ankernden Jacht seines Vaters, war er als Kind mit den Eltern nach England gekommen, blieb aber zeit seines Lebens kanadischer Staatsbürger. Mit 16 Jahren wurde er in die berühmte Londoner Slade-Kunstschule aufgenommen, wo er mit seinem herausfordernden Auftreten und seinem außergewöhnlichen Talent schnell auffiel.

Lewis vagabundierte einige Jahre durch Europas Kunstmetropolen, übte sich als Maler, Lyriker und zynischer Weiberheld und wurde 1914 zur Galionsfigur der zwischen Kubismus und Futurismus angesiedelten künstlerischen Bewegung des Vorti-

An Betriebsleiter, Produktionschefs und andere Entscheider für Werkzeugmaschinen-Ausrüstung.

Lesen ist Silber. Fräsen ist Gold.



In unseren Anzeigen und Prospekten können wir vieles behaupten. Und Sie können es glauben oder nicht. Aber das ist uns zu wenig.

Deshalb sagen wir: Testen Sie uns! Fräsen Sie mit uns! Drehen Sie mit uns!

Lernen Sie die besondere Schneidstärke von SECO kennen!

Wir haben bei einem solchen Test nichts zu verlieren. Und Sie können nur gewinnen.

Vorausgesetzt, Sie rufen uns jetzt an oder schreiben kurz.

Telefon: 02 11/24 01-2 21
SECO TOOLS GMBH
Freiheitstraße 7, Postfach 222, D-4006 Erkrath



Ein Meister der Zerspanung



James Joyce (Lewis-Zeichnung, 1921)
„Beschnüffeln beim Gassigehen"

zismus, die das miefig-provinzielle Vorkriegsengland der ästhetischen Moderne konfrontierte.

Sein Entdecker und lebenslanger Freund, der polyglotte Poet, literarische Geburtshelfer und unermüdliche Kultur-Impresario Ezra Pound, riskierte über den Maler Lewis die These, „daß einzig Picasso, gewiß als einziger unter den lebenden Künstlern, annähernd von gleicher Klasse ist".

Nicht nur der quirlige Draufgänger Ezra Pound, der sich gern im Boxkampf mit Ernest Hemingway maß, sondern auch ein Literaturaristokrat wie T. S. Eliot, der seine vornehme Blässe, glaubt man Virginia Woolf, gern durch das Auftragen von grünem Puder betonte, war von dem vielseitigen Kanadier hingerissen: Bei der „faszinierendsten Persönlichkeit unserer Zeit" paare sich „das moderne Denken mit der Energie des Höhlenmenschen".

Der vierte im Bunde jener Männer, die vor und nach dem Ersten Weltkrieg die Vorhut der englischen (und europäischen) Literatur bildeten, war James Joyce. Die erste, kuriose Begegnung in Paris mit dem Autor des damals noch nicht veröffentlichten „Ulysses", bei der auch T. S. Eliot anwesend war, hat Lewis in seiner Autobiographie farbig beschrieben. (Diesem Werk, das unter dem Titel „Blasting & Bombardiering" zuerst 1937 erschien und in dem sich Lewis als eruptiver Stilist erweist, ist eine deutsche Übersetzung dringend zu wünschen.)

Die beiden fast gleichaltrigen Schriftsteller waren vom gemeinsamen Freund Pound auf die Bedeutung des jeweils anderen gestoßen worden, doch beide fürchteten, es könne ihnen ein Zacken aus der Krone brechen, wenn sie erkennen ließen, schon einmal eine Zeile vom anderen gelesen zu haben. Rückblickend fühlte sich Lewis an das „geschäftsmäßig knappe Beschnüffeln von zwei Hunden beim Gassigehen" erinnert.

Wyndham Lewis schätzte an James Joyce dessen menschliche Art ebenso wie seine ausgeprägte Vorliebe für Alkohol und gutes Essen; gemeinsam erkundeten sie das Pariser Nachtleben. Die künstlerischen Talente aber hätten kaum gegensätzlicher sein können.

Hinter dem polemischen Furor von Lewis verbarg sich ein rabiater Vernunftglaube. Der Entdeckung des Unbewußten durch die Literatur, der Joyce mit dem „inneren Monolog" seiner Helden zum Durchbruch verhalf, stand er verständnislos und ablehnend gegenüber. Sein Credo war nicht die „innere", sondere die „äußere" Annäherung der Kunst an ihren Gegenstand: „Die Weisheit des Auges und nicht des Ohrs".

Der „Ulysses" erschien ihm nicht als Grundbuch der literarischen Moderne, sondern als – virtuos arrangierter – Schlußakkord einer als romantisch und irrational bekämpften Vergangenheit, als „sardonischer Katafalk der viktorianischen Welt".

Joyce räumt zwar ein, die Arbeit von Lewis sei „die bei weitem beste feindselige Kritik", die je an seinem Werk geübt worden sei, rächte sich aber später auf seine Weise, indem er Lewis in seinem Roman „Finnegans Wake" als „Windy Nous" (Hohlkopf) verspottete und in der Figur von „Professor Jones", dem „walisischen Spatialisten", karikierte.



Ezra Pound (Lewis-Porträt, 1938)
„Müßte Ihnen den Nobelpreis bringen"

Mit dem ätzend satirischen Schlüsselroman „Die Affen Gottes", der unzweideutig auf den snobistischen Intellektuellenkreis „Bloomsbury" gemünzt war, verdarb es sich Wyndham Lewis 1930 endgültig mit Englands Kulturbaronen.

Weit fataler und dauerhafter aber schadete er sich mit seinen



Kommunikation ist eine Voraussetzung für Leben. Sie ermöglicht es Vogelschwärmen, auf engstem Raum blitzschnelle Richtungsänderungen zu vollziehen. Ohne daß einzelne Tiere sich gegenseitig berühren.

Auch unsere heutige moderne Gesellschaft funktioniert nur durch Kommunikation. Wobei allgemeine und individuelle Informationsbedürfnisse ständig steigen. Deshalb sind TOSHIBA Kommunikationssysteme schon jetzt auf die Bedürfnisse der Zukunft ausgelegt. Sie ermöglichen es den Menschen, heute und in Zukunft, notwendige Informationen zu erhalten, zu verarbeiten und zu speichern.

Sanfte Technologie lernt von der Natur.



Sympathien für den Faschismus. Ein nietzscheanisches Elitedenken und der Widerwille gegen die entpersönlichende Maschinen-Zivilisation, die er mit der Demokratie identifizierte, brachten ihn dazu, seine Hoffnungen eine Zeitlang auf den Rechtsradikalismus zu setzen.

In seinem Buch „Hitler" pries er den Über-Nazi als echten Freund Englands und lobte dessen „Festigkeit und Kühnheit". Er ging bei Sir Oswald Mosley, dem Führer der britischen Faschisten, ein und aus und porträtierte ihn mehrfach. Ebenso wie Pound schrieb er für Mosleys Kampfblatt.

Die notorische Nazifreundlichkeit kostete Lewis zahlreiche Porträtaufträge von wohlhabenden Landsleuten und verschärfte seine ohnehin schwierige materielle Situation. Um so mehr empörte es ihn, daß die Royal Academy ihm 1938 auch noch den künstlerischen Rang streitig machte, indem sie ausgerechnet das beste seiner Porträts des zukünftigen Nobelpreisträgers T. S. Eliot nicht zu einer großen Ausstellung zuließ. Winston Churchill, der Amateurmaler, rechtfertigte die unrühmliche Entscheidung der erzkonservativen Institution damit, es sei nicht Aufgabe der Akademie, „hinter dem Neuen her zu hecheln".

Angesichts der Mißachtung in seinem Heimatland setzte Lewis seine Hoffnungen vorübergehend auf deutsche Verleger, die einige seiner Bücher veröffentlichten. Bereits ein Jahr nach der englischen Originalausgabe seines Romans „Revenge for Love" erschien 1938 die Übersetzung „Rache für Liebe".

Der Verlag empfahl den Verfasser als „eloquentesten und intelligentesten ausländischen Anhänger und Bewunderer des neuen Deutschland". Ironischerweise war Lewis gerade zu diesem Zeitpunkt dabei, seinen fundamentalen politischen Irrtum einzusehen. Er widerrief seine profaschistische Haltung öffentlich – zu spät. Das Odium des unbelehrbaren Reaktionärs haftete ihm nun an, er wurde es nicht mehr los.

Genau ein halbes Jahrhundert nach der deutschen Erstausgabe liegt eine neu revidierte Übersetzung von „Rache für Liebe" vor*. Sieht man einmal von einem verdienstvollen, vor drei Jahren veröffentlichten Lewis-Heft der Zeitschrift „Akzente" ab, so ist es der erste Versuch, das Publikum für einen großen Vergessenen zu interessieren.

Gegliedert in sieben lose miteinander verbundene Kapitel, entwirft der Roman vor dem Hintergrund des herandämmernden Spanischen Bürgerkriegs ein grimmiges Porträt der zeitgenössischen englischen Boheme, die als marionettenhafte, mit linken Phrasen vollgestopfte Schickeria vorgeführt wird.

Als Attraktion ihrer Partys reichen die „Salonroten" den Kommunisten Percy Hardcaster herum, der bei der Flucht aus einem spanischen Gefängnis ein Bein verloren hat und sich in der Rolle des Märtyrers gefällt. Hardcaster bekommt den Auftrag, zusammen mit einem politisch sympathisierenden Künstler-Ehepaar an der spanischen Grenze Waffen zu schmuggeln. Dabei geraten die beiden Helfer in eine Falle und kommen um.

Neben den boshaften und ideologisch verzeichneten Karikaturen der linken Partygesellschaft, die den Marxismus wie einen Fuchspelz trägt, leibhaftige Arbeiter aber verachtet, enthält „Rache

* Wyndham Lewis: „Rache für Liebe". Aus dem Englischen von Hans Rudolf Rieder, bearbeitet von Bernd Rüther. S. Boettcher Verlag, Düsseldorf; 400 Seiten; 48 Mark.

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**Allende: Eva Luna** Suhrkamp; 38 Mark	(1)
2	**Lessing: Das fünfte Kind** Hoffmann und Campe; 29,80 Mark	(7)
3	**García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera** Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark	(5)
4	**Chabon: Die Geheimnisse von Pittsburgh** Kiepenheuer & Witsch; 34 Mark	(2)
5	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(3)
6	**Bradley: Die Feuer von Troia** Krüger; 48 Mark	(6)
7	**Wolfe: Fegefeuer der Eitelkeiten** Kindler; 46 Mark	(4)
8	**Brösel: Das Rennen** Semmel; 16,80 Mark	(11)
9	**Paretti: Tara Calese** Blanvalet; 38 Mark	(9)
10	**Szczypiorski: Die schöne Frau Seidenman** Diogenes; 29,80 Mark	(8)
11	**Heym: Nachruf** C. Bertelsmann; 48 Mark	(10)
12	**Szczypiorski: Eine Messe für die Stadt Arras** Diogenes; 26,80 Mark	(12)
13	**King: Das Monstrum** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(14)
14	**Ransmayr: Die letzte Welt** Greno; 33 Mark	
15	**Kempowski: Hundstage** Knaus; 42 Mark	(13)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt

für Liebe" glanzvolle Passagen, die in ihrer visuellen, mitunter visionären Kraft den Maler im Autor zeigen und an Filme von Buñuel erinnern:

„Ihre Lippen hatte sie zu einem scharlachroten Schmollmund vorgeschoben, als wäre er das Innere von etwas, das mit einem Skalpell, wie es Chirurgen gebrauchen, aufgeschnitten worden war, und das sich an den Rändern, wo das Messer eingedrungen war, aufgestülpt hatte."

In der Figur der Margot Stamp schuf Lewis übrigens einen kunstvollen Zwilling seiner Ehefrau: „Ihr Kopf, wie ein kleiner sehnsüchtiger Meeresvogel, fein geformt, um gegen den Wind zu segeln und auf den glatten Wellen zu gleiten, mit glänzendem, federartigem Haar in langen verfilzten Strähnen."

Im wirklichen Leben ging der Poet weniger zart mit ihr um. Selbstverständlich setzte er voraus, daß seine ungewöhnlich schöne Frau nur für ihn existierte und seine zahllosen Affären klaglos hinnahm; sie enttäuschte ihn nicht.

Im Jahr 1939 wurde die künstlerische Isolation und die finanzielle Misere für Wyndham Lewis so unerträglich, daß er



Erblindeter Lewis (1952)
„Unerträgliche geistige Qual"

sich auf seinen kanadischen Paß besann und die Kriegsjahre in den USA und Kanada verbrachte – eine Entscheidung, die seine Situation nicht verbesserte, zumal er als Künstler in Nordamerika fast unbekannt war. Er schilderte dieses Exil in seinem letzten Roman; der Titel zog eine bittere Bilanz seines Lebens: „Selbst-Verurteilt". Ezra Pound, der wegen seiner profaschistischen Rundfunktiraden noch immer in einer amerikanischen Irrenanstalt eingesperrt war, schrieb aus seinem Asyl dem Verfasser lakonisch, der Roman „müßte Ihnen den Nobelpreis bringen".

Als Lewis dieses „Buch von fast unerträglicher geistiger Qual" (T. S. Eliot) diktierte, war er aufgrund eines Tumors bereits erblindet. Die Energie verließ den einsamen Höhlenmenschen, dem die Ärzte zur Vermeidung von Infektionen auch noch sämtliche Zähne gezogen hatten, auch jetzt noch nicht, wo er eine körperliche Ruine war.

In seinen letzten Lebensjahren erfuhr er späte Anerkennung, eine Reihe seiner Bücher wurde neu aufgelegt oder im Rundfunk gesendet. Wenige Monate vor seinem Tod im Jahr 1957 widmete die Tate Gallery dem Maler Wyndham Lewis eine große Ausstellung.

Als „Feind" aber blieb er sich bis zum Ende treu. Eine Krankenschwester, die sich teilnahmsvoll nach seiner Verdauung erkundigte, hat die letzten Worte überliefert, die der Sterbende krächzte: „Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Dreck!" ◆

SACHBÜCHER

1	**Hawking: Eine kurze Geschichte der Zeit** Rowohlt; 34 Mark	(2)
2	**Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben** Rowohlt; 29,80 Mark	(1)
3	**Wieck: Männer lassen lieben** Kreuz; 24,80 Mark	(3)
4	**Dönhoff: Eine Kindheit in Ostpreußen** Siedler; 34 Mark	(4)
5	**Gorbatschow: Perestroika** Droemer; 36 Mark	(5)
6	**Scholl-Latour: Leben mit Frankreich** DVA; 44 Mark	(8)
7	**Ranke-Heinemann: Eunuchen für das Himmelreich** Hoffmann und Campe; 38 Mark	(6)
8	**Iacocca: Mein amerikanischer Traum** Econ; 39,80 Mark	(7)
9	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 38 Mark	(9)
10	**Krockow: Die Stunde der Frauen** DVA; 32 Mark	(10)
11	**Schmidt: Menschen und Mächte** Siedler; 48 Mark	(12)
12	**Kirchner (Hg.): Terra X – Von Atlantis zum Dach der Welt** Lübbe; 44 Mark	(11)
13	**Lindlau: Der Mob** Hoffmann und Campe; 36 Mark	(13)
14	**Fisher-Ruge: Nadeschda heißt Hoffnung** Econ; 34 Mark	(14)
15	**Iacocca: Iacocca – Eine amerikanische Karriere** Econ; 39,80 Mark	

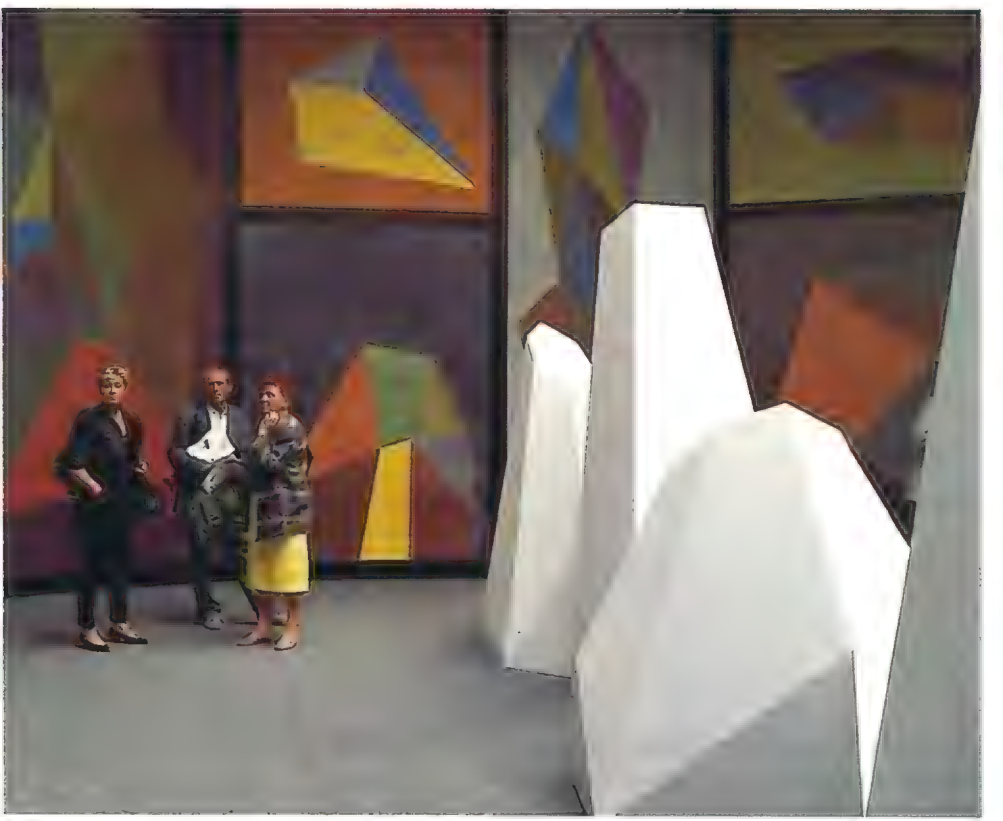
vom Fachmagazin „Buchreport"

LeWitt-„Wall Drawings“ bei der Kestner-Gesellschaft in Hannover: „Ich möchte etwas schaffen, das ich, ohne mich zu schämen,

LeWitt-Ausstellungen in Hannover, bei der Biennale in Venedig („Komplexe Formen“): „Eine Kunst, die auch die miserabelste



Giotto zeigen könnte“



Wegwerfarchitektur sublimiert“

Fest aus der Ferne

Ohne selbst am Ort zu erscheinen, hat der amerikanische Konzept-Künstler Sol LeWitt die Kestner-Gesellschaft in Hannover ausmalen lassen: trotz dürrem Dogma ein starkes Seh-Erlebnis.

Da wird der Künstler Augen machen, wenn er sein Werk zu sehen bekommt. Bislang hat er sich nur Gedanken gemacht – und viele Skizzen auf Millimeterpapier.

Den Besucher der Kestner-Gesellschaft in Hannover umgibt das Resultat dieser Planer-Tätigkeit unterdessen längst als ein strahlendes, wenngleich strenges Fest der Farben. In allen Schauräumen sind dicht an dicht große Rechtecke auf die Wände gemalt und in je fünf koloristisch abgesetzte Horizontalstreifen unterteilt. Schwere Erdtöne wechseln eindrucksvoll mit Sommerwiesenstimmungen und eisigen Blau-Grün-Kombinationen.

So hat es der amerikanische Künstler Sol LeWitt, der diese Woche zu Besuch erwartet wird, aus der Ferne genauestens festgelegt. Ausgeführt hat den Entwurf ein Team von Gehilfen.

Das gehört zur Spielregel. LeWitt, nunmehr 60, ist ein Klassiker jener „Conceptual Art“, die im New York der späten sechziger Jahre einen radikalen Schluß aus einer Haupttendenz der Moderne zog: Kunst, auch bildende, sollte in erster Linie eine Frage der Ideen, nicht unbedingt der anschaulich realisierten Formen sein – ähnlich wie ein Musikstück in der Partitur oder ein Bauwerk auf dem Reißbrett existiert, ohne daß der Komponist selbst das vorgeschriebene Instrument spielen oder der Architekt eigenhändig mauern müßte.

So hat LeWitt, der außerdem ein inspirierter Entwerfer geometrischer, in Serien abgewandelter Objekte ist, seit 1968 weit über 400 unterschiedliche Rezepte zur Ausgestaltung von Räumen erdacht, sie aber meist durch andere Leute verwirklichen lassen.

Viele seiner Gebrauchsanweisungen lesen sich ungefähr so spannend wie Logarithmentafeln („Auf vier benachbarten Quadraten jeweils eine, zehn, hundert, tausend Linien, alle gerade und beliebig gezogen“, „Anbringung einer roten und einer blauen Linie auf einer gelben Wand“), doch merkwürdig: Waren sie erst einmal ausgeführt, so überzeugten die kargen Konzepte ihre Betrachter immer wieder als wahrnehmbare Ordnungen zwischen starrer Regel und freier Intuition. Dürre Dogmatik schlägt unversehens in Anschauung um.

„Wall Drawings“, Wandzeichnungen, nennt LeWitt seine Werke nach wie vor. Dabei hat der Künstler, der zwischen dem heimatlichen Connecticut und ei-

Sherry ist Geschmack.

Harveys ist Stil.

Für Kenner ist Harveys der Ausdruck eines besonderen Stils. In über 130 Ländern der Erde geliebt und geschätzt von allen drei Seiten. Lieblich als Harveys Bristol Cream. Halbtrocken als Harveys Bristol Medium Dry. Und extra trocken als Harveys Bristol Fino. Nicht einfach Sherry, sondern Harveys. Heute für Kenner.



HARVEYS BRISTOL SHERRY

Der Stil von Harveys.

nem Sommersitz im italienischen Spoleto zu pendeln pflegt, die schwarzweißen Linienkonstruktionen seiner Anfänge längt um malerische Wirkungen wie von alten Fresken bereichert – beispielsweise, als er voriges Jahr beim Kunstverein in Münster „Gekippte Formen" malen ließ, als er diesen Sommer zur Biennale in Venedig kristallisch-„Komplexe Formen" weiß lackiert in den Raum stellte und sie in farbigen Wandbildern spiegelte, oder jetzt in Hannover.

„Ich möchte", sagt LeWitt, „etwas schaffen, was ich, ohne mich zu schämen, Giotto zeigen könnte." Und Carl Haenlein, Direktor der Kestner-Gesellschaft, nennt die Ausstellung nach dem paduanischen Hauptwerk des Vorrenaissance-Meisters „meine Arena-Kapelle".

Es ist, das schmerzt ihn, ein Sakralraum auf Zeit. Nach dem 27. November, wenn die Schau schließt, werden die Wände wieder unerbittlich weiß getüncht. Der Kestner-Gesellschaft bleibt von ihren „Wall Drawings" dann nur ein Katalog als Souvenir. Das Konzept, eine Leihgabe des Künstlers, geht an ihn zurück – anders als bei Galeristen oder Sammlern, die für Geld ein signiertes Zertifikat erwerben und damit auch das Recht, die Malerei ein andermal neu ausführen zu lassen oder diese Befugnis weiterzuveräußern.

Drei Wochen lang aber birgt die Kestner-Gesellschaft noch eine Kunst, die in ihrer nüchternen Feierlichkeit „auch die miserabelste Wegwerfarchitektur sublimiert" (Haenlein), die man durchschreitet wie eine Abfolge wechselnder Klänge und die sich tatsächlich als Ambiente für Konzerte bewährt. Die rechteckigen, schwarz gerahmten Bildtafeln decken als unpersönliche Form auch Lichtschalter und Lüftungsklappen zu und übergreifen Türöffnungen. Im matten Glanz der Farbflächen indes zeigt sich bei näherem Hinsehen menschliche Handschrift.

Erst einmal, eine ganze Woche, hatten Rebecca Schwab und Anthony Sansotta aus den USA sowie die Niederländerin Fransje Killaars, drei von etwa 15 Gefolgsleuten, die LeWitt weltweit zur Verfügung stehen, damit zu tun, das vom Künstler in Kenntnis der Raum-Maße vorgegebene Rasterschema maßstabgerecht auf die Wände zu übertragen. Dann tränkten sie ihre Speziallappen mit verdünnter Pelikan-Zeichentusche.

Mit meditativ-kreisenden Bewegungen rieben die Adepten, Tag um Tag, die ringsum abgeklebten Flächenstreifen ein – streng nach Vorschrift, bis zu vier Farben (Grau, Rot, Gelb, Blau) übereinander. In den leicht wolkigen Pseudofresken bleibt die hingebungsvolle Geste nachvollziehbar.

„Wie Musik", sagt LeWitt, könnten seine Wandentwürfe „von den Interpreten besser oder schlechter" dargeboten werden, ohne aber ihren authentischen Charakter einzubüßen. Wesentlich sei nun einmal das Konzept, und deswegen kann für ihn „sogar ein Blinder ein Künstler sein".

Ob freilich die bloße Lektüre seiner Noten irgendwem irgendetwas bedeuten würde, ist sehr die Frage. Die Zeit der Blinden kommt früh genug, am 28. November. Bis dahin lohnt es in Hannover, die Augen aufzumachen.

HOCHSCHULEN

Mut gefragt

28 000 Kandidaten, die Medizin studieren wollen, müssen an diesem Mittwoch zum bundesweiten Eignungstest. Kommt bei dem fünfstündigen Fragespiel der „gute Arzt" heraus?

Der Countdown läuft. 450 silberhelle Aluminiumkoffer sind auf dem Weg zu 190 bundesdeutschen Orten – nach Husum und Heide, ins ostfriesische Aurich, nach Cham im Bayerischen Wald, nach Buxtehude, Bochum, Bottrop. Überall wollen junge Menschen

* Vor dem Tresor, in dem die Testfragen aufbewahrt werden.



TMS-Psychologen Fay, Trost*
Lehrerkinder schneiden am besten ab

Medizin studieren, ein begehrtes Numerus-clausus-Fach.

Der Weg zur Hohen Schule führt durch das Nadelöhr des „Tests für medizinische Studiengänge" (TMS). Am Mittwoch dieser Woche ist es wieder soweit. 28 311 Kandidaten wollen es wagen und haben sich rechtzeitig angemeldet. Am gefürchteten Test darf man nur ein einziges Mal teilnehmen – und wer sich nicht traut, muß dem weißen Kittel für immer Lebewohl sagen. TMS ist seit zwei Jahren Pflicht für alle Mediziner in spe.

Um 7.45 Uhr werden die Prüfungsleiter, ausnahmslos Beamte, meist Oberstudiendirektoren, den versiegelten Koffer mit dem separat übereigneten Schlüssel öffnen. Zum Vorschein kommen jeweils 64 Prüfungsunterlagen, der Geheimhaltung wegen nochmals eingeschweißt. Jeder Kandidat trägt sein Päckchen zum vorab festgelegten Prüfungsplatz; um 8.45 Uhr geht's los, fünf Stunden lang mit einer Pause.

Geprüft werden das Gedächtnis, die Wahrnehmung, das räumliche Vorstellungsvermögen, die Konzentration sowie naturwissenschaftliches und mathematisches Grundverständnis. Im Auftrag aller Kultusminister der deutschen Bundesländer werden den Kandidaten – 52 Prozent sind junge Frauen – jeweils 204 verschiedene Aufgaben präsentiert. Noch niemals ist es einem Testling gelungen, alle Aufgaben richtig zu lösen. Den Allerbesten unterlaufen mindestens zehn Fehler, und die Schwächsten hangeln sich zu zehn richtigen Lösungen empor.

Mal müssen sie mit einem weichen Bleistift (Härte HB) in acht Minuten „rasch, sorgfältig und konzentriert" markierte Buchstaben aus einem Wust herausfinden; mal geht es darum, sich Einzelheiten aus fiktiven Krankengeschichten einzuprägen und sich später daran zu erinnern, ob „der Patient mit Kopfschmerzen" wahlweise „kinderlos, verheiratet, depressiv, zur Kur" oder nur „ängstlich" war. Auch das medizinisch-naturwissenschaftliche Verständnis wird an Fragen überprüft, die dem Getesteten richtige und falsche Antworten zur Auswahl nach der „Multiple choice"-Methode präsentieren – der geplagte Student nennt es „multiplen Scheiß".

Damit tut er den Vätern des TMS Unrecht – ihr Fragen-Paket gilt unter Experten als ausgereift und verläßlich. „TMS ist ein Eignungstest", erläutert Günter Trost, 44, Direktor des Instituts für Test- und Begabungsforschung der Studienstiftung des Deutschen Volkes, das die Prüfbatterie gemeinsam mit derzeit acht anderen Psychologen entwickelt hat. „TMS zielt darauf ab, aus einer größeren Anzahl von Bewerbern diejenigen zu ermitteln, die für das gewählte Studium besser als andere geeignet sind" – und genau das schafft TMS auch.

Seit 1980, als der Test noch freiwillig war, sind rund 150 000 Kandidaten durch die Mühle gedreht worden. Wer

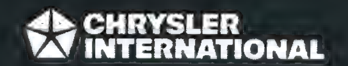
Allradtechnik vom Feinsten. Jeep Cherokee.

Der neue Jeep Cherokee 4x4. Das Privileg der Vielseitigkeit: überlegene Leistung und überzeugender Luxus. Die souveräne Entscheidung für kraftvolle Motoren: der 4,0 l-Sechszylinder Automatik mit bulligen 125 kW (170 PS). Der starke 2,1 l-Turbo-Diesel mit 5-Gang-Getriebe. Der unübertroffene Komfort: vom elektrischen Fensterheber bis zur ferngesteuerten Zentralverriegelung. Beim Cherokee Limited sogar Lederausstattung. Die konsequente 4x4 Sicherheit: zwei 4WD-Systeme – Selec Trac und Command Trac – beide während der Fahrt zuschaltbar. Der lückenlose Jeep Privilege Service: überall in Europa. Der neue Jeep Cherokee 4x4: ganz in Ihrer Nähe. Fragen Sie uns: Telefon (07 21) 81 60 25.

Jeep®

Der Wegbereiter.





danach zum begehrten Studienplatz kam, wird von den Testern unter Wahrung des Datenschutzes nachbeobachtet. Und da zeigt es sich, daß die Testbesten auch die erfolgreichsten Studenten sind. Wer hingegen mittels Los – auch das ein Zugangsweg zum Medizinstudium – an die Uni kommt, fällt vergleichsweise sechsmal häufiger durch die ärztlichen Prüfungen. Ernst Fay, der zweite Mann im TMS-Team: „Das Los als Auswahlverfahren ist fair gegenüber allen, aber unfair gegenüber den Geeigneten."

Derzeit gelangen rund 30 Prozent aller Medizin-, Zahnmedizin- und Veterinärstudenten dank ihrer TMS-Ergebnisse an die Uni – trotz schwacher Abiturnoten. Diese Kandidaten profitieren vom sogenannten „Paternostereffekt" – sie werden, dank TMS, „nach oben gehoben" (Fay), obwohl ihre Gymnasiallehrer die Tür zur Medizinischen Fakultät durch schlechte Schulnoten verschlossen hatten. Jeweils 10 Prozent aller Studienplätze werden unabhängig vom Schulerfolg an die TMS-„Testbesten" vergeben, bei weiteren 45 Prozent der Zugelassenen werden Schulnoten und Testergebnis im Verhältnis 55 zu 45 gewertet.

Weil soviel auf dem Spiel steht, haben sich die meisten Mittwochs-Kandidaten so gut es geht vorbereitet – etliche Hundert bei privaten Test-Helfern, Diplom-Psychologen zumeist, die 200 bis 1500 Mark für die Einstimmung verlangen. Ob sich das lohnt, bezweifeln die in Bad Godesberg residierenden TMS-Entwickler. Sie haben sich anonym mehrfach in die Testknacker-Lehrgänge eingekauft und Kandidaten mit solcher Spezialvorbereitung nach dem Tag x vom Auswertungscomputer gesondert auswerten lassen. Ergebnis: Die teuren Helfer bringen nichts.

Dagegen sind andere Zusammenhänge inzwischen zweifelsfrei gesichert:

▷ Männer schneiden im TMS besser ab als Frauen, die wiederum bessere Abiturnoten vorweisen können.

▷ Ein höheres Bildungsniveau der Eltern geht mit einer besseren Testleistung des Kindes einher, am allerbesten schneiden Lehrerkinder ab.

▷ Wer sich für den naturwissenchaftlichen Zweig eines herkömmlichen Gymnasiums entschieden hat und noch nie berufstätig war, erreicht gewöhnlich höhere Punktwerte.

Allerdings müssen sich die TMS-Väter immer wieder fragen lassen, ob ihre aufwendige Sichtung am Ende den „guten Arzt" hervorbringt. Psychologe Trost: „Das klappt nicht. Ein Medizinstudium bereitet auf ein breites Spektrum von verschiedenen Tätigkeiten vor – Chirurg, Amtsarzt, Medizinhistoriker, Allgemeinpraktiker und so weiter." Weil zu deren „Berufserfolg" jeweils ganz andere Eigenschaften und Fähigkeiten gehören, kann „ihnen ein einheitlicher Test nicht gerecht werden", schon gar nicht mit 19 Jahren, zwei oder drei Jahrzehnte bevor sich der Proband als „guter Arzt" entpuppt.

Psychisch haben sich bisher alle Kandidaten der größten Testveranstaltung, die die Republik veranstaltet, als belastbar und standfest erwiesen. Ein einziges Mädchen bekam 1987 einen Weinkrampf, nahm danach den Kampf mit den 204 Fragen aber tapfer wieder auf.

Mut ist auch in diesem Jahr gefragt. Die Kandidaten studieren womöglich in die Arbeitslosigkeit hinein – derzeit sind rund 12 000 bundesdeutsche Ärzte ohne Beschäftigung, Mitte der 90er Jahre werden es, wie die Ärzteverbände fürchten, mindestens 50 000 sein.



Museumschef Klotz, Frankfurter Skyline: „Richterstuhl für Geschmack"

ARCHITEKTUR

Röhrender Hirsch

Heinrich Klotz, umstrittener Chef des Frankfurter Architekturmuseums, wechselt nach Karlsruhe und soll dort ein Kunst- und Medienzentrum aufbauen.

Vor zwei Jahren saßen Lothar Späth, der Politiker, und Heinrich Klotz, der gelernte Kunsthistoriker, bei einer Flasche Wein beisammen und diskutierten über die Lage der Nation. Da hielt Klotz seinem Gegenüber eine Sünde aus der Vergangenheit vor: Die Schließung der Ulmer Hochschule für Gestaltung (im Jahre 1968) sei doch „ein großer Fehler" gewesen.

Er habe, entschuldigte sich Späth, das doch nur „auf Filbingers Geheiß" getan.

Dann könne er ja die Ulmer Panne „wiedergutmachen", schlug ihm der Kunst-Gelehrte vor. Er, Klotz wisse auch schon wie: Ein für Karlsruhe geplantes Medienzentrum könne doch zu einer zukunftsweisenden Einrichtung ausgeweitet werden, über die Grenzen der alten Design-Schule, ja sogar über das Modell des berühmten Dessauer Bauhauses hinaus.

Ein Zentrum, „ein einziges Großlabor" stelle er sich vor, so Klotz, in dem tausend Teilkulturen, alle traditionellen Künste mit den neuen Medien, den elektronischen Gestaltungsmitteln, vermählt sein würden – das Sprechtheater mit den holographischen Bühnenbildern oder der Leinwandmaler mit Computergraphiken ... Dies, so die Vision, könnte *die* Stätte des Studiums, der Forschung, der Lehre, des Experiments, der Ausstellung, der Darbietung sein.

Klotz, 53, Professor in Marburg und derzeit noch Leiter des Frankfurter Architekturmuseums, hatte wieder einmal etwas an den Mann gebracht – sich selbst. Ende letzten Monats bestellte der baden-württembergische Ministerpräsident den Gesprächspartner von damals zum Gründungsdirektor eines „Zentrums für Kunst und Medientechnologie" (ZKM) in Karlsruhe.

Klotz wechselt zum 2. April nächsten Jahres von Frankfurt nach Karlsruhe. Damit verläßt der Macher ein Revier, in dem er über ein Jahrzehnt mit der Wucht eines Baggers gewirkt hat.

Wie ein Naturereignis war der Kunstprofessor aus der Provinz in den siebziger Jahren über die deutsche Architekturszene hereingebrochen. Nach kritischen Veröffentlichungen über nostalgische Kitschbauten („Die röhrenden Hirsche der Architektur") und lobenden über die Frankfurter Wolkenkratzer („Man möchte Frankfurt weitere solcher Bauten zur Intensivierung der Stadtsilhouette hinzuwünschen"), nach Bauver-

Waren Sie schon mal inkognito unterwegs?

Wer einer Großstadt den Puls fühlen will, tut das am besten alleine und ohne großen Rummel.

Eine Städtereise mit airtours schafft dafür die besten Voraussetzungen.

Zunächst einmal läßt sie Ihnen Zeit. Denn bei airtours fliegen Sie mit Linie und können so Ihre Termine frei wählen und Ihren Urlaub von der ersten bis zur letzten Stunde ausnutzen. Linie heißt aber auch besonderen Komfort genießen, z.B. bei Lufthansa. Aufmerksamer Service erwartet Sie auch im Hotel, das bei airtours grundsätzlich zu den besten seiner Kategorie zählt.

Was Ihren Urlaub sonst noch zum Erlebnis macht – ob Rundfahrten, Kulturprogramme oder Entertainment –, bestimmen Sie selbst. Sie werden sehen, so eine ganz private Reise ist ein königliches Vergnügen. Nur der Preis ist durchaus bürgerlich.



Urlaub mit Linie.

Das umfangreichste Städteangebot mit Linie finden Sie in unserem Katalog „Städtereisen '88/89". Fragen Sie Ihr Reisebüro.

anstaltungen in Marburg und Symposien in West-Berlin, steuerte Klotz zielstrebig die Mainmetropole, ihre Baubeamten und den neuen Bürgermeister Walter Wallmann an, um ihnen „klarzumachen, daß es so nicht weitergeht".

Klotz hatte sich vorgenommen, das Mainufer und die Gründerzeitvillen am Schaumainkai „vor den Spekulanten" und damit das beschauliche Sachsenhausen zu retten – er propagierte das „Programm Museumsufer".

„Die haben das kapiert", erinnert er sich – zu ihrem und vor allem Klotzens Glück, denn eines der neuen Museen, das für Architektur, bekam er selbst und damit, so die „Süddeutsche Zeitung", einen „selbstgebastelten Richterstuhl", auf dem der neue Frankfurter Platzhirsch als „fast allmächtiger Geschmacksverwalter" über In und Out in der Architekturszene entscheiden konnte.

So offerierte er

- 1984, in der Eröffnungsausstellung, die Postmoderne und den Slogan „Zurück zur Fassade";
- 1986, in einer Gegenausstellung, die „Vision der Moderne" mit dem „Prinzip Konstruktion" – und nahm bereits vieles von dem vorweg, was das New Yorker Museum of Modern Art erst letzten Sommer unter Getöse als „Dekonstruktivismus" feilbot.

Er sei dafür „fürchterlich verhauen" worden, klagt Klotz, habe „Dresche bezogen" und sich Magengeschwüre geholt. Doch nun empfindet er, wie Balsam, die Genugtuung: „Ich hatte recht!" Unter den von ihm edierten Büchern seien „Standardwerke". Er müsse schon für sich „in Anspruch nehmen, einige neue Gedanken eingebracht zu haben".

Nun sei „alles gesagt", seine „Aufgabe erfüllt", er räume das Feld, lasse andere weitermachen. Doch ganz sind die Architekten den Aufreißer noch nicht los. Im Gegenteil: Klotz freut sich schon darauf, „nun endlich einmal selber bauen" und „eigene Vorstellungen von Architektur einbringen" zu können.

Auf einem 28 000 Quadratmeter großen Grundstück am Karlsruher Hauptbahnhof soll für sein ZKM während der nächsten Jahre eine „pluralistische Gebäudelandschaft" entstehen – mit Hochschule, Museum, Theater, Labors –, deren Vielfalt der Formen der Vielfalt der Funktionen entsprechen soll.

Zu einem Bauwettbewerb will er so gegensätzliche Geister wie die artigen Postmodernen Reichlin/Reinhart aus dem Tessin und die aufsässigen Dekonstruktivisten von Coop Himmelblau aus Wien einladen lassen.

Klotz: „Das kann sehr spannend werden." Wer wagt, daran zu zweifeln?

FERNSEHEN

Blonde Aktenmappe

Ein Fernseh-Dokumentarfilm erzählt die Geschichte des „Jüdischen Kulturbundes" in Nazideutschland.

Berlin-Kreuzberg, 22. November 1938. Das Theater in der Kommandantenstraße füllt sich nur schwach. Rund hundert Zuschauer sind gekommen, um das schottische Studentenspiel „Regen und Wind" zu sehen. Hinter der Bühne laufen die Vorbereitungen zwar geschäftig wie immer, aber merkwürdig tonlos an diesem Abend. Beim Schminken, beim Ankleiden lacht niemand, niemand schimpft, es wird nur geflüstert.

Die Platzanweiserinnen und die Beleuchter, die Schauspieler und die Bühnenarbeiter, der Regisseur und die Zuschauer führen Judenausweise mit sich, die am Eingang penibel kontrolliert worden sind. Die einzigen „Arier" im Raum, Aktentaschen unter dem Arm, sind drei Herren von der Gestapo.

Als sich der Vorhang hebt, rückt der Salon einer Studentenpension ins Bild, heimelig flackert das Kaminfeuer. Sie feiern ausgelassen, dort oben auf der Bühne: im Sektrausch nach einer Ballnacht. Nur die Stimmen der Schauspieler zittern seltsam.

Das Theater des „Jüdischen Kulturbundes" in Berlin funktioniert wieder, auf Befehl des Propagandaministers – zwei Wochen nach den Pogromen der „Reichskristallnacht" und der offiziellen Schließung. Es ist die einzige jüdische Einrichtung in Deutschland, die nach der „Kristallnacht" wieder arbeiten kann, nein: arbeiten muß.

Einige der Theaterleute hat man überstürzt aus den Konzentrationslagern zurückgekarrt, wohin sie gerade erst deportiert worden waren. Nun müssen sie, für das protestierende Ausland, wieder Theater spielen. Sie haben zu beweisen, daß das jüdische Kulturleben in voller Blüte steht, auch wenn man ihre Synagogen und Wohnungen in Brand steckt, ihre Freunde und Verwandten verschleppt und totschlägt.

Die Episode im Berliner Jüdischen Theater, die einer der Beteiligten in einem Buch beschrieben hat*, ist der gespenstische Höhepunkt einer ebenso grotesken wie tragischen Geschichte. Sie begann zwei Monate nach der Machtergreifung der Nazis. Als erste praktische Maßnahme auf dem Weg zur „Endlösung" wurden am 1. April 1933 jüdische Beamte in Deutschland entlassen und jüdische Künstler von Bühne und Podium gewiesen. Über Nacht waren reichsweit rund 8000 in der Kultur tätige Juden arbeitslos.

Die materielle Not dieser Menschen bildete eines der beiden Hauptmotive, die zur Gründung einer rein jüdischen Kulturorganisation führten. Das andere Motiv war die Absicht, trotz der schrittwei-



Kulturbund-Werbung in Berlin (1938)
„Die Gestapo riß sich um die Karten"

* Herbert Freeden: Jüdisches Theater in Nazideutschland. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.


KODACOLOR GOLD Filme sehen
Struwwelpetra besser als der Mensch.
Kodacolor FILM
Gold 100
KODACOLOR GOLD Filme sehen die bunte Welt in ihren schönsten Farben so scharf und so detailliert, daß unser Auge viel davon lernen kann.
Kodak
Offizieller Film
Olympische Spiele
1988

sen Vertreibung der Juden aus der deutschen Kultur, deren mörderische Konsequenz sich 1933 die wenigsten vorzustellen vermochten, die geistige und künstlerische Identität der Juden aufrechtzuerhalten.

Im Juni 1933 wurde der „Kulturbund deutscher Juden" in Berlin unter der Auflage genehmigt, daß ausschließlich Juden Mitglieder werden und nur diese zu den geschlossenen Veranstaltungen Zutritt haben dürften. Nach dem Berliner Vorbild gründeten sich reichsweit jüdische Kulturbünde; ihr Emblem war eine erhobene Fackel neben dem Davidstern. Etwa 2500 Künstler spielten bis 1938 (danach nur noch in beschränktem Umfang) für 70 000 Menschen in 100 Städten.

Unter dem Titel „Es waren wirklich Sternstunden" strahlt Eins Plus, der Kultursender der ARD, am Donnerstag dieser Woche die einstündige Kurzfassung eines 90-Minuten-Dokumentarfilms zum Thema aus. Die Filmautoren Henryk Broder und Eike Geisel sind den Spuren des „Jüdischen Kulturbundes" nachgegangen – so mußte der „Kulturbund deutscher Juden" ab 1935 heißen, da es deutsche Juden nicht mehr geben durfte.

In der Bundesrepublik und in der DDR, in Holland, Israel und in den USA haben Broder und Geisel ungefähr 30 ehemalige Mitglieder der jüdischen Theater-, Opern- und Orchesterensembles aufgespürt und befragt. Das Ergebnis der Recherchen, eine Koproduktion des Bayerischen Rundfunks und des Senders Freies Berlin, kommt zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht auf die Bildschirme und soll am 29. November in der Nordkette der dritten Programme wiederholt werden.

Was den Betrachter dieses Dokumentarfilms am meisten verblüfft, ist die überwiegend positive, bei einigen der Überlebenden geradezu schwärmerische Erinnerung an die Arbeit im „Jüdischen Kulturbund", jedenfalls bis zu den Novemberpogromen von 1938. Der Titel der Sendung, „Es waren wirklich Sternstunden", Originalzitat einer Schauspielerin, gibt diese Stimmung wieder.

Die Kulturbundmitglieder (allein in Berlin waren es 1933/34 rund 20 000) wollten vor allem eines, ob als Künstler oder Zuschauer: für ein paar Stunden die feindliche Welt außerhalb der Theater- und Konzertsäle vergessen. „Das Theater", sagt einer der Befragten mit leiser, vom Alter brüchig gewordenen Stimme, „war unsere Rettung, wie eine Insel, sonst wäre man wahrscheinlich in die Klapsmühle gekommen."

Herbert Freeden, einst Dramaturg des Berliner Kulturbund-Theaters, betont, die Getto-Situation habe objektiv, nicht aber subjektiv bestanden: „Wir spielten nicht in der Situation eines geistigen Gettos, das Theater gab uns ja gerade die Möglichkeit, herauszukommen. Es war das Fenster zur Welt, die Tür ins Freie."

Auch diese Tür aber wurde von Jahr zu Jahr weiter zugemauert. Durften die Juden anfangs noch Goethe und Beethoven spielen, die nach den Regeln des nazistischen Rassenwahns als reinblütig deutsch galten, so war es ab 1936 für „Nichtarier" streng verboten, Werke deutscher Künstler zur Aufführung zu bringen. Mozart, der Österreicher, blieb noch eine Weile erlaubt, aber beim Anschluß Österreichs wurde auch Mozart heim ins Reich geholt und für jüdische Künstler tabu erklärt.

Die Zulassungskriterien zeugten von subtilem bürokratischen Unterscheidungsvermögen. Beispielsweise waren Vokalwerke von Georg Friedrich Händel mit deutschen Texten für Juden strikt off limits, die Oratorien desselben Komponisten in Englisch, der Sprache des perfiden Albion, hingegen zugelassen.



„Kulturbund"-Gründer Singer
Charismatischer Pflichtmensch

Eine ganze Gruppe von Lektoren war damit beschäftigt, „jedes Wort und jede Note, die in einer jüdischen Veranstaltung gesprochen, gesungen oder gespielt wurden" (Freeden), zu zensieren. Besonders verpönt waren die Worte „deutsch" und „blond". Der Zensorenfleiß erreichte seinen grotesken Gipfel, als in einer Komödie von Franz Molnar, in der der Satz vorkommt: „Lebe wohl, Du ungetreue blonde Aktenmappe", das Wort „blond" durch das Wort „schön" ersetzt werden mußte.

Die Überwachung sämtlicher Kulturbund-Aktivitäten unterstand dem Reichskulturwalter Hans Hinkel. Als Nazi der ersten Stunde mit der Parteimitgliedsnummer 287 hatte er schon 1923 einen „Kampfbund für deutsche Kultur" gegründet. Er warf sich in unwesentlichen Belangen zum Schutzherrn des Kulturbundes auf, der ja indirekt auch seine politische Karriere garantierte, und exekutierte im übrigen gehorsamst alle Weisungen des Propagandaministeriums.

In seltsam schizophrener Bildungsbeflissenheit besuchte er, sooft er konnte, die Inszenierungen des Jüdischen Theaters. „Die Gestapo", erinnert sich einer der Zeugen, „hat sich um die Karten gerissen, weil wir die besten Schauspieler aus dem Reich hatten."

Hinkels Widerpart im Kulturbund war der Nervenarzt Dr. Kurt Singer. Der vielseitig begabte Mann war früh auch als Musikwissenschaftler hervorgetreten, gründete den Berliner Ärztechor und wurde 1927 zum stellvertretenden Intendanten der Städtischen Oper Charlottenburg berufen. Von Anfang an war Kurt Singer die Seele des Kulturbundes.

In seiner Leidenschaft für die Kunst unterschätzte er den Nationalsozialismus in fataler und tragischer Weise. Von Jugend an hatte der feinsinnige Bildungsbürger, der dem Lärm der Politik verständnislos gegenüberstand, die deutsche Kultur und ihre humanistische Tradition in sich aufgesogen; daß unter seinen Augen Kultur und Humanität in deutschem Namen vernichtet wurden, das wollte er nicht wahrhaben.

Er redete sich ein, sein Theater könnte die Nazis überleben und womöglich eines Tages das Jüdische Staatstheater in Deutschland werden. Jeder Zoll ein preußischer Pflichtmensch, setzte er den Gedanken an Auswanderung mit Desertion gleich. „Für Künstler dieser Pflichtauffassung", schrieb er einem Ensemble-Mitglied, das sich um die Emigration in die USA bemüht hatte, „ist kein Platz im ‚Jüdischen Kulturbund'". Der Spuk der Verfolgung werde vorübergehen, wenn Hitler erst erkannt habe, daß auch „die Juden anständige Leute sind" – so schildern die überlebenden Zeugen ihren einstigen Chef, dessen charismatische Wirkung auf seine Umgebung auch nach Jahrzehnten noch zu spüren ist. Kurt Singer starb 1944 im Konzentrationslager Theresienstadt.

Im September 1941 wurde der Jüdische Kulturbund verboten, sein Eigentum beschlagnahmt, seine Mitarbeiter verhaftet; zur gleichen Zeit erging die polizeiliche Verordnung über die Kennzeichnung der Juden mit dem Judenstern.

Ein grauenhaftes Nachspiel der jüdischen Kultur in Deutschland fand in den Konzentrationslagern statt, wo die überwiegend jüdischen Künstler ihre Mithäftlinge und Wärter mit Komödien und amerikanischem Swing unterhielten. Die Todesfabriken bildeten ein Reich für sich, in das nicht einmal die Macht der Zensur hineinreichte. Sie waren der einzige Ort im Reich, wo völlig ungehindert Jazz gespielt werden konnte. Mit Tränen der Rührung in den Augen lauschten die SS-Männer den Gershwin-Melodien ihrer Gefangenen. Anderentags versahen sie ihren Dienst bei Gaskammern und Verbrennungsöfen. ◆



Neu und ungewöhnlich groß:
Der 90 cm breite Einbaubackofen aus Edelstahl – mit Universal-Beheizungs-System, Rôtisserie-Drehspieß, automatischem Temperaturfühler und einem richtigen Backstein. Typisch Gaggenau.

Wer sich zu besonderem Geschmack bekennt, muß sie kennen – die neuen Kücheneinbaugeräte von Gaggenau! Jedes einzelne dieser Geräte zeichnet sich durch einzigartige Gebrauchsvorzüge aus, durch die hohe Qualität von Material und Verarbeitung, vor allem aber durch die schlichte Schönheit des funktionellen Designs. Gaggenau-Geräte wurden mehrfach mit dem Prädikat »gute form« ausgezeichnet.

Die neue Kollektion der Kücheneinbaugeräte von Gaggenau umfaßt alles, was man zur perfekten Ausstattung einer wirklich modernen Küche benötigt: Einbaubackofen, Einbauherd, Mikrowellengerät, Multifunktionsofen, Gaskochmulde, Glaskeramikkochfeld, Elektrogrill, Elektro-Friteuse, Direktlüftung, Küchenabzugshaube, Kühl-Gefrier-Kombination, Spüle, Geschirrspülautomat – und jedes dieser Geräte ist unverkennbar »Gaggenau«.

Wollen Sie mehr über Gaggenau erfahren? Wir senden Ihnen das große Gaggenau-Magazin '88: alles Wissenswerte über die neue Kücheneinbaugeräte-Kollektion, viele eindrucksvolle Bilder und ausführliche Texte – kostenlos und portofrei! Schreiben Sie einfach eine Postkarte an die Gaggenau Hausgeräte Vertriebsgesellschaft mbH. Abteilung 12. Postfach 1260. 7560 Gaggenau. Oder wählen Sie Btx *21336#.

Der Unterschied heißt Gaggenau

CLAUS A. FROH


Pia Frankenberg, Dury in „Brennende Betten“

Kinospaß mit Feuerwerk

Gegensätze müssen sich anziehen, daß Funken und Fetzen fliegen, sonst wäre mancher Komödienmacher arm dran. Nach dem probaten Knall-Kontrast-Rezept hat auch die Hamburger Autorin, Regisseurin und Selbstdarstellerin Pia Frankenberg die Zutaten zu ihrem zweiten Kinofilm „Brennende Betten“ gemixt, der jetzt in die Kinos kommt. Pia Frankenberg selbst spielt eine muntere Draufgängerin, Kratzbürste und Stehauffrau, die auf der Flucht aus dem Zweierfrust ihren Nachholbedarf an Männern nun im Eiltempo sättigen will – und sie purzelt in eine Zweck-Wohngemeinschaft mit einem sanften britischen Sonderling, der von Beruf Schlagzeuger und aus Leidenschaft Kunstfeuerwerker ist. Der Zimmerkrieg zwischen der Chaotin und dem versponnenen Melancholiker (Ian Dury) wird, ohne bremsende Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit, durch skurrile Einfälle angeheizt. Eine große komödiantische Explosion ist nicht aus den „Brennenden Betten“ geworden, doch auch kein Malheur; sie bieten ein Heim-Feuerwerk, das hübsch verpufft.

Großer Bahnhof für die Kunst

In Köln wird sie ausgezeichnet, doch nur Berlin kommt in den Genuß, ihre komplette Sammlung zu sehen. Anfang Dezember wird im „Hamburger Bahnhof“, am Grenzübergang Invalidenstraße, eine Ausstellung mit rund 200 Bildern und Skulpturen aus dem Besitz der New Yorker Galeristin Ileana Sonnabend eröffnet. Die gebürtige Rumänin Sonnabend, Ex-Frau des legendären Kunsthändlers Leo Castelli, hatte in den sechziger Jahren gegen mannigfache Widerstände die US-Avantgarde in Europa salonfähig gemacht. Auf der 22. Internationalen Kunstmesse in Köln, wo sie diesen Mittwoch mit dem „Art Cologne-Preis 1988“ geehrt wird, kommt freilich aus Platzgründen nur eine kleine Auswahl aus der Sonnabend-Kollektion zum Vorschein, wenige Werke der Concept Art und der Arte Povera. Berlin dagegen inszeniert, so frohlockt Ausstellungsleiter Christos Joachimides, drei Jahrzehnte Kunstgeschichte, „von Jasper Johns und der Pop Art bis zu Jeff Koons und der jüngsten Generation“.

Rock mit Schwitzfleck

Die Ärmel sind hochgekrempelt, der Schweiß fließt in Strömen, die Kasse klingelt – der irische Kreuzritter Bono und seine Rockband „U 2“ predigen zwar für eine bessere Welt und gegen soziale Rücksichtslosigkeit, ihr Erfolg aber entspricht eher den Kanzelworten von Margaret Thatcher und Ronald Reagan: Ehrliche Arbeit muß sich wieder lohnen. Tut sie: Jüngster Beweis ist das Buch-Film-Platten-Projekt „Rattle and Hum“, entstanden während und nach der US-Tournee der Iren-Combo im Vorjahr. Die Fans, nach fast zwei Jahren ohne neue U-2-LP offenbar ausgehungert, beförderten die im September vorabveröffentlichte Single „Desire“ sogleich an die Spitze der britischen Hitparade. Nun folgt das „Rattle and Hum“-Doppelalbum. Mehr als die Live-Aufnahmen altbekannter Songs verblüfft die amerikanische Musikerprominenz, die den irischen Gitarrenprotzen beim Einspielen des neuen Materials behilflich war. Bob Dylan etwa schrieb einen Songtext und grölt im Hintergrund. Nebenbei vergehen sich die Iren an Rock-Klassikern wie „Helter Skelter“. Immerhin ist das Album staunenswert vielseitig, weshalb diesmal viele Pop-Kritiker lobend reagierten. „U 2 – Rattle and Hum“ heißt auch der Tourneefilm, der am 17. November in die bundesdeutschen Kinos kommt. Er führt vor Augen, was den Erfolg der Iren ausmacht: Rock-Musik mit garantiert authentischem Schwitzfleck.

Marilyn als Pummelchen

Im ZDF läuft sechsteilig sein Porträt der Traumfabrik, nun präsentiert der Frankfurter Journalist Dieter Prokop das Bilderbuch zur Serie: „Hollywood, Hollywood“ erzählt die Geschichte der Kino-Metropole mit erstaunlichen, weithin unbekannten Photos. Prokop recherchierte in Museen und Privatarchiven und läßt ein fast ausgereiztes Thema frisch erscheinen. Da sind die Schreibtische Cecil B. DeMilles aus verschiedenen Phasen seiner Karriere, die Toupets von John Wayne und Jimmy Stewart. Prokop zeigt Schnappschüsse von Stars, die zu deren Lebzeiten nie die Zensur passiert hätten, etwa Humphrey Bogart in Unterhosen, ein häßliches Pummelchen namens Norma Jean Baker, das später als Marilyn Monroe zum Superweib der Epoche avancierte. Erschienen ist das Buch in der vgs Verlagsgesellschaft Köln, Preis: 98 Mark.


Marilyn Monroe (1945)


Bogart

Diese Woche von IBM:

Was haben Sie davon, daß unsere Computer tausendmal preiswerter geworden sind?

Einen C

Und zwar einen Computer, der nicht nur tausendmal preiswerter, sondern – unabhängig davon – auch tausendmal leistungsfähiger geworden ist. Denn 1974 war der Weltstandard für Speicherchips noch 1 Kilobit – was etwa einem einzigen längeren Satz entspricht. Heute faßt der größte, in Serie gefertigte Speicherchip rund tausendmal mehr: ein Megabit. Er kommt aus dem IBM Werk Sindelfingen und bietet Platz genug für eine Kurzgeschichte von rund 60 Schreibmaschinenseiten.

Damit ist der Computer zu einem ebenso erschwinglichen wie leistungsstarken Werkzeug für jedermann geworden. Mehr Leistung heißt aber auch einfachere Bedienung: So können immer

omputer.

mehr kleine und mittlere Unternehmen die Vorteile des Computers für sich nutzen. Und immer mehr große Unternehmen können noch besser auf die individuellen Wünsche ihrer Kunden eingehen.

Wirtschaftsanalysen zeigen, daß der Grad der Computerisierung nicht nur Maßstab für den Erfolg einzelner Unternehmen, sondern zugleich auch Ausdruck für die Wettbewerbsfähigkeit einer ganzen Volkswirtschaft ist. Und davon profitiert jeder einzelne: Denn je höher die internationale Wettbewerbsfähigkeit, desto sicherer und zukunftsträchtiger ist jeder einzelne Arbeitsplatz. Übrigens auch der, an dem (noch) kein Computer steht.



Die Wiener Mausefalle

Hellmuth Karasek über Thomas Bernhards „Heldenplatz"-Skandal

Als Burgtheaterdirektor Claus Peymann in die unentschiedene Schlacht zwischen Buh-Rufern und Bravo-Schreiern zu seinen Schauspielern auf die Bühne trat, ganz Sieger, winkte er seinen laut pfeifenden und johlenden Feinden auf den Rängen zu wie ein Champion. Er schien in dem Skandal zu baden wie in einer Verjüngungskur. Er strahlte wie ein Held, von dem die Angst abgefallen ist.

Und in der Tat: Soviel Leben wie in den Tumultszenen nach der Uraufführung von Thomas Bernhards „Heldenplatz" hatte es lange nicht mehr auf dem Theater gegeben. Es gibt also ein Leben nach dem Tode, und die Stück-Leiche, die Regisseur Peymann in seiner Theater-Anatomie vier Stunden lang seziert und zelebriert hatte, schien auf einmal, nachträglich, springlebendig. Von der Wiener Polizei sorgfältig geschützt, feierte sie einen ordentlichen Theatertumult und spaltete Österreich in links und rechts, wie es seit Monaten durch Peymann und Waldheim ohnehin schon gespalten ist.

Denn das Stück war von der zeternden Wiener Presse zu einem Stellvertreter-Krieg auserkoren worden. Diesen Krieg führt Österreich gegen den Piefke Peymann, der das Österreich des Bundespräsidenten, die Waldheimat, nicht in Ruhe läßt.

„Heldenplatz" handelt (falls ein Thomas-Bernhard-Stück handeln kann) von einer jüdischen Professorenfamilie, die nach der Emigration von England nach Wien zurückkommt und hier an der österreichischen Gleichgültigkeit, der Gemeinheit, der Bestialität des neuen (alten) Antisemitismus leidet und zugrunde geht.

Der unsichtbare Hauptheld, Professor Schuster, hat sich aus dem Fenster gestürzt; am Heldenplatz, wo er wohnte und wo einst, im März 1938, Österreichs grölende Massen ihrem Heim-ins-Reich-Holer zujubelten. Die Judenpogrome, die folgten, veranstalteten viele Wiener mit besonderer Lust, wie um zu beweisen, daß Hitler Österreichs wiedergefundener Sohn war.



Bernhard-Inszenierung „Heldenplatz"*: „Verrottet, verludert, niederträchtig"

Im ersten Akt des Bernhard-Stücks erinnert sich die Haushälterin an den Toten, indem sie einer stundenlang schuhputzenden Hausangestellten erzählt, wie der Herr Professor seine Hemden gebügelt haben wollte und wie die Frau Professor verrückt geworden sei: Sie höre immer noch dauernd das „Sieg Heil"-Geschrei der Menge auf dem Heldenplatz.

Der Monolog der Haushälterin, ein zähes Rinnsal Bernhardschen Monologisierens, kommt auch durch die unzähligen Schuhe, die währenddessen gewienert werden, nicht zum Glänzen. Er zeigt Bernhard als müden Wiederholungstäter früherer besserer Bühnenschandtaten.

Doch plötzlich im zweiten Akt ist da ein Ansatz zu einem Stück erkennbar. Hatte Bernhard bisher in allen seinen Dramen im Grunde immer nur das eine, sich wiederholende misanthropische Schauspiel geschrieben, in dem ein alter

* Mit Elisabeth Rath, Wolfgang Gasser, Kirsten Dene.

Mann bald als Professor, bald als Schauspieler, bald als Verrückter, bald als kranker Greis gegen das Leben mit einem akustischen Dauergewitter angrollt, so geschieht hier auf einmal etwas Neues: Der Bruder des Selbstmörders, auch er ein Professor, erklärt seinen Nichten, den Töchtern des Toten, nach der Beerdigung, warum er die Augen verschließt vor all dem, was seinen Bruder in den Tod getrieben hat.

Und auf einmal ist da auf der Bühne nicht mehr der Bernhardsche Zwilling, der Bauchredner des Alpen-Beckett, sondern eine tragische jüdische Figur, die weiß, daß ihr niemand ein Heimatrecht einräumt, die sich in die Musik flüchtet und ahnt, daß die Resignation, um Nestroy zu variieren, die einzige Nation ist, in der sich leben läßt.

„Heldenplatz" wird auf einmal, für eine kurze halbe Stunde, zu einem Stück über die Tragik einer jüdischen Rückkehr in die menschliche Dummheit, in ihrer österreichischen Spielart. Es spricht für die Besucher der Bernhard-Premiere im Wiener Burgtheater, daß während dieser Szene alle Unruhe im Parkett verstummte.

Doch leider mochte Bernhard sein Stück nicht bei diesem schmalen und deshalb genauen Thema belassen. Und so folgt der Szene im Volksgarten nach der Pause als dritter Akt der Totenschmaus. In der Wohnung, in der schon alles verpackt und abgerissen ist, setzt der Onkel die eben gewonnene Figur und Rolle wieder aufs Spiel, weil er von Thomas Bernhards Text zu einem misanthropischen Ausverkauf vor versammelten Trauergästen genötigt wird.

Hilflos, wie Peymanns Statisten auf den Sessel geklebt, folgten auch die Burgtheater-Besucher diesem textlichen Dauerregen, in dem der Monologist gegen die „Neue Zürcher Zeitung", das Feuilleton der „FAZ", das Theater in der Josefstadt, die Wiener Presse, gegen Lessing, insbesondere gegen „Minna von Barnhelm", die englischen Regierungen, die österreichischen Parteien („rote und schwarze Schweine"), die Universitäten, die tschechischen Kurbäder und – fehlt noch was? – die Amerikanisierung Europas wettert.

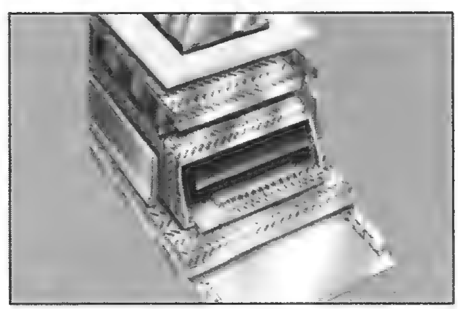
Bernhard als Biertisch-Misanthrop: Alles ist „niederträchtig", „ekelerregend", „gemein", „verrottet", „verludert". Die Brüller am Schluß überhörten, daß Bernhard den spezifischen politischen Ansatz seines Stücks längst in einem Alles-und-Nichts-meinenden Granteln aufgeweicht und ertränkt hatte.

Wenn Bernhard Wien dauernd als „Falle" für seine Figuren apostrophiert, so waren die Schreier taub und blind eben in diese Falle getappt. Sie taten Peymann und Bernhard den Gefallen, sich angegriffen zu fühlen, sie erweckten das Tote zum Leben. ◆

Kevlar* gewinnt 6mal Gold in mit Rossignol.



In Calgary waren die besten Skiläufer der Welt am Start. Auf vereisten Slalompisten und superschnellen Abfahrten entschieden letztlich Hundertstelsekunden über Sieg oder Niederlage. Natürlich waren alle Athleten mit dem bestmöglichen Material ausgerüstet. Trotzdem gab es Unterschiede. Denn 6 von 10 Goldmedaillen in den alpinen Disziplinen wurden auf Rossignol-Rennski gewonnen, die mit KEVLAR verstärkt waren. Diese Erfolgsserie kann kein Zufall sein. Marina Kiehl, Vreni Schneider, Franck Piccard und Alberto Tomba fuhren auf Rossignol zum Sieg. Doch nicht nur die Top-Rennläufer profitieren von der speziellen Konstruktion dieser Rennski.



Rossignol-Skikonstruktion mit KEVLAR.

Denn Rossignol hat ein patentiertes System zur Schwingungsdämpfung entwickelt. Unkontrollierte Schwingungen wirken sich nämlich sehr nachteilig auf die Kurvenstabilität und den Kantengriff des Skis aus. Durch eine von Rossignol entwickelte Computer-Simulationstechnik lassen sich genau die Stellen am Ski ermitteln, wo die Schwingungen absorbiert werden müssen. Der Slalomski 4S KEVLAR und der Riesenslalomski 4G KEVLAR sind jeweils mit einem internen und einem externen Schwingungsdämpfersystem ausgestattet. Durch die Kombination der beiden Systeme werden die Fahreigenschaften optimiert: Exakter Kantengriff und exzellente Kurvenstabilität bei hoher Geschwindigkeit sind die Folge. Da KEVLAR sehr leicht und zugleich sehr stabil ist und außerdem vibrationsdämpfend wirkt, bietet es für die anspruchsvolle Konstruktion dieser Ski ideale Voraussetzungen.

Kevlar – auch die zweite Generation kommt von Du Pont.

KEVLAR war von Anfang an eine Faser der Superlative. Doch mit der Entwicklung der KEVLAR „Hx"-Serie ist Du Pont erneut ein zukunftweisender Schritt gelungen. Denn die Produkte dieser Serie sind in bestimmten Bereichen noch leistungsfähiger. KEVLAR „Ht" hat eine höhere Zugfestigkeit, KEVLAR „Hm" einen höheren Modulwert, KEVLAR „Ha" eine bessere Adhäsion. KEVLAR „Hc" ermöglicht noch andere Farbtöne statt der gelben Originalfarbe. Und KEVLAR „Hp" wurde entwickelt, um die Performance von Ski und anderen Sportgeräten zu optimieren. Selbstverständlich hat die neue Serie auch alle bereits bekannten Eigenschaften dieser einzigartigen Faser. Sie ist so leicht und zugleich so stabil, daß sie die fünffache Festigkeit von Stahl besitzt. Sie ist hitzebeständig, selbstverlöschend, korrosionsfrei, nicht magnetisch und leitet keine Elektrizität. Und sie verkraftet Temperaturen von –40 °C bis +180 °C problemlos.

Rallye-Weltmeister fährt Pirelli-Reifen mit Kevlar.

Nirgendwo sonst wird so extrem gefahren, beschleunigt und gebremst wie bei Rallyes. Was das für die Reifen bedeutet, kann man sich leicht vorstellen. Nur die besten halten diese Strapazen durch. Auffallend ist, daß seit vielen Jahren die meisten Rallye-Weltmeisterschaften auf mit KEVLAR verstärkten Reifen gewonnen wurden. Das war auch 1987 so. Der Finne Juha Kankkunen siegte auf einem Lancia Delta HF mit Pirelli-Reifen.



Rallye-Sieg für Pirelli mit KEVLAR

Calgary



'irelli verstärkt seine Rennreifen ebenso wie die lochgeschwindigkeitsreifen für normale Autos nit KEVLAR. Dadurch werden die Reifen leichter ınd laufen bei hohen Geschwindigkeiten kühler.)as ist ein entscheidender Vorteil, weil zu hohe 'emperaturen jeden Reifen zerstören.

(evlar bringt Autos in Bestform.

licht nur bei Reifen, sondern auch in anderen 3ereichen des Automobilbaus hat sich diese -aser längst bewährt. So werden zum Beispiel ?allye-Karosserien durch die Verstärkung mit (EVLAR leichter und stabiler. Bei Bremsbelägen ıat diese Faser Asbest längst überholt, weil nan damit umweltfreundlicher, komfortabler ınd sicherer bremst. Auch bei Kupplungsbelä- jen und Zylinderkopfdichtungen hat KEVLAR Asbest abgelöst. Und über 10 Millionen Autos in Europa fahren bereits mit thermostabilen Kühlwasserschläuchen, die mit KEVLAR verstärkt sind.

Mit Kevlar siegt sich's leichter.

Ähnlich wie beim Skilaufen macht diese High-Tech-Faser auch in anderen Sportarten das Siegen leichter. Speziell für den Einsatz im Sportbereich wurde KEVLAR „Hp" entwickelt. Es verbessert die Eigenschaften von Tennis-, Squash- und Hockeyschlägern. Und auch die Konstrukteure der schnellsten Segelyachten, Surfboards und Segelflugzeuge nutzen die Vorteile dieses Materials.

Bei den Sportgeräten spielen nicht zuletzt die außergewöhnlichen Dämpfungseigenschaften von KEVLAR eine entscheidende Rolle. Weil dadurch der Komfort und die Anwendung verbessert werden. Auf diese Weise erzielt man bei Tennisschlägern sogar einen besseren Schutz vor dem gefürchteten „Tennisarm". Führende Sportartikelhersteller wie adidas, Authier, Atomic, Donnay, Dÿnamic, Dynastar, Lacroix, Rossignol und Wilson verwenden dieses Material bereits für ihre Produkte. Und viele Profi- und Amateursportler sind damit noch erfolgreicher.

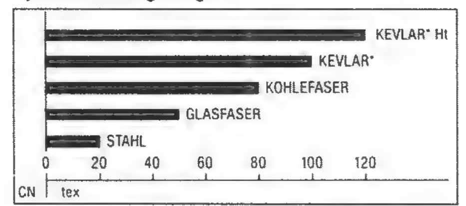


Leichter und komfortabler mit KEVLAR.

Das Team von Du Pont.

Die „Engineering Fibre Products Division" von Du Pont hat im High-Tech-Bereich schon vielfach Pionierarbeit geleistet. Und kann dadurch Möglichkeiten aufzeigen, wie man die Festigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit von Produkten verbessern kann. Das gilt heute genauso wie in Zukunft. Beispiele für diese Entwicklung sind Produkte wie TEFLON*, TYVEK*, TYPAR*, NOMEX*, CORDURA* und hochfestes Nylon.

Spezifische Zugfestigkeit



KEVLAR ist 5mal stärker als Stahl.



Du Pont de Nemours International S.A., Engineering Fibre Products, Postfach, CH-1211 Genf 24.

Du Pont.
Ihr Partner für Entwicklungen.

*Eingetragenes Warenzeichen von Du Pont.



Auf die Knie

Ein Virus wurde in amerikanische Datennetze eingeschleust – der erste schwere Fall einer Computer-Infektion.

Furchtbare Kopfschmerzen hat uns das bereitet", stöhnte Clifford Stoll, Experte für Computer-Sicherheit an der Harvard University. „Es gibt nicht einen einzigen Systemmanager, der sich nicht die Haare rauft."

Das allgemeine Wehklagen der amerikanischen Computer-Fachleute begann um neun Uhr am Mittwochabend letzter Woche. Großrechner an Universitäten wie Harvard, MIT und Stanford, aber auch in einer Kommandozentrale der US-Marine in San Diego brachen plötzlich unter der Last von zusätzlicher Rechenarbeit zusammen, die sich zunächst niemand erklären konnte.

Doch bald war den Experten klar: Ein sich mit unheimlicher Geschwindigkeit ausbreitendes Computer-Virus war in Netze eingedrungen, die mehr als 50 000 Computer in amerikanischen Militärdienststellen, Forschungseinrichtungen und Großunternehmen verbinden, hatte sich dort immer aufs neue vermehrt und damit gleichsam die Verdauungskapazität der Rechner überfordert.

Am Donnerstag nachmittag letzter Woche bestand für die Sicherheitsexperten der betroffenen Systeme kein Zweifel mehr: Es war die bisher größte Attakke eines Computer-Virus in den USA. Chuck Cole, stellvertretender Computer-Sicherheitsmanager im Lawrence Livermore Laboratory, wo Amerikas Atom- und SDI-Waffen entwickelt werden, formulierte das Entsetzen der Kollegen: „Das Besondere daran ist, daß ein relativ harmloses Virus-Programm buchstäblich unsere gesamte Computer-Gemeinde in die Knie zwingen und eine Weile auf der Matte halten kann." Und er fügte hinzu: „Die Kosten, das angerichtete Unheil wieder auszubügeln, werden enorm sein."

Wer das unheilvolle Virus in die Computernetze eingeschleust hatte, blieb bis Ende letzter Woche rätselhaft. Allerdings meldete sich ein Anonymus telephonisch in der Redaktion der „New York Times" und erklärte: Ein ihm befreundeter Informatik-Student habe im Zuge eines Experiments versucht, ein ihm harmlos erscheinendes Virus in eines der Datennetze einzupflanzen. Dabei sei etwas schiefgegangen, ein winziger Fehler im Programm habe dazu geführt, daß sich das Virus unendlich viel schneller als erwartet dupliziert habe.



Rechner in Flugüberwachungs-Zentrale: „Das ist erst der Anfang"

Unmittelbar nach dem Starten des Programms habe der Student den Fehler bemerkt und sei nun über die Konsequenzen zutiefst erschrocken. Ein Sprecher des Pentagon, das nach Bekanntwerden der Virus-Malaise einen Krisenstab einrichtete, hielt die Version des anonymen Anrufers für „plausibel".

Demnach wäre in den Computer-Netzen nun zum ersten Mal passiert, was die Kritiker der Gentechnik auf ihrem Gebiet immer befürchten: daß sich ein Krankheitskeim selbständig macht und ein unvorhersehbares Übel verbreitet. Der Begriff Computer-Virus folgt dem biologischen Modell: Es ist ein Programm oder eine Kette von Befehlen, die – wie das Virus in der menschlichen Zelle – den Wirtscomputer zwingen, nach ihrem Kommando zu operieren, womöglich lange Zeit als „schlafende Viren", von niemandem bemerkt.

Schon seit 1983 haben Computer-Fachleute über das Problem von Computer-Viren in Expertenzirkeln diskutiert. Seit Beginn des Jahres 1987 wurden erste Fälle von Virus-Ausbreitung gemeldet. Doch bislang waren meist nur vergleichsweise kleine Anlagen betroffen, auf der Ebene von Personal-Computern.

Kopierte Software für PCs etwa der Hersteller IBM, Apple und Commodore kam gelegentlich mit milden Virus-Infektionen auf den Markt – mit dem Effekt, daß Text- oder Graphiksysteme am Bildschirm zusammenbrachen.

Auch größere Netze waren schon befallen, zum Beispiel als im Dezember 1987 ein deutscher Student aus Clausthal-Zellerfeld eine Weihnachtsbotschaft ins IBM-Netz einschleuste: Auf den Schirmen erschien ein stilisierter Weihnachtsbaum. Die in geometrischer Progression ansteigende Vervielfältigung der Nadelbaum-Graphik zwang den Konzern, sein „Bitnet" in Europa und den USA stillzulegen, bis der elektronische Weihnachtsgruß eliminiert war.

Tagelang litt eine Zeitungsredaktion in Providence (US-Staat Rhode Island) unter einem Virus, das über einen der PCs ihrer journalistischen Mitarbeiter eingeschleust worden war. Das „Journal-Bulletin" kam ohne nennenswerten Schaden davon, lediglich einer Reporterin wurden alle elektronisch gespeicherten Manuskripte und Notizen gelöscht. Schlimmer waren die Folgen einer Virus-Infektion für ein Krankenhaus-Zentrum an der amerikanischen Ostküste: Dort wurden, im Herbst 1987, 40 Prozent der Patientenkartei vernichtet.

„Aber das ist erst der Anfang", sagt Harold Highland von der Zeitschrift „Computers & Security", der sich seit Jahren mit Computer-Viren befaßt. Die Experten für Computersicherheit bei amerikanischen Banken zittern vor einem denkbaren Desaster: So abhängig sind sie vom einwandfreien Funktionieren der inzwischen weltweit vernetzten Kommunikationssysteme, durch die Milliardenbeträge hin- und hergebucht werden, daß ein bösartiges Virus katastrophale Folgen haben müßte.

Nicht minder verletzbar sind andere hochsensible Rechnernetze: in der Versicherungsbranche etwa, bei der Flugüberwachung, bei der Verbindung zwischen internationalen Börsenplätzen, aber auch bei der Lenkung der Verkehrsströme in den Metropolen.

„Das Unglück mußte geschehen, wir haben es nicht anders verdient", klagte Geoffrey Goodfellow von der Anterior Technology Inc. über die Virusinfektion, die sich in der letzten Woche ereignet hat. „So etwas mußte passieren, damit wir zu Verstand kommen." Bisher seien in Computer-Netzwerken zu wenige Vorkehrungen gegen Virus-Angriffe getroffen worden.

In Windeseile ausgebreitet hatte sich der Stör-Keim in dem Forschungszen-

tren-Verbundnetz „Internet“ sowie in den Computernetzen „Arpanet“ und „Milnet“, die dem Informations- und Datenaustausch vor allem zwischen Universitäten und Auftragnehmern des Pentagon dienen. Über Arpanet, das 1969 installiert wurde, laufen zum Beispiel Projekt-Informationen, Kostenrechnungen und Forschungsresultate – Daten, die keinem speziellen Geheimnisschutz unterliegen. Da besonders benutzerfreundlich, galt Arpanet den Experten von jeher als anfällig für Eindringlinge.

Deshalb wurde 1983 „Milnet“ davon abgespalten, als Netz für den Austausch militärischer Daten von höherem Sicherheitsrang; Daten der höchsten Geheimhaltungsstufe, etwa über den Einsatz von Atomwaffen, werden auf diesem Netz jedoch nicht ausgetauscht.

Am Freitag letzter Woche waren Computer-Experten so weit, daß sie das eingedrungene Virus-Programm analysieren konnten. Ergebnis: Das Programm sei „mit bemerkenswertem Geschick“ geschrieben. Es enthüllte drei Sicherheitslücken im Arpanet-System, über die es eingeschleust worden war. Ein Teil des Programms diente dazu, Zugangscodes zu Rechnern ausfindig zu machen; so als „berechtigter Benutzer“ ausgewiesen, konnte das Virus in die Rechner eindringen und sich dort tausendfach von Maschine zu Maschine vermehren.

Zahlreiche Teilnehmer, vor allem Militärs und militärische Forschungsinstitute wie Lawrence Livermore, kappten ihre Verbindungen zum Verbundnetz, um ihre Rechner und Programme vom Virus zu befreien. „Das Virus zu killen“, umschrieb Paul Pomes von der University of Illinois in Urbana-Champaign die elektronische Kammerjägerei, sei „einfach“ – das Unterfangen aber, „auch alle Töchter-Viren zu erwischen“, eine „harte und trickreiche Aufgabe“.

Bisher waren alle Versuche von Computer-Wissenschaftlern, die Rechner mit geeigneten Abwehr-Programmen, also gleichsam einer Immunabwehr gegen Viren, auszustatten, wenig erfolgreich. Impfprogramme gegen Computer-Viren bieten nur begrenzten Schutz. Die einzige Möglichkeit, hochgefährdete, etwa militärische Systeme gegen Eindringlinge abzuschirmen, bleibt die Isolierung der Rechnersysteme gegenüber der Außenwelt. Schutz vor Sabotage im Innern bietet auch das nicht.

Andererseits könnten die Viren, heute noch relativ harmlos, immer subtiler und gefährlicher werden. Computer-Wissenschaftler wie Ian Witten von der University of Calgary in Kanada rechnen fest mit der Möglichkeit, daß besonders tükkische Viren („Monster“-Programme) in die Betriebssysteme von Großrechnern gepflanzt werden und jahre- oder jahrzehntelang unentdeckt bleiben könnten. Wenn sie dann auftauchen und ihr Verwirr- oder Zerstörspiel beginnen, hätte man kaum mehr die Möglichkeit, sie auszuschalten. ◆



bin fortschriftlich!"

Ich schreibe nur noch auf der Brother AX-Portable mit Display und Textspeicher.

LINE PITCH

```
**************** Ich schreibe nur noch auf der Brother AX-Portable **************
*************************** mit Display und Textspeicher. **************************
```

Warum zu Hause auf Schreibkomfort verzichten, der im Büro selbstverständlich ist? Mit den fortschriftlichen Brother AX-Portables erledigen Sie Ihre Schreibarbeiten effektiver, schneller und vor allem fehlerfrei. Sie geben Ihren Text in den Speicher ein und können nun im Display in aller Ruhe korrigieren, umstellen oder neue Gedanken einfügen – Textbearbeiten wie ein Profi. Den Ausdruck erledigt Ihre AX-Portable auf Tastendruck – in beliebiger Anzahl für Einladungen, Protokolle, Rundschreiben z. B. und selbstverständlich in Typenrad-Schönschrift.

Hier die fortschriftlichen Brother AX-Portables auf einen Blick:
Brother AX-25 mit 16-Zeichen-Display und 6 KB Textspeicher.
Brother AX-35 mit 40-Zeichen-Display und 6 KB Textspeicher, Blocksatz und Suchwort.
Brother AX-45 mit 2zeiligem Super-Display à 80 Zeichen, 13,5 KB Textspeicher und dem gewissen Extra: Anschluß für persönliche Speicherkarte Brother MC-1 (Option) mit 16 KB für privateste Briefe und Aufzeichnungen.

Daß Schreibkomfort zu Hause noch mehr bedeutet als Schreiben, Zentrieren und Einrücken, davon überzeugt Sie ein Blick auf alle Leistungsmerkmale der Brother AX-Portables. Professionelle Ausstattung zu echt tragbaren Preisen – überall dort, wo gute Schreibmaschinen zu haben sind. Ganz sicher im Büro-Fachgeschäft in Ihrer Nähe.

Brother AX-Portables. Die Fortschriftlichen.



*Unverbindliche Preisempfehlung

JAPANISCHE SPITZENTECHNOLOGIE. MADE IN EUROPE.

BROTHER INDUSTRIES (U.K.) LTD., WREXHAM



Die Zukunft heute

Die Blühende

Katarina Witt, der Eiskunstlauf-Star aus der DDR, hatte in Zürich Premiere bei Holiday on Ice.

Der Herr ist in Eile, deshalb benutzt er Schlittschuhe. Phileas Fogg muß die „Reise um die Erde in 80 Tagen" absolvieren, eine kauzige Wette ist der Grund.

Unerbittlich muntere Schmettermusik treibt ihn voran. In einer Dreiviertelstunde hat er bereits drei Kontinente geschafft und Wundersames geschaut – in Kairo ein Kamel, eine Affenbande im Dschungel, Elefanten in Kalkutta. Schon droht es ihn gen Yokohama zu verschlagen, als die Posaunen plötzlich Ruhe geben und exotisch kostümierte Gestalten eine Sänfte durch das Mangrovendickicht des Bühnenbildes schleppen.

Ihr Auftritt – Katarina Witt.

Fortan begleitet sie als Prinzessin Aouda den Trip des schrulligen Engländers Fogg, als Doppel-Olympiasiegerin und viermalige Weltmeisterin im Eiskunstlauf lockt sie 6500 Zuschauer in die Jules-Verne-Adaption der US-Revue Holiday on Ice.

Die erlebten die „Brooke Shields aus Karl-Marx-Stadt" („Weltwoche") bei der Premiere vergangenen Mittwoch in der Schweiz, mal im weißen Bikini mit Silberpailletten, mal mit leuchtendblauem Umhang, schließlich im pompösen Brautkleid. Je einen dreifachen Axel und Toe-Loop sprang sie für die Firma, die „sich hemmungslos als Inkarnation des Kapitalismus in jedem Winkel der Welt darstellt" („Basler Zeitung").

Damit war es allerdings auch genug der eissportlichen Höchstschwierigkeiten. Zürich-Oerlikon ist schließlich nicht Calgary: „Die Carmen war schon eine andere Herausforderung als jetzt die indische Prinzessin", sagt „Kati". Nun sind vor allem Höchstgagen gefragt. Sieben Millionen West-Mark kassiert der Deutsche Turn- und Sportbund der DDR als Makler, 1,4 Millionen überweist er der Witt, davon 280 000 in Valuta. Als Gegenleistung tingelt sie durch fünf europäische Städte, darunter Dortmund und München.

Nicht allein solche Summen versüßen ihr den sanften Abstieg von der Eiskunstlauf-Weltspitze in die trivialen Niederungen einer tiefgefrorenen Disney-Welt. Sie bewohnt im Zürcher Hotel International eine 500-Franken-Suite, die Offerte eines Leih-Ferrari lehnte sie ab, hinter den Kulissen des Hallenstadions geht ihr die ungarische Paarläuferin Ildiko Szabo zur Hand, die an den arbeitsfreien Tagen der Witt die Prinzessin-Rolle übernimmt. Währenddessen läuft das Fußvolk an der kurzen Leine; Ver-

spätungen etwa ahndet die Company mit vier Dollar Abzug vom Tageslohn.

Ein „Experiment für die DDR und für Katarina Witt“ nennt Holiday-on-Ice-Präsident Francis „Skee“ Goodhart die Liaison, deren Werbewert beträchtlich ist. „Früher war das Interesse an uns ziemlich mau“, sagt Goodharts PR-Mann Siegfried Schäfer, „jetzt rennt mir die Presse die Türen ein.“

Journalisten Dortmunder Regionalblätter durften mit der schönen Sächsin in geschlossener Gesellschaft tafeln, während überregionale bundesdeutsche Organe für Interviews erst in der DDR antichambrieren und dann das Placet der Künstlerin einholen mußten.

In fundierter Kenntnis der Gesetze von Angebot und Nachfrage ließ sich Ost-Berlin mit Schecks zwischen 2000 und 5000 Mark gnädig stimmen. Über fünf Minuten dauerte beispielsweise die Audienz für die „Neue Revue“ in der Witt-Kabine des Stadions, einem neun Quadratmeter großen Kabuff, durch dessen Tür schon bei geringem Öffnungswinkel Blitzlichter wartender Photoreporter einfielen.



Revue-Star Witt, Partner: „Experiment für die DDR“

„Aber wer sind Sie denn?“ schallt die Stimme der Prinzessin übers Eis, und: „Wir müssen ihn wiederfinden“, nämlich den verschwundenen Fogg-Diener Passepartout, und: „Ich liebe Sie, Phileas, ob reich oder arm.“ Drei Sätze umfaßt der Sprechpart Katarina Witts, die zudem aus dem Off synchronisiert wird.

Um das „Familienprogramm“ international verwertbar zu machen, wurden, so Goodhart, „die Texte bewußt minimiert“. Dafür spricht das Bühnenbild bisweilen Bände: Aus einem Wust von Sternen und Streifen („Welcome to America!“) gleitet Aouda durch einen Pulk Fahnenträger, die jede Menge amerikanische Banner hochhalten.

„Die Eisrevue ist eine Kombination des Sportes mit dem unruhigen Lebensgefühl unserer Epoche“, schrieb 1953 das „Sonntagsblatt“. Damals war Holiday on Ice, von einer Gruppe Geschäftsleute in Milwaukee gegründet, gerade acht Jahre alt.

Inzwischen gibt es zwei Konkurrenzunternehmen, von denen sich Ice Capades ebenfalls um die Dienste der Witt bemüht hatte, jährlich tourt der Branchenführer mit fünf Programmen durch 25 Länder. Selbst in Zaïre wurden die transportablen, 42 mal 18 Meter großen Kunsteisflächen aufgebaut, in Ost-Berlin staunte vergangenes Jahr das „Neue Deutschland“ über „moderne Diskorhythmen“, nach denen „sehr quick gerockt“ wurde.

Dort „öffnete sich eine Tür“ (Goodhart), die Trägerin der Ehrenspange zum Vaterländischen Verdienstorden in Gold Witt ließ ihr Vorurteil fahren, demzufolge es „nicht zur sozialistischen Gesellschaftsordnung paßt, Stars und deren Ruhm zu züchten“. Warnungen wohlmeinender Fans, sie solle sich „nicht mit den Haien kommerzieller Eisshows einlassen“, ignorierte sie.

Geblendet vom Glanz des ersten einheimischen Weltstars, fabulierte selbst die DDR-Presse, Katarina Witt sei die „neuzeitliche Personalunion“ der drei römischen Grazien Aglaia („Glanz“), Euphrosyne („Frohsinn“) und Thaleia („die Blühende“). Kundschafter des ZDF beobachteten, im Witt-Taumel, nach der Uraufführung „Begeisterungsstürme“, wohingegen der Star maulte: „Ich hatte schon besseres Publikum.“

Das Premieren-Publikum rekrutierte sich aus Kunden und Angestellten des Lebensmittel-Konzerns Migros, der die Premierenkarten en bloc erworben und weiterverkauft hatte, offenkundig an Besucher mit moderatem Temperament. „Bei einer Show sind halt andere Zuschauer“, erkannte die mitgereiste Witt-Trainerin Jutta Müller.

Ähnlich ernüchternd verlief auch die zweite Vorstellung, die die Firma Audi für ihre Schweizer Repräsentanten gemietet hatte. Als der neue Achtzylinder während der Halbzeitpause aufs Eis rollte, bemerkte die Witt: „Die klatschen bei dem Auto ja mehr als bei uns.“ ◆

Auf dem würden Sie sicher niemanden arbeiten lassen.





Amerikanische Baumkletterer

Vom Büro auf die Pinie

Ein herkömmliches Jugendvergnügen wird jetzt in den USA als organisierte Freizeit-Beschäftigung angeboten: das Besteigen von Bäumen aller Art. Bei den „Tree Climbers International" (TCI) kommen Bergsteiger auf Abwegen und schlicht gestreßte Großstadtbürger zusammen, um ausgerüstet mit Seilen, Fußangeln und Sicherheitssatteln möglichst hohe und stabile Exemplare der Spezies Zeder, Buche oder Pinie zu erklimmen. In einem eigenen Magazin berichten die 250 amerikanischen und europäischen Vereinsmitglieder von der dramatischen Begegnung mit einem Bienenschwarm in 18 Metern Höhe, von Eichhörnchen-Angriffen und Auseinandersetzungen mit Parkwächtern, die den Baumsteigern das Klettern schwermachen. Im Sommer treffen sich die Klimmsportler regelmäßig in den nordkalifornischen Redwoods, um über 100 Meter hohe Baumriesen zu bezwingen. Für Könner und Abenteurer gibt's als spezielle Variante das „Pinienreiten": An stürmischen Tagen schwanken Baumkronenfetischisten in besonders schlanken, windempfindlichen Gewächsen vier bis sechs Meter durch die Luft.

Väter zwischen Job und Familie

Die heikle Frage – Job und Karriere oder Familie und Kinder – beschäftigt zunehmend auch junge Väter. Sie machen, wie US-Untersuchungen belegen, offenkundig ähnliche Erfahrungen wie viele Frauen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten aus ihrer Zwangsrolle Kinder, Küche und Bett zu befreien suchten. 37 Prozent der Väter in zwei amerikanischen Großunternehmen, die von Forschern der Universität Boston befragt wurden, beklagten sich über den Streß, Arbeit und Familienleben in Einklang zu bringen. Von den Müttern beschwerten sich aus diesem Grund 36 Prozent. Nur 11 Prozent der 1600 Angestellten bekannten sich zum traditionellen Modell, in dem Vater arbeitet und Mutter zu Hause bleibt. Einen vorübergehenden Zwangsurlaub zur Kinderbetreuung verkraften Mütter angeblich leichter als Väter, jedenfalls beklagen sie sich weniger darüber. Die an Küche und Kinder gefesselten Männer stöhnten über Kopfschmerzen, wurden zickig und unzufrieden. In einer anderen US-Firmenuntersuchung gaben 70 Prozent der befragten 1200 unter 35jährigen Väter an, sich mit ihren Ehefrauen ständig über dieselben Fragen zu kabbeln: Wessen Job ist wichtiger, wer macht Überstunden und wer belegt zur Fortbildung Kurse in der Abendschule?

Müdes Interesse an Pop-Größen

Popstars singen immer häufiger in halb gefüllten Hallen. Zu James Brown kamen in Hamburg nur 900 Fans, „Level 42" hörten nicht, wie erwartet, 7000, sondern nur 4000 Fans. Das Konzert von Huey Lewis and „The News" wurde in Nürnberg wegen zu wenig verkaufter Karten abgeblasen; „Amadeus"-Sänger Falco sagte ebenfalls ab. Die Geschäfte „gehen bundesweit schlecht", so der Hamburger Konzertveranstalter Thomas Schütte. Wer Superstars wie Michael Jackson, Prince oder Sting gesehen habe, hielte Konzerte anderer Popgrößen für zweitrangig. Marcel Avram von der Münchner Agentur „Mama Concerts" schickt dennoch im nächsten Jahr Chris de Burgh, Elton John und Stevie Wonder auf Tour. Für „publikumsnahe Stars", so Avram, „werden die Kids die Tickets schon kaufen".



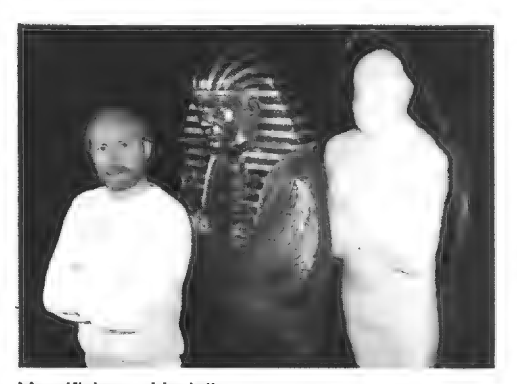
Falco



Sting

Weintrinker als Mumien nach Pharaonen-Art

Summum bonum – das „höchste Gut" – hatte eine amerikanische Firma gleichen Namens im Sinn, als sie vor Jahren Spitzenweine zu Spitzenpreisen (bis zu 360 Dollar pro Flasche) auf den Markt brachte. Jetzt bietet das in Salt Lake City (Utah) ansässige Unternehmen einen weiteren exklusiven Service: Zwei Monate lang werden verblichene Kunden in eine mit Kräutern und Konservierungsmitteln angereicherte Weinlösung eingelegt, um hernach zu Mumien nach Pharaonen-Art aufbereitet zu werden. Die Konservierung des Körpers, in den, so der Firmenprospekt, „dereinst die Seele zurückkehren" könne, ist nur wohlhabenden Bürgern möglich. Die Kosten liegen zwischen 5000 und 100 000 Dollar, je nachdem ob der Kunde das Modell „Art Deco" („schlichte Form"), „Der Ägypter" („majestätische Figur mit 23karätiger Goldauflage") oder das Mini-Mausoleum nebst Wandelraum für Besucher wünscht. Da die anvisierten Mumienkandidaten – rund 100 haben durch eine Anzahlung von 500 Dollar ihren Mumifizierungswillen bereits fest bekundet – derzeit noch leben, wird es „eine Weile dauern", so Firmenchef Claude Nowell, „bis das Geschäft zu florieren beginnt".



Mumifizierer, Modell



Jérôme Savary, 46, französischer Regisseur, wagte sich nach seinem Erfolg mit der Bühneninszenierung des Films „Cabaret“ an einen historischen Stoff. Durch den Pariser „Cirque d'Hiver“ läßt er derzeit die Gallier Asterix und Obelix toben (Photo). Bei der fröhlichen Jagd auf die römischen Besatzer (Gesamtkosten: 2,3 Millionen Mark) haben neben 50 Schauspielern und sechs Musikern auch ein Elefant und vier Wildschweine ihren Auftritt. Probleme gab es nur mit Obelix' Hund Idefix: Als Savary keinen passenden Vierbeiner fand, ließ er sich eigens einen winzigen weißen Hund züchten.

ZITATE

„Die europäische oder atlantische Gemeinschaft ist das Endziel einer wertefordernden und sinngebenden Anstrengung, wie es das Leben selbst sein soll.“

Helmut Kohl, *Bundeskanzler.*



„Wer beim Deutschland-Gespräch nicht unter sein Niveau gerät, hat keins.“

Martin Walser, *Schriftsteller.*



„Ich lese sie nicht, ich gebe sie.“

Otto Graf Lambsdorff, *FDP-Vorsitzender, auf die Bemerkung Helmut Kohls, er lese alle Interviews.*



„Die amerikanische Wirtschaft ist in einer derart außergewöhnlich guten Verfassung, daß wir es aushalten können, wenn einer der beiden gewählt wird.“

Malcolm S. Forbes, *US-Verleger und Multimillionär, über die beiden Präsidentschaftskandidaten.*

★

„Ich möchte gern ein Schüler ihrer Schule sein.“

Mieczyslaw Rakowski, *polnischer Premierminister, über Margaret Thatcher.*

Johannes Rau, 57, stellvertretender SPD-Vorsitzender, beklagte sich in einer Präsidiumssitzung darüber, daß bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den Schriftsteller Siegfried Lenz „kein namhafter Vertreter unserer Partei“ teilgenommen habe. Bundesgeschäftsführerin Anke Fuchs hielt ihm entgegen, daß außer ihr die Genossen Gerhard Jahn, Volker Hauff und Henning Voscherau in Frankfurt gewesen seien. Offenbar seien sie nur nicht von den Fernsehkameras erfaßt worden. SPD-Chef Vogel hatte seinen Vize besser verstanden: Er forderte ausdrücklich die Präsidiumsmitglieder auf, solche Veranstaltungen zu besuchen: „Führende Leute erzielen politische Wirkung.“

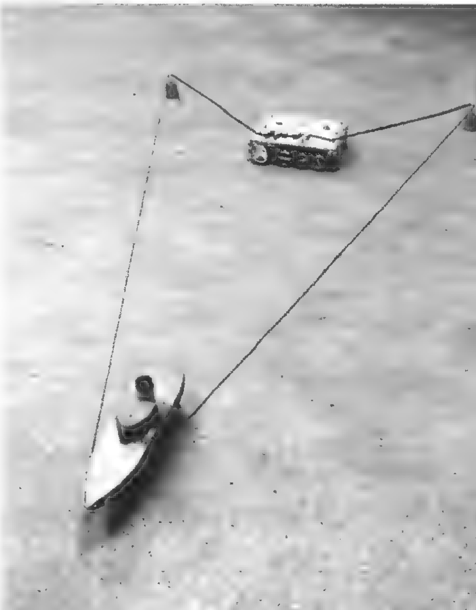
Michail Gorbatschow, 57, Generalsekretär der KPdSU, überraschte während der Kanzlervisite in Moskau mit speziellen Sprachkenntnissen. Unbewegt hatte der Kremlherr die Unterzeichnung der vielen staatlichen und halbstaatlichen Abkommen und Verträge über sich ergehen lassen. Als schließlich Deutschbankier Alfred Herrhausen den Kreditvertrag über drei Milliarden Mark signierte, kommentierte Gorbatschow auf deutsch: „Jetzt großes Geld.“

Claus, 62, Prinz der Niederlande, verlor zum Abschluß des 13tägigen Staatsbesuchs in Australien Ende vergangener Woche die königliche Contenance. Nachdem er Anwürfe in der Presse des Gastlandes („Der tragische Prinz im Schatten seiner Frau“, „Der traurige Prinz mit der verkrampften Haltung und den wässrigen Augen“) knapp zwei Wochen lang vornehm ignoriert hatte, traf die Beschreibung „Mann mit grauen Haaren, grauen Augen, grauen Schuhen und einer grauen Konversation“ offenbar auf ein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden: Vor dem mitreisenden Journalisten-Troß wetterte Seine Hoheit: „Was mich so böse gemacht hat, was ich eine Schande finde und was absolut erlogen ist, daß man mir unterstellt, ich würde graue Schuhe tragen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine grauen Schuhe getragen. Ich schwöre es: Ich besitze überhaupt keine grauen Schuhe.“

François Mitterrand, 72, französischer Staatspräsident, beantwortet die Frage, warum er den derzeit durch landesweite Streiks unter Druck geratenen Michel Rocard in das Amt des Premierministers berufen habe, mit einem triftigen Grund: „Man stellt mir diese Frage mindestens einmal pro Woche. Hätte ich Michel Rocard nicht nominiert, würde man mir diese Frage zehnmal am Tag stellen.“

Esther Williams, 65 (Photo r., Mitte), Hollywood-Nixe der vierziger Jahre, tauchte in der Modebranche wieder auf. Die Pool-Königin, die vor den Kameras meistens im eigenen Design baden ging, stellte jetzt eine ganze Bademoden-Kollektion vor, die, vorzugsweise mit Eintei-





lern, auf eine „No body is perfect"-Kundschaft zielt: „Es gibt eine Menge Frauen, die diese verrückten Winzlinge nicht tragen wollen, und denen möchte ich helfen." Die Tatsache, daß eine Marketing-Studie dem Bade-Star auch an Land immer noch einen hohen Wiedererkennungswert attestierte, stieg ihr offensichtlich zu Kopfe: „Im Moment denke ich über Badekappen nach."



Rudi Walther, SPD-Bundestagsabgeordneter und Vorsitzender des Haushaltsausschusses, erhielt zu seinem 60. Geburtstag überraschenden Besuch vom Bundesaußenminister. Als Geschenk hatte Genscher, der mit dem Haushaltsexperten Walther schon mal über neue Bonner Bündnisse plauscht, eine Ausgabe des SPD-Parteiblatts „Vorwärts" vom 22. Oktober 1928 mit ins nordhessische Zierenberg gebracht. Außerdem, so der Minister, habe er nachblättern lassen, was denn alles so geschehen sei an Walthers 60 Geburtstagen. Dabei sei ihm besonders der 22. Oktober 1969 aufgefallen, der Tag, an dem die Regierung Brandt/Scheel, die erste sozial-liberale Koalition, installiert wurde. Dieser Hinweis sei „völlig unpolitisch", juxte Genscher, „aber zufällig ist bei mir nichts".

Miller Levy, 38 (Photo u.), französischer Künstler, bereicherte das moderne Skulpturenwesen um die Abteilung Tonkunst. Im Mittelpunkt seines Schaffens stehen Bandmaschinen – vom einfachen Koffergerät der fünfziger Jahre bis zur modernen Studioanlage –, die er zu fast alltäglichen Objekten (Preise zwischen 25 000 und 150 000 Franc) umbaut: Was dann wie ein Tonband mit Flügeln anmutet (Photo l.), entpuppt sich dank der beigegebenen Geräusche als Flugzeug: Vom Band ertönen Propellermotoren und die Pilotenstimme aus einem Cockpit. Eine Tonband-Kreissäge (Photo u.) gibt sich zu erkennen mit Kreischen, Blätterrauschen und Kuckucksruf, und aus dem Boots-Objekt (Photo unten l.) erklingt Wellenschlag. Trotz künstlerischer Verfremdung blieb jedoch die Technik intakt – einschließlich Stop-Taste.



FRAGEN AN



JACQUES VERGÈS, 63. Der Pariser Staranwalt vertrat algerische Unabhängigkeitskämpfer, palästinensische Terroristen, aber auch den Ex-Gestapochef von Lyon, Klaus Barbie. In einem Fernsehprozeß zum 200. Jahrestag der Französischen Revolution wird er den 1793 hingerichteten König Ludwig XVI. verteidigen; das Urteil sprechen per Btx 500 000 Franzosen.

SPIEGEL: Sie haben schon eine Reihe von Revolutionären verteidigt – aus Überzeugung?

VERGÈS: Ja, aus Überzeugung, weil ich mich mit Revolutionären solidarisch fühle.

SPIEGEL: Was bewegt Sie dann, einen absolutistischen Monarchen zu verteidigen?

VERGÈS: Um einen Menschen zu verteidigen, muß man nicht unbedingt seine Überzeugungen teilen. Gerichte haben Menschen zu beurteilen, nicht Ideologien.

SPIEGEL: Was wird Ihre Strategie vor Gericht sein?

VERGÈS: Dazu nur dies: Die Hinrichtung des Königs war falsch, weil damit die Guillotine als Ultima ratio in eine politische Debatte eingeführt wurde – der Tod ist kein Argument.

SPIEGEL: Angenommen, Sie gewinnen den Prozeß. Muß Frankreichs Geschichte dann neu geschrieben werden?

VERGÈS: Dazu ist es wohl zu spät. Aber wenn ich die 500 000 Franzosen überzeuge, die die Jury bilden, könnte ich vielleicht die öffentliche Meinung dazu bringen, nicht mehr so schnell „Kreuziget ihn" zu schreien. Mit dem Freispruch für Ludwig XVI. würde ich einen Kampf für die Demokratie gewinnen.

Ein Vorbild, das leuchtet.

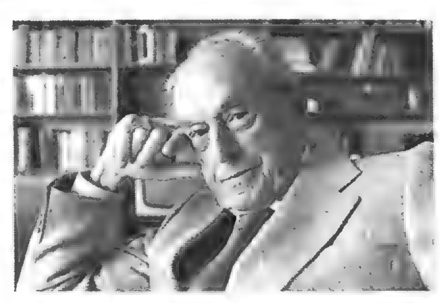
BEGA GANTENBRINK-LEUCHTEN OHG D-5750 Menden.

Leonhardt & Kern

register

GESTORBEN

Ernst-Fritz Fürbringer, 88. Auf Bühne und Leinwand erschien er als Inbegriff des hanseatischen Herrn: straff und beherrscht, klar, präzis, nie übertrieben, und auch in einer späten Fernseh-Titelrolle, in „Konsul Möllers Erben“, hat er diese Essenz des hanseatischen Patriarchen gespielt. Tatsächlich arbeitete Ernst-Fritz Fürbringer, geboren in Braunschweig, Ex-Marine-Offizier, Ex-Freikorpskämpfer, Ex-Agronom, in einem hamburgischen Kontor, bis er 1925 den Sprung zur Bühne wagte, ins Fach des klassischen Jünglings. Boulevardkomödien und erste Kino-Erfolge, vor allem „Truxa“ (1936), beförderten ihn zum Darsteller eleganter, charmanter, auch zwielichtiger Kavaliere. In diesem Fach hat er, langsam reifend, in einer langen Reihe von Rollen dem deutschen Nachkriegskino und dann dem Fernsehen gedient; allzu wählerisch war er da nicht. Die Bühne, vor allem in München, blieb sein Hauptrevier, die Darstellung von Kavalieren, Offizieren und Patriarchen seine Spezialität; Höhepunkte seiner scharfen Charakterisierungskunst wurden Schillers Herrschergestalten Wallenstein und König Philipp. In sie legte er, streng und unsentimental, alles an Größe. Ernst-Fritz Fürbringer starb am vergangenen Montag in München.



Pietro Annigoni, 78. Er war, mit schwarzem Barett und langem Wollschal, ein Künstler-Typ, den man eher auf der Opernbühne als in der zeitgenössischen Wirklichkeit vermutet, und sein akademischer Stil fand bei professionellen Kritikern keine Gnade. Trotzdem konnte Pietro Annigoni eine internationale Malerkarriere machen. Als Porträtist war der Mailänder Ingenieurssohn bei hochmögender Prominenz gefragt, ihm saßen John F. Kennedy, Papst Johannes XXIII., Ludwig Erhard und der Schah von Persien Modell. Den entscheidenden Durchbruch, zugleich seine Sternstunde, hatte Annigoni 1955 erlebt, als er im Auftrag der Londoner Fischhändlergilde die junge Queen Elizabeth malte: im samtenen Mantel des Hosenbandordens, hollywoodglatt und honigsüß und, wie der „Guardian“ tatsächlich fand, „sogar ein bißchen sexy“. 300 000 Briten bewunderten das Bild. Doch als der Maestro 15 Jahre später dieselbe Majestät ernst und gealtert darstellte, war das Publikum empört; eine Betrachterin warf mit ihrer Bibel nach dem Werk. Pietro Annigoni, der auch Fresken für italienische Kirchen sowie Landschaften gemalt hat, starb vorletzten Samstag in Florenz.



John Houseman, 86. Er war ein europäisch geprägter Kosmopolit, von Beruf Getreidegroßhändler, geboren als Jacques Haussmann in Bukarest, der Vater Elsässer, die Mutter Britin – und er wurde einer der erstaunlichsten Theater- und Filmproduzenten Amerikas. Die Begegnung mit dem 19jährigen Wunderknaben Orson Welles, 1934, hat ihn dazu gemacht. Houseman produzierte die ersten Bühnenstreiche des Jung-Genies – „Macbeth“ mit einem Schwarzen-Ensemble, „Julius Cäsar“ in faschistischen Uniformen, „Doctor Faustus“, „Dantons Tod“ und einiges mehr –, er produzierte 1938 das Marsmenschen-Invasions-Hörspiel, das eine nationale Panik auslöste, und er war 1940 bei Welles' sensationellem Hollywood-Debüt „Citizen Kane“ als Koautor und Koproduzent beteiligt. Über 20 Jahre lang arbeitete Houseman dann als Produzent anspruchsvoller und sorgfältig gemachter Filme in Hollywood mit Regisseuren wie Max Ophüls, Fritz Lang, Nicholas Ray, Vincente Minnelli; Krönung seines Ehrgeizes war der „Julius Cäsar“ von 1953. Das Theater gab Houseman deshalb nicht auf: Er produzierte, inszenierte, gründete Truppen, leitete das Shakespeare-Festival in Stratford (Connecticut) und baute die Schauspielabteilung der New Yorker Julliard Music School auf: ein unermüdlicher Entdecker und Förderer von Talenten. Zu unerwartetem späten Ruhm und Popularität kam Houseman, schon über 70, als Schauspieler. Eine Nebenrolle in dem Film „The Paper Chase“ brachte ihm 1974 einen Oscar ein, und seither verkörperte er in zahlreichen Filmen und Fernsehproduktionen mit Grandezza den schwergewichtigen Gentleman. Seinen letzten Filmauftritt hatte er in Woody Allens „Another Woman“. Am vergangenen Montag starb John Houseman in seinem Haus in Malibu an Krebs.



DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 7. 11.

21.10 Uhr. ARD. Der 40. Präsident

Bilanz der Reagan-Ära von Peter Staisch und Wolf von Lojewski.

21.15 Uhr. ZDF. WISO

Themen: Bei der Samstagsarbeit bröckelt die Abwehrfront; Rüstung – wie kauft die Bundeswehr? Studiogespräch mit Rudi Walther (SPD), Vorsitzender des Bundestags-Haushaltsausschusses.

22.20 Uhr. 3Sat. Einer von uns beiden

Der Herr Professor aus Berlin (Klaus Schwarzkopf) hat seine Dissertation bei einem anderen abgekupfert. Der heruntergekommene Student (Jürgen Prochnow) hat's gemerkt. Es beginnt ein Kampf mit Erpressungen auf Leben und Tod. Bevor Regisseur Wolfgang Petersen mit dem „Boot" erfolgreich in See stach, drehte er 1973 diesen Erstling. Die Kritik attestierte Milieu-Sicherheit, aber auch Klischees aus den Fünfzigern.

23.00 Uhr. ARD. Die verlorene Zeit

Kinderseelen in einer kalten Welt sind das Thema dieses schweizerisch/französischen Spielfilms (1979) von Patricia Moraz. Das Mädchen Cecile (Photo: Clarisse Barrère) und dessen Bruder (Charles Dudoignon)



entfliehen ihren gleichgültigen Eltern und gehen zum Großvater, einem alten Uhrmacher (Charles Vanel). Die Urteile der Kritiker reichten von „wunderbare Leichtigkeit" bis zu „prätentiöser Symbolismus".

Dienstag, 8. 11.

20.00 Uhr. ARD. Fußball-Europapokal

Aus dem Weserstadion wird das Rückspiel Werder Bremen – Celtic Glasgow (im Hinspiel gewannen die Bremer mit 1 : 0) übertragen.

21.50 Uhr. ARD. Monitor

Themen: Ronald Reagan grüßt das deutsche Volk; Albrecht am Ende; Bonn: Blüms kranke Reform; Hannelore Hoger liest Erich Fried; kein Haftbefehl gegen SS-Aufseher.

23.25 Uhr. Sat 1. Im Nest der gelben Viper

Deutsch-italienischer Agentenfilm (1964, Regie: Wolfgang Schleif). Ein FBI-Agent (Hellmuth Lange) schafft Ordnung in einer von Gangsterterror verschreckten Stadt. Die „SZ" nannte die Story „extrem phantasielos". Trotzdem sei der Film kaum schlechter als all die anderen Agentenfilme.

23.25 Uhr. Bayern III. Die goldene Karrosse

Jean Renoirs Film (Italien/Frankreich 1953) mit Anna Magnani (Photo) und Duncan Lamont spielt im 18. Jahrhundert. Im Komödiantengefolge reist die Schauspielerin Camilla nach Peru, wo sich der spanische Vizekönig in sie verliebt.



Den Theater-im-Theater-Film schuf Renoir, wie er später schrieb, aus dem Geist der Musik Vivaldis. Sie ist auch oft zu hören.

02.00 Uhr. ZDF. USA – Wahl '88

Bericht über die Entscheidung zwischen Bush und Dukakis.

Mittwoch, 9. 11.

19.30 Uhr. ZDF. USA – Wahl '88

Nach der Entscheidung um die amerikanische Präsidentschaft (Photo: Dukakis, Bush). Bericht aus Washington. Die





ARD schließt sich um 21.15 Uhr mit ihrer Sendung „Der neue Präsident" an.

22.15 Uhr. Eins plus. Geschichte der Wände

Ein satirischer Spielfilm der tschechoslowakischen Regisseurin Vera Chytilova (1979) über das nie endende Bau-Chaos in den Trabantenstädten des Ostblocks. Wie eine Drohung hängt – immer wieder im Film eingeblendet – ein Fertigbauteil über den tristen Neubaublocks.

22.30 Uhr. ARD. Fußball-Europapokal

Rückspiele: Stuttgart – Zagreb (Hinspiel: 3:1 für Stuttgart); Glasgow Rangers – Köln (Hinspiel: 2:0 für Köln).

Geschichte im TV

In dieser Woche häufen sich Fernsehsendungen über die jüngere deutsche Vergangenheit. Der vierte und fünfte Teil von Egon Monks Verfilmung des Giordano-Romans „Die Bertinis" laufen am **Montag, 19.30 Uhr** und **Dienstag, 20.15 Uhr** im ZDF. Mit der sogenannten Reichskristallnacht beschäftigen sich das Erste und Zweite Programm in Dokumentationen. Die Mainzer versuchen mit ihrem Beitrag „Als die Synagogen brannten", am **Dienstag, 22.10 Uhr,** die Ereignisse der Pogromnacht des 9./10. November 1938 in Berlin, Würzburg, Wien und im hessischen Wolfhagen zu rekonstruieren.

Da kein filmhistorisches Material existiert, geschieht dies mit Photos und Aussagen von Augenzeugen. Erstmals gab es für diese ZDF-Sendung eine Zusammenarbeit zwischen der DDR und der Bundesrepublik in Sachen NS-Geschichte: Autor Ralf Piechowiak stammt aus Westdeutschland, Mitautor Roza Fiedler aus der DDR. Anschließend leitet Guido Knopp eine Studiodiskussion mit Professor Herbert Strauß, einem von Würzburg nach Amerika emigrierten Juden, der heute einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte an der TU Berlin innehat.

Die am **Mittwoch, 20.15 Uhr** anstehende ARD-Sendung „Die ‚Reichskristallnacht'" von Jürgen Martin Möller und Henric C. Wuermeling versucht mit Hilfe von Zeitzeugen, die Hintergründe des Geschehens aufzuklären. Zu Wort kommt unter anderen Hans Otto Meissner, der 1938 Attaché an der Deutschen Botschaft in Paris war und den tödlichen Anschlag des polnischen Juden Herschel Grünspan auf den Legationssekretär Ernst vom Rath miterlebte, den Goebbels zum Anlaß für das Pogrom gegen

Donnerstag, 10. 11.

20.15 Uhr. ARD. Veto

Scheidungsopfer berichten über ihre leidvollen Erfahrungen mit dem Scheidungsrecht. Moderation: Heinz Burghart.

20.15 Uhr. Nord III. Der Fuchs von Paris

Aus Anlaß des 80. Geburtstages des großen Mimen Martin Held (Photo, rechts) zeigt Nord III diesen deutschen Spielfilm von 1957 unter der Regie von Paul May. Held spielt einen in Paris stationierten Wehrmachtsgeneral, der mit



Wissen seines Vorgesetzten (Photo: Paul Hartmann) deutsche Verteidigungspläne den Alliierten zuspielen will. Die Transaktion läuft über einen jungen Panzeroffizier (Hardy Krüger), den Freund einer französischen Widerstandskämpferin (Marianne Koch).

22.10 Uhr. ZDF. Wer ließ Dulcie S. ermorden?

Im März dieses Jahres wurde die südafrikanische Oppositionspolitikerin Dulcie September in Paris ermordet. Jürgen Roth enthüllt Auftraggeber und Machenschaften von Geheimagenten und Killerkommandos.

23.00 Uhr. ARD. Wilhelmsburger Freitag

Fernsehspiel (1964) von Egon Monk: Die Alltagsgeschichte eines Arbeiterehepaares, das sich überlegt, ob sein Geld nach Waschmaschine und Mallorcareise noch für die Anschaffung eines Babys reicht.

die deutschen Juden nahm. Im Anschluß **(22.10 Uhr)** überträgt das ZDF aus der Alten Oper in Frankfurt ein Gedenkkonzert und eine Lesung unter dem Titel „Zerstörung – Verlust – Erinnerung".

Auch der Defa-Film „Ehe im Schatten" (DDR 1947, Regie: Kurt Maetzig), den die ARD am **Freitag, 20.15 Uhr** sendet, hat die NS-Zeit zum Inhalt: Er erzählt die Tragödie der Schauspielerehe von Hans Wieland (Paul Klinger) und seiner jüdischen Frau Elisabeth Maurer (Ilse Steppat), die sich das Leben nahmen, weil sie die Schikanen der Nazis nicht mehr aushielten. Zur Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkriegs zeigt das ZDF zwei berühmte Antikriegsfilme.

G. W. Pabsts 1930 entstandenes Werk „Westfront 1918" **(Freitag, 23.20 Uhr)** räumt mit der Heroisierung der Fronterlebnisse auf: Ein Student verreckt im Schlamm zwischen den Linien, nur die Hand ragt heraus, ein Soldat stirbt im Lazarett mit den Worten „Wir sind alle schuld", ein Leutnant endet unter pausenlosem Hurra-Geschrei im Wahn. „Ende?" steht über dem letzten Bild des Pabst-Films.

In vierjähriger Puzzlearbeit wurde vom ZDF die Originalversion der legendären Abrechnung mit dem Militarismus „Im Westen nichts Neues" nach dem Roman von Erich Maria Remarque rekonstruiert und wird am **Sonntag, 22.05 Uhr,** wieder einmal gezeigt. Der US-Film von 1929/30 (Regie: Lewis Milestone) erzählt die Geschichte des Gymnasiasten Paule Bäumer (Lew Ayres), der sich zusammen mit sechs Klassenkameraden freiwillig zum Kriegsdienst meldet, den Sadismus der Ausbildung kennenlernt und im Stellungskrieg einen sinnlosen Tod findet. „Im Westen nichts Neues", meldet der Heeresbericht. In der Schlußeinstellung fliegt – Zeichen der Hoffnung? – ein Schmetterling.

Freitag, 11. 11.

22.10 Uhr. ZDF. Aspekte

Themen: Der Friedhof als Wirtschaftsfaktor; die Situation der Berliner Kulturpolitik.

23.45 Uhr. ARD. Rashomon

Mit diesem Samurai-Spektakel (Japan) erzielte Regisseur Akira Kurosawa 1951 den internationalen Durchbruch für die Filmkunst des Landes (Goldener Löwe von Venedig, Oscar). Die Härte der



Schwarzweißphotographie, die Gewalt der Gewitterbilder mit schwarzgefärbtem Regen und die schroffe Montage erregten Aufsehen (Szenenphoto).

Samstag, 12. 11.

22.10 Uhr. ARD. 65 – Loriot zum Geburtstag

Lorioten kommen auf ihre Kosten bei der Wiederholung alter Sketche: Das Knollennasenmännchen marschiert, Herr Müller-Lüdenscheid läßt die Gummiente in der Hotelbadewanne schwimmen, Evelyn Hamann sitzt auf dem bekannten Sofa.

23.10 Uhr. ARD. Erdbeben

Für diesen Katastrophenfilm (USA 1974, Regie: Mark Robson) heuerten Hollywoods Kinomanager leicht angeschimmelte Stars wie Charlton Heston, Ava Gardner und „Bonanza"-Patriarch Lorne Greene an. Das Erdbeben samt großer Flutwelle ist technisch nicht schlecht gemacht, die penetrant die ganze Filmhandlung über verkündete Moral – Egoismus ist schlecht, Ruhe als erste Bürgerpflicht immer gut – unerträglich.

Sonntag, 13. 11.

21.45 Uhr. RTLplus. SPIEGEL-TV

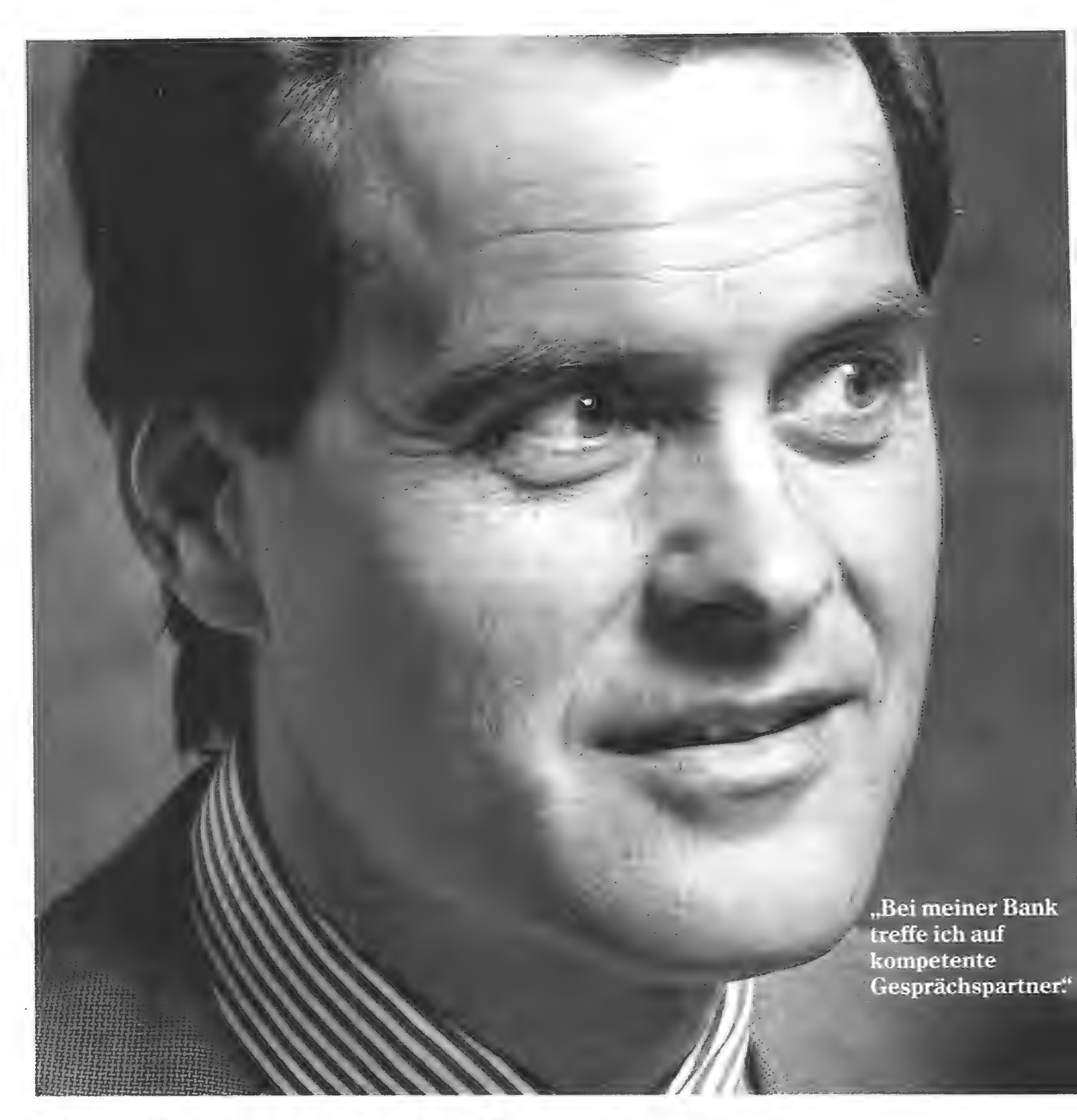
Der tägliche Horrortrip – Schwerpunkt-Sendung zum Thema Drogen.

21.55 Uhr. ARD. Das weite Land

Der Held der Tragikomödie von Arthur Schnitzler, der Industrielle, Großbürger, Tennisspieler und Alpinist Hofreiter (Photo: Michel Piccoli mit Barbara Rebeschini) genießt es, seine schöne Frau Genia (Bulle Ogier) von Männern umschwärmt zu sehen. Er kann gleichzeitig ihre Treue nicht ertragen und treibt sie zum Ehebruch, um dann triumphierend

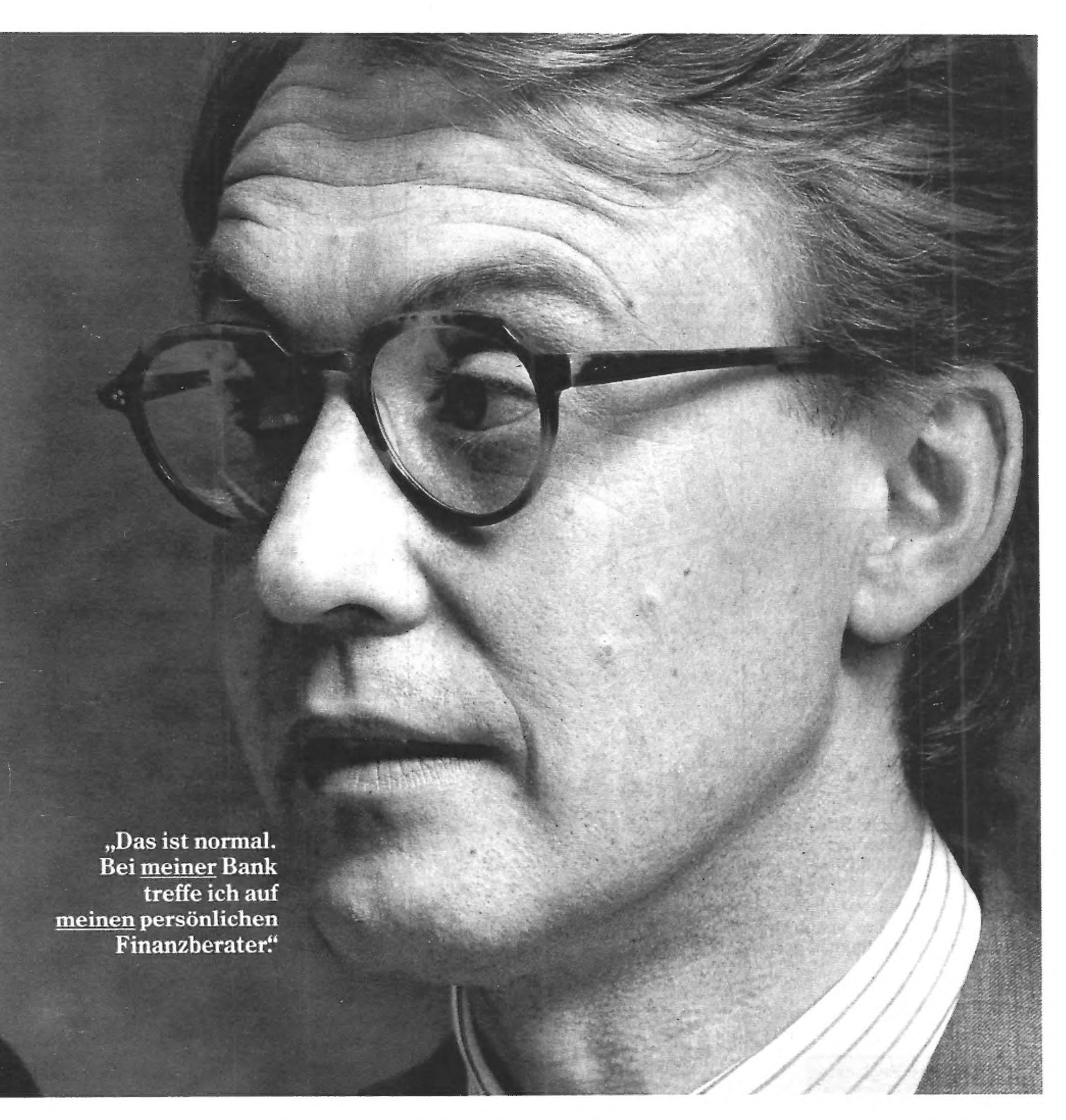


ihren Liebhaber zu erschießen. Doch mit dem Schuß sprengt er sich selbst in eine innere Leere. Luc Bondy verfilmte 1987 dieses wohl souveränste Gesellschaftsstück der deutschen Theaterliteratur.



Der Privatbank-Unterschied

Alexander Demuth Fim



Finanzplanung heute – und ihre praktische Umsetzung im Tagesgeschäft – stellt höhere Anforderungen denn je. Wer deshalb von seinem Bankpartner mit Recht mehr erwartet als Standardleistungen und schematisierten Service, kommt früher oder später auf den Privatbank-Unterschied: Schröder Münchmeyer Hengst & Co ist nicht einfach eine Bankverbindung, sondern Ihr persönlicher Finanzberater. Jeder von uns denkt unternehmerisch wie Sie, identifiziert sich mit Ihren Zielen, kennt Ihre speziellen Anforderungen. Jeder von uns leistet Maßarbeit für Ihren persönlichen Erfolg.

Schröder Münchmeyer Hengst & Co

Mitglied der Lloyds Bank Gruppe

HOHLSPIEGEL

Aus dem „Schwarzwälder Boten“: „Mehrere Rinder waren aus ihrer Weide ausgebrochen und liefen auf der Straße zwischen Flourn und Peterzell herum. Die Tiere wurden zusammen mit dem inzwischen ermittelten Besitzer eingefangen und auf eine Weide getrieben.“

△

Aus der „Neuen Westfälischen“: „Die einen Experten sehen darin eine typische Gorillataktik, möglichst in großen, unübersichtlichen Wohnvierteln unterzutauchen und das Umfeld als eine Art von Schutzwall zu benutzen.“

△

Suche sportbegeisterte, tierliebe Frau
bis ca. 40 Jahre, mit TV-Kabelanschluß.
Angebote unter B 810 a. d. Gesch.

Anzeige aus dem „Iserlohner Kreisanzeiger und Zeitung“.

△

Aus einem Prospekt des „U.S.S. Arizona-Denkmals“ in Pearl Harbor: „Die Programme beginnen um 8:00 Uhr (7:45 im Sommer) und enden um 15:00 Uhr. Aus Sicherheitsgründen müssen die Besucher mindestens 45 inches (14 cm) groß sein, um mit den Pendelbooten der Marine zu fahren.“

△

Frauen haben in der Regierung nichts zu suchen. Quotenregel. früher nur bei Milchküh., nun auch bei Frauen? Die Männer lachen hämisch über den 40% Trick. Hör Tonbd.

Anzeige aus dem „Niebüller Anzeigenblatt“.

△

Für die vielen Aufmerksamkeiten anläßlich meines
50. Geburtstages
bedanke ich mich bereits im voraus.
Euer Otto

Anzeige aus der „Vilsbiburger Zeitung“.

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Die Turiner Zeitung „La Stampa“ über die Albrecht-Affäre:

Kaum ein Jahr nach dem Fall Barschel erschüttert ein neuer Skandal die deutsche Politik. Zwischen den beiden Vorgängen gibt es mehr als nur eine Analogie. Wieder ist ein Bundesland in Norddeutschland im Mittelpunkt der Szene, heute wie damals sind es Männer der CDU von Kanzler Kohl, die sich wegen schwerer Vergehen verantworten müssen. Wieder ist es die sozialdemokratische Opposition, die Neuwahlen und eine neue Regierung verlangt. Schließlich ist es heute wie damals der Hamburger SPIEGEL, der die Rolle des unerbittlichen Scharfrichters übernimmt.

△

Die „Welt“ zur Spielbank-Affäre in Rheinland-Pfalz:

Die Spielbanken in der Bundesrepublik Deutschland gleichen einem Leitungssystem, aus dem Milch und Honig fließen. Am ersten Zapfhahn sitzt der Staat, der die Steuern kassiert. Am zweiten Zapfhahn sitzen die Konzessionäre; ihnen ist der Gewinn sicher (sofern sie nicht selber spielen). Am dritten Zapfhahn schließlich sitzt der SPIEGEL. Ihm läuft irgendwie, irgendwann alles in die Arme, was sich von Nord bis Süd rund um die Spielbankkonzessionen alles an dunklen, halbdunklen oder auch nur eingebildeten Skandalgeschichten ereignet.

Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 2/1988 BRASILIEN – KAHLER BERG über ein Massaker brasilianischer Militärpolizisten im Dezember 1987 an Goldgräbern im Bundesstaat Pará, was „Die Zeit“ (Nr. 44/1988) als „Desinformation“ hinstellte: Auch Amnesty International sei „nicht fündig“ geworden.

Der „Amnesty“-Bericht über den Vorfall stellt unter anderem fest: „Am 7. Januar 1988 forderte Amnesty International die brasilianische Regierung auf, die Vorfälle zu untersuchen, bei denen durch Gewaltanwendung der Militärpolizei von Pará mindestens acht Menschen getötet und 40 verwundet wurden . . . Bundespolizisten und der Zivilschutzbeauftragte, die Augenzeugen waren, haben öffentlich ausgesagt, daß die Zahl der Toten viel höher war als die von der Militärpolizei angegebenen zwei.“ Auf Ersuchen des brasilianischen Rates für die Verteidigung der Menschenrechte veranlaßte Justizminister Paulo Brossard die Eröffnung einer Untersuchung durch die Bundespolizei.

„Für mich gibt es nichts Köstlicheres, Monsieur Hennessy, als einen wohltemperierten Cognac und einen eiskalten Mord."

„Würden Sie für heute ausnahmsweise mit einem Cognac vorlieb nehmen, Mr. Hitchcock?"



Unser Foto zeigt Gilles Hennessy als Gastgeber im Schloß der Hennessys.

*Das Vergnügen, Cognac Hennessy zu trinken, ist durchaus steigerungsfähig: mit V.S., V.S.O.P., X.O. und **Paradis.***

NICHTS HAT SO VIEL ESPRIT WIE ALTER COGNAC UND NEUE GEDANKEN.



CHIVAS REGAL. 12 JAHRE ALT. STOLZ DER ÄLTESTEN WHISKY DISTILLERY SCHOTTLANDS.

Man plaudert und plaudert, und plötzlich sind 12 Jahre vorbei.